

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Guido Zingerl: Olympia-Kraftakt

Martin Sperr: Olympio — Eine Legende

Benno Höllteufel: in am koidn land

Walter Neumann, Karl-Georg Ruppertsberger,

Karl Martell, Karl-Heinz Jakobs

SPORT — OLYMPIADE

Heinz Rabbow: Globalstrategie unterm Olympiadach

Franz Nitsch: Zwischen Olympismus und Antiolympia

Uwe Timm: Sport in der Klassengesellschaft

Peter Pachnicke: „Raus müßten nur die Amateure“

Klaus Waller: Sportpolitik in der BRD

Prof. Edelfrid Buggel: Freizeit und Erholungssport in der DDR

Oskar Neumann: Deutsche Selbstdarstellung

Kunst im Dschungel von IOC, NOK, DOZ, OBG

V.H. Brandes: BRD-Presse und Mexiko '68

P. Gotthardt / J. Schlott: Hör, Angela!

Friedrich Hitzer: Lenin in der Kaiserstraße

H.P. Alvermann: Rede vor Gericht

Säuberung: Astel, Kipphardt u. a.

Dok. eines Verfassungsbruchs: Bremer Senat gegen Prof. Holzer

Heinz Brüdigam: Taschenbücher in der BRD

Jürgen Alberts: Die Bild-Zeitung und das Rechtskartell

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

SPORT-OLYMPIADE

LITERATUR

<i>Guido Zingerl: Olympia-Kraftakt</i>	547
<i>Martin Sperr: Olympio — Eine Legende</i>	548
<i>Benno Höllteufel: in am koidn land</i>	571
<i>Walter Neumann: Das Spiel des Jahres</i>	574
<i>Karl-Georg Ruppertsberger: Samstagmorgengedanken</i>	578
<i>Karl Martell: Der Zweikampf</i>	581
<i>Karl-Heinz Jakobs: Eine Pyramide für mich</i>	582

KRITIK

<i>Heinz Rabbow: Globalstrategie unterm Olympiadach</i>	593
<i>Franz Nitsch: Zwischen Olympismus und Antiolympia</i>	603
<i>Uwe Timm: Sport in der Klassengesellschaft</i>	608
<i>Peter Pachnicke: Raus müßten nur die Amateure</i>	618
<i>Klaus Waller: Sportpolitik in der BRD</i>	622
<i>Professor Edelfrid Buggel: Freizeit- und Erholungssport in der DDR</i>	633

KLASSENKAMPF

<i>Oskar Neumann: Deutsche Selbstdarstellung</i>	642
<i>Kunst im Dschungel von IOC, NOK, DOZ, OBG</i>	649
<i>V. H. Brandes: BRD-Presse und Mexiko '68</i>	654
<i>P. Gotthardt / J. Schlott: Hör, Angela!</i>	659
<i>Friedrich Hitzer: Lenin in der Kaiserstraße</i>	663
<i>H. P. Alvermann: Rede vor Gericht</i>	672
<i>Säuberung: Astel, Kipphardt u. a.</i>	681
<i>Dokumentation eines Verfassungsbruchs: Bremer Senat gegen Prof. Holzer</i>	685

<i>Heinz Brüdigam: Taschenbücher in der BRD</i>	690
<i>Jürgen Alberts: Die Bild-Zeitung und das Rechtskartell</i>	703

ANMERKUNGEN



Martin Sperr
Olympio

NEW YORK

Olympio verläßt seine Heimat, die er nicht als solche empfindet.
KEINER TRAUERT.

In Olympios Büro

Olympio starrte aus dem Fenster. Auf das Häusermeer. Der Dunst des Atlantik hob sich im Hintergrund dunkler vom Himmel ab.
Ständiges Geräusch der Autos. New York.
Olympios Heimatstadt. Sandwüsten aufgetürmt zu gigantischen Grabmälern menschlicher Aufwinde.
Nie konnte er Heimatgefühle entwickeln in dieser *Steinwüste*, bis der *Löwe* kam.
Seither wußte Olympio, was ihm fehlte: Geborgenheit. (*Oh Afrika*)

Pam Wilkins, seine Sekretärin, redete auf ihn ein. Ununterbrochen. Gezwitscher des hohen Soprans.

Und wieder die Stadt: Böartige Nadeln gegen den Himmel die Wolkenkratzer. Fallgruben die Schluchten, an deren Pfeilen und Widerhaken der gestürzte Christus hängt.
In ihren Glaubensräuschen kamen sie sich näher, Chef und Sekretärin, beide katholisch, im Glauben der Liebe, die geistig ist. Oft erklärte er ihr Gleichnisse, Sünden. War des Tages Arbeit getan, standen sie oft, blickten hinaus:
Die Leuchtreklame, die Wundmale des übergroßen Gekreuzigten blinkten in prunkenden Farben vom Haus gegenüber, rot vaginaartig, unerbittlich, nicht menschlich, göttlich die Dämmerung zur Nacht hindrängend, zur Nacht, die den Gebeten und Schreien gehört.
Wie die Gesetzesblitze am Berg Sinai zuckte die Reklame in den Scheiben der Fenster und blendete, grub sich überdimensional in die Seelen der beiden Betrachter.
Pam Wilkins öffnete das Fenster.
Batmann zauste ihr Haar — der Wind, der sich aus dem Bauch der Stadt in diese schwindelnden Höhen emporriß.

Martin Sperr: Olympio

HELD OLYMPIO, BATMANS RIVALE, IN FEINDLICHER UMWELT:
Dünste griffen in die Nasen, in die Lungen, benommen wankte Olympio zum Fenster.

„Natur!“

Warum mußte Pam Wilkins auch immer lüften!

Er schloß das Fenster mit aller Kraft, zwang Batmann ins Freie. Aircondition vertrieb den barbarischen Luftdruck, den Alb und das rauhe Klima der *Steinwüste*, bald war die Atmosphäre wieder frei von aller Unbill der Natur.

Olympio schlug die Hände vors Gesicht, rieb seinen dröhnenden Schädel. Erste Vorahnungen, wie Wehen vom Föhn — *der neue Adam*.
Er sah verstört auf die Uhr, zerrissen zwischen Angst und Jubel, bald sollte er beginnen: Der Flug in den Traum.

Ein Briefwechsel von drei Schreiben lief an zwischen der Bayrischen Akademie der Künste (München) und dem IOC (New York), dessen Konsequenz Olympios Reise von New York nach München darstellt. In kurzen Stichworten folgender Inhalt:

1. BAK an IOC (Vertrauliche Anfrage)
Wird black-power die Olympiade in München gefährden?
Man müsse gleich dreinschlagen, bevor Befürchtungen nahe-liegen.
2. IOC an BAK (Pressemitteilung über upi)
Man teste, man möge bitte nicht so vorlaut sein, ob black-power im Sinne habe, 1972 in München aktiv zu werden. Man habe im übrigen die Befürchtung, man werde sich in München zu sehr auf Kunst beschränken. Es gehe aber um Spiele.
3. BAK an IOC (Vertraulicher Aufschrei)
Es hätten sich Gruppen zur Verhinderung der Spiele gebildet. Man wolle jetzt nicht kleinlich werden und sich über die Rüge in der Pressemitteilung beschweren, die um die Welt gegangen sei und dem Ansehen der BAK sehr schädlich war, man könne nicht kleinlich werden, denn München sei in heller Aufregung, man befürchte so allerlei. Man möge von Amerika aus Kontakt aufnehmen mit hiesigen Studentenorganisationen, da die Disqualifikation der beiden Schwarzen in Mexiko, die sogenannte mexikanische Katastrophe auch München ereilen könnte. Und man solle, wenn möglich, einen Schwarzen schik-

ken, nur ein solcher könne dieses heikle Studentenvolk hypnotisieren und damit die Gefahr bannen. Alle Münchner würden ihn freudig empfangen.

Man begann, sich mit dem Problem auseinanderzusetzen, und die verzweifelte Situation in München wurde im IOC immer deutlicher. Man diskutierte, und schließlich wälzte diese Mücke als *Elefant* jeglichen Mut dahin, und man zitterte in Erwartung der Krawalle 1972. Man bestimmte Olympio, nach München zu fahren.

Er gab das Arbeitsmaterial an Pam Wilkins, die es sorgsam verpackte.

Wieder überfiel ihn diese Nervosität.

Er tastete ab: In den Hosentaschen die Zigaretten, das Feuerzeug, in der Gesäßtasche der Paß und die anderen Papiere. In der Brusttasche, am Herzen, trug er das Bild des Löwen.

Das Geld hatte er in den Jackentaschen. Eine Zeitung wird er sich am Airport kaufen. Gut.

Vor längerer Zeit schon hatte Pam Wilkins ihre Arbeit beendet, sie prüfte und sah bewundernd auf ihr präzises, schnelles Werk. Und sie sah, daß es gut war. Pam Wilkins wußte: Er flüchtet.

Und sie wußte auch, wovor: Vor sich selbst.

Sie hatte Verständnis.

Mit kleinen leisen Schritten huschte sie zu ihm, trocknete ihm die Stirn vom Schweiß, oh Veronika Wilkins, wie immer, denn der Chef hatte eine tödliche Angst vor dem Fliegen.

Weswegen flog er auch so viel, der dumme Junge.

Und sie verließ auf Zehenspitzen den Raum. Sie hatte Verständnis. Die Tür fiel zu. Olympio schrak auf, neue Wasserwüsten auf der Stirn.

Batman bläst dem Reklamechristus einen; wenn es Jesus schüttelt, reißen die Nägel in den Gliedern schmerzhaft.

Der Schmerz bestimmt die Trommelwirbel, und die Farbblitze sind die *Elefantenherde*.

Die löwenlose Steinwüste, oh Afrika, zermalmt Olympios Netzhaut.

Er huscht zum kleinen Eisschrank unter dem kunstvoll vergrößerten und bearbeiteten Nurmi-Photo.

Eine Bierbüchse zischt. Lööwenbräu!

Hoffnung erfüllte ihn.

Er weinte und wußte, die Utopie wird sich erfüllen.

Forsch trat er in das Vorzimmer.

Pam Wilkins gab ihm die Fahrkarte, gab ihm den Stadtplan von München mit der eingezeichneten Route der Stadtrundfahrt: Bavaria, Haus der Kunst, Nockherberg, schließlich Beten im Frauendom und dann ins Hofbräuhaus. Am Abend nach eigenem Ermessen Oktoberfest.

Bevor die Tränen stiegen, sagte er deshalb schnell wie immer einen forschen sportlichen Gruß, sie blickte ihm ernst ins Auge, schüttelte noch den Kopf und sah nichts von seiner Rührung.

Dreimal krächte der Hahn und als sie den Gruß erwiderte, stürzte Olympio bereits mit dem Lift in die Tiefe.

Er ließ den Fahrer an den Stätten seiner Kindheit vorbeifahren.

Olympio prägte sich das Haus seiner Kindheit genau ein.

Das Haus der Armut.

Das Haus der Vergangenheit.

Er ließ es zurück auf dem Weg in die Zukunft.

Airport 1 und der Flug in den Traum

Olympio erledigte alles am Kennedy-Airport, er gab sein Gepäck auf, kaufte sich eine Zeitung. Ließ seinen Flugschein bearbeiten.

Es blieb noch Zeit und so ging er hinunter an den Ort, wo sein Glück begann, wo er den Löwen das erste Mal gesehen hatte:

Das Schicksal oder der Schutzengel führte Olympio an jenem Tag in den Kennedy-Airport. Er hatte in der Halle gewartet.

Da begab es sich, daß in Lederhosen der faunische Roboter engelgleich die Rolltreppe herabschwebte, direkt aus dem Himmel, das bewegliche Metall unter ihm die Wolke, die sich in die Halle senkte. Nun klang der Himmel voller Geigen, und der Schall New Yorks war Grillenzirpen in Steinlandschaft.

Unten angekommen schnallte er sich den Rucksack auf den Rücken und ging auf und ab.

Der Löwe ging auf und ab.

Olympio ging auf und ab.

Als der Löwe sich kräftig wie der heilige Sebastian an die Säule lehnte und schmerzvoll zum Himmel blickte, schlug Olympios Herz höher. Er spürte den strengen Blick des Löwen in sein Innerstes dringen. Dieser Blick zwang ihn in die Knie.

Der Löwe, der das mißverstand, gab ihm den Rucksack und wurde in sehr mangelhaftem Englisch patzig: Ob die Diener in Amerika alle so faul seien und eine Viertelstunde zu spät kämen? Wenn sich einer aus Europa schon die Mühe mache, Englisch zu lernen, möge man das doch bitte anders honorieren! Daß er der Die-

ner sei, erkenne er — der Löwe — sofort, weil in seinem Englischbuch alle Schuhputzer schwarz seien, alle Portiers, kurz alle Diener. Außerdem solle er endlich aufstehen und den Rucksack halten, sonst ginge das Bier kaputt. Und er solle ihn jetzt gefälligst zum Wagen bringen.

Olympio stand auf.

Charmant erwiderte er, daß „zwar“ die meisten Schwarzen Dienerfunktionen hätten, — so — er wurde stolz — doch nicht alle. Da er aber — Olympio — gerne einem Löwen dienen wolle, würde diese Bemerkung von ihrem größeren Inhalt her stimmen.

Die Stirn des Löwen entrunzelte sich: er solle ihm nur dienen, er habe nichts dagegen, zahlen könne er nichts. Aber dafür habe er Geselctes dabei, das werde fürs erste reichen. Und gegen die Indianer könne man deshalb schon ohne weiteres anstinken. Wenn sie sich trauen, die Rothäute.

Er holte sich eine Flasche Bier aus dem Rucksack und trank sie aus.

Olympio trug das Gepäck des Löwen, fragte ihn, wo er herkomme und was ihn wenn die Frage erlaubt sei, nach New York führe:

Der Löwe sprach mit zusammengebißnen Zähnen von den Norddeutschen, von unterdrückten bayrischen Gefühlen und einem Bundestag. Und er sprach von einem bayrischen Freistaat, von der Memel zur Moldau — eine einzige Isar wird fließen!

Lautstark tobte er gegen Olympio an, den Arm gereckt wie die Freiheitsstatue, mit einer Bierflasche bewaffnet, wobei sich durch die Streckung des Oberkörpers die Lederhose entzückend über seinen Rundungen spannte.

Nach Sekunden sprang er wie ein Sportler aus dieser Haltung und war wieder ganz après: Er solle beim Ku-Klux-Klan lernen, wie man rechtsradikalen underground aufbaut. Das konnte ihm Olympio ausreden.

Und alle diese Erinnerungen: Der Löwe hatte verlangt, Fingerhackeln zur olympischen Disziplin zu erheben. Trotz heftiger Bemühungen konnte es nicht durchgesetzt werden.

Oder damals: Als er den Löwen beim Schuhplattler störte, weil ihn die geröteten Schenkel und das gespannte Leder zu sehr inspirierten.

Auch Gott der Herr wurde geschlagen.

Wie es dann fast täglich Prügel setzte von seiten des Löwen.

Langsam gewann Olympio den kleinen Wilden lieb und lernte, ihn zu verstehen. Er erinnerte sich und roch das Aroma der hinreißenden Semmelknödeln, die der Löwe immer kochte, kein Tag verging, ohne daß nicht dieser Duft durch das Appartement zog, während der Zeit, in der der Löwe sein Lebensgefährte war. Immer wollten sie zusammen fliegen, in dieses Land Bayern, wo Milch und Honig fließen — in das einzige Land der Welt, wo sichs leben ließe, wie der Löwe zu berichten wußte.

Und immer, wenn sein Löwe ans Hofbräuhaus dachte, rannen ihm Heimwehtränen über die rosigen, urigen Wangen.

Er schrieb Briefe vom Krankenbett an die Isar, die Olympio halb wahnsinnig machten vor Angst: Er wolle wieder nach Bayern, der Nährwertgehalt des hiesigen Bieres sei so gering, daß er völlig vom Fleisch falle. Vielfach werde ihm auch sein brünstiges Jodeln als nächtliche Ruhestörung angekreidet. Und ähnliches mehr.

Es war eine Sehnsucht, die schließlich zum Tode führte.

Und wie schnell siechte der starke Kerl dahin.

Olympio gab sich selbst die Schuld: Er hätte wissen sollen, daß der Löwe dem Besuch eines Werbefilms aus München in seinem Schwächezustand nicht gewachsen war. Er war so glücklich, der Löwe, daß er verschied. Die Aufregung war zuviel.

Als er starb, spiegelte in seinem Aug die Sehnsucht den Tod: Den bayrischen Traum, fernab von aller Politik, Nymphen mit dem Isarnöck, Glockentöne von Dorfkirchen und Kühen, Berge und Trachten. Mit dem König Ludwig II. im brechenden Auge, der gleich ihm starb, an der Realisation seiner Träume letztlich verhindert.

Der Flug wird ausgerufen.

Olympio fühlte: Auch mein Zwiespalt wird sich lösen.

Er stieg in die Maschine.

Die feindlichen Brüder im Flugzeug

Wie ein Pfeil schnellte das Metall in den Himmel. Olympios Magen rumorte. Die Stewardessen zeigten synchron die Ausgänge in der Bordküche und an den Seitenwänden. Seine Gedanken lösten sich auf im gleichmäßigen Surren der Turbinen.

Doch er ahnte dumpf das Unheil.

Als er die Augen aufschlug, sah er Blacky neben sich.

Zwischen ihnen nur der Gang und zwischen ihnen ein Abgrund.

Olympio streute sich Sand in die Augen und beschloß, es für eine Fata Morgana zu halten: Ein Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Er stand auf, übersah Blacky, stolperte schwebend zum Waschraum, erblindet von den Tränen, die unter den geschlossenen Lidern jagten, und wusch sich die Hände in Unschuld.

Als er wieder saß, versuchte er, Blacky zu ignorieren, Hase zu spielen, von nichts auch nur das geringste zu ahnen und zu schlafen.

Blacky fing jedoch an. Ganz leise und haßerfüllt. Zu sprechen.

Olympio antwortete ohne Bewegung mit geschlossenen Lidern.

Blacky: In der Praxis, wo ist sie, die Theorie:
Lieber unblutig kämpfe ich für die

schwarze, schwarze Revolution?
Keine Red' davon!
Du bist das weiße, weiße Schaf
Unserer schwarzen schwarzen Familiaf!

Olympio: Es steht auf dem Spiel
mein Lebensfreud —
Ich wäre morgen schon am Ziel,
bis dahin, Bruder, laß mir Zeit!
Um mir Klarheit zu verschaffen
hatt' eingesetzt ich meine Waffen,
nach Bayern — heute — zu fliegen
nicht will black-power ich bekriegen, —
laß mir, ich bitt dich, einen Tag
wo ich mir Klarheit verschaffen mag.

Blacky: Einen Tag Vorsprung soll ich verschenken?
Mein Bruder, mein Bruder, wie kannst du dran denken?

Olympio: Black-power zerstört mein Leben.

Blacky: Eben

Nach diesem Gespräch landete die Maschine in München-Riem.
Ohne Einigung trennten sich die Brüder wortlos, um die Garderobe an sich zu reißen.

MÜNCHEN

Die Maschine stand still. Die Tür wird geöffnet.
Ein Geruch faßt nach Blacky und Olympio, die nebeneinander die Plattform auf der gangway betraten. Eine Schwüle fiel herunter über sie.

Europa:
Bayern.
Hallo München!

Airport 2

Ein Schrei aus tausend Kehlen explodierte über dem jammernden Geräusch der Turbinen.
Viele tausend Frauen warfen Blumen nach den beiden feindlichen Brüdern.
Blacky machte verbissen mit behandschuhter Faust den black-power-Gruß.

Olympio lächelte und wehrte mit kleinen zärtlichen Bewegungen den Blumenregen bescheiden ab.

Er lächelte: Die BAK hatte Wort gehalten.

Blacky hielt den Jubel der Damen für Solidarität.

Beide hatten sie recht.

Und doch auch wieder nicht:

Ein neuer Schrei boxte sich durch die Stimmbänder.

Immer wieder Blitzlichter.

Damen drängten die gangway herauf.

Busen quetschten sich aus den Miedern der Dirndl.

Alles stockte.

Der Aufeinanderprall der beiden feindlichen Brüder mit den fanatisierten Frauen war gewaltig.

Es sprach sich herum, was hier die Atmosphäre erschütterte: Die erwarteten berühmten Brüder Clason seien gekommen, endlich, kaffeebraun, die boxenden Bluesänger mit den starken Körpern. Die weiblichen Fans waren da, um abzurechnen: Man hatte erfahren, die Brüder Clason seien homosexuell.

Einander in den Armen liegend, versuchten Olympio und Blacky, sich gegen die pausbäckigen, molligen Amazonen zu wehren. An Armen und Beinen wurde gerissen und gezerrt, schmerzhaft Kniffe in die Geschlechtsteile.

Die Damen merkten die Täuschung und ließen von Olympio und Blacky ab.

Blacky stöhnte.

Olympio stöhnte.

Es gab keinen Grund für die Brüder, sich zu umarmen. Sie ließen voneinander ab.

Olympio etwas zögernd — so lange hatte er nicht Geborgenheit in der Gefahr gespürt.

Er war irritiert — sollte er in Bayern den Kontakt zu seiner Familie wiederfinden?

Doch Blacky entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Einige Minuten stand Olympio sinnend. Noch verwirrte ihn die Affäre mit Blacky.

Er sah seinen Anzug, der hing in Fetzen.

Er ging rasch zu Auto-Hertz, nannte Namen, Adresse und Auftragsnummer. Man bezeichnete ihm den Platz des wartenden Autos.

Alles lief wie am Schnürchen.

Es war die höchste Zeit, denn das bacchantische Jodeln der Damen kam bereits wieder näher.

Der Fahrer hielt die Tür auf. Olympio setzte sich. Der Fahrer wußte die Route, Olympio hatte die Reise komponiert, Pam Wilkins hatte sie organisiert.

Zur Bavaria, zum Löwenbräu, zum Frauendom wird die Rundfahrt gehen.
Er wischte sich die Stirn vom Schweiß frei und versuchte, die Angstgefühle zu überspielen.

Trotzdem: Das also war Bayern!

Nie hatte er damit gerechnet, enttäuscht zu werden, seine Utopie zu verlieren.
Ängstlich schloß er die Augen und die ganze Fahrt über öffnete er sie nicht mehr, erschüttert und ängstlich, nachdenklich fuhr er an den Sehenswürdigkeiten vorbei, ohne sie zu sehen.

Olympios Traum vom Gelobten Bayern

Bayern ist ein Freistaat mit dem Stammland um die Isar, einigen ärmeren Landstrichen und einer abgefallenen West-Region, die sich nun Pfalz nennt.

Die Bewohner Bayerns, meist starke, kräftige Gestalten, leben von Gastlichkeit, in der Landessprache Fremdenverkehr.

Es gibt an Sehenswürdigkeiten die düsteren Schlösser Ludwigs des Zweiten, Oberammergau, Bayreuth und einige Seen, in welche die bayrischen Sozialdemokraten die vom Volk geliebten Monarchen zum Selbstmord hineindrängen.

Ein Naturvolk, das in den Höhen und Tälern der Alpen gegen die wahre Natur ankämpft und hauptsächlich an der Isar siedelt, einem reißenden Strom, gegen den anzuschwimmen sich in keinem Fall lohnt.

Heilmann und Littmann bauten deshalb 1897 das Münchner Hofbräuhaus, einen überdimensionalen, tempelartigen Warteraum, wo das nächste Hochwasser bequem und in angenehmen Rauschzuständen abgewartet werden kann.

In einem Kollektivrausch von zehn Septembertagen, als Höhepunkt des Jahres „Oktoberfest“ genannt, schaffen die Bayern Ventile für ihre bacchantischen Triebe. Durch kultische Handlungen und religiöse Riten wie das Opfern von Preußen mittels Bierkrug wird das Oktoberfest wichtiger als Weihnachten.

Zwar dachte Olympio auch daran, ganz kurz, dieses Wissen zu überprüfen, doch bevor es dazu kam, war man am Frauendom angelangt.

Der Wagen hielt.

Olympio stieg aus.

Das Auto startete, und verblüfft sah Olympio dem wegfahrenden Wagen nach, der sein Gepäck, sein Arbeitsmaterial, alles enthielt.

Olympios bürokratische Legitimation.

Die Ereignisse am Frauendom

Olympio war erschöpft.

Er blickte um sich und erschauerte.

Er atmete.

Er bekam Luft.

Er war die Made im Speck:

So viele Menschen. Chöre schon im Freien. Junge Menschen, die Losungen riefen. Mit Spruchbändern und Bildern, welch barocker Eindruck. In Prozessionsform hüpfen sie auf dem Platz vor dem Dom hin und her. Uniformierte standen mit Schlagstöcken federnd bereit.

Olympio war fasziniert.

Begeistert von der Kraft und der Blüte des Glaubens, stand er vor dem Dom, aufblickend, in Fetzen, demütig, ein weinender *Schuhputzerjunge*. Die Angst wich von Olympio, gläubige Zuversicht stieg aus der Magengegend empor. Er betrat den Dom.

Drinne eine gespannte Stille, ein Pontifikalamt. Leise drangen von draußen die Chöre herein.

Er war geblendet von der Pracht.

Die Kunstwerke! Der heilige Sebastian!

Aus Begeisterung ließ er sich von Pfeilen durchbohren.

Alle, alle starben sie aus Begeisterung.

Welche Schönheit.

Er hatte es gefunden, das Leben: Bayern, die Gemälde an den Wänden, der Weihrauch, singende Menschen, Musik, mystische Speisung.

Als Kardinal Döpfner zur Predigt ansetzen wollte, stürmten Langhaarige die Kanzel und erklärten das Haus für besetzt.

Ein Glaubenskrieg.

Die Kampfstimmung: Das Heer der Gläubigen stand auf, erhob sich. Bataillone von älteren Damen nahmen die Regenschirme zur Hand.

Olympio fiel auf die Knie und dankte seinem Gott für dieses Erlebnis.

Er wird hochgerissen, gestoßen, hinausgeschoben: ein schwarzer Sebastian.

Draußen die Polizei.

Ängstlich fragte Olympio, wo das Hofbräuhaus sei, da wolle er hin, er komme von New York.

Die Polizisten musterten ihn lange, mit intellektuell verzahnten Stirnfalten, sie musterten ihn skeptisch, sprachen von Marcuse, während sie in ihren Gedanken wälzten, ob seine Frage vielleicht ein unverständlicher linksradikaler Witz sei.

Olympio sah bewundernd zu den Uniformen auf.

Da entschlossen sie sich, den armen Neger laufen zu lassen.
Und Olympio trabte los.

Ziellos die ersten tastenden Schritte in der neuen Heimat.

Und da plötzlich, *zufällig* roch er es.

Er roch das Bier, das vom Osten herüberdampft, und es zog ihn weiter, hinunter zur Maximiliansstraße. Glückliche, wie ein Rüdiger dem Geruch folgend, dem Instinkt freien Lauf lassend, langte Olympio Goethe am Kosttor an und faltete die Hände.

„HIER ALSO!“

Airport 3 oder die täuschenden Enttäuschungen

12 Uhr — 13 Uhr:

Olympio trat ins Herz der Gemütlichkeit, in die Zukunft. Die überschäumende Kraft des pulsenden und schluckenden Hauses überfiel ihn. Der Dunstsog erfaßte ihn in der Schwemme und riß ihn in die Nähe eines Fensters, in die Nähe des Luftabzugs.

Mit verträumten Blick, verklärt, sitzt Olympio vor seinem Bier.

Nur vereinzelt einige Bayern.

Olympio begriff, daß dies einer der Magneten der Welt ist, als er eine Gruppe aufstrebender rheinischer Führungskräfte singen hörte, die neben der Blasmusik saß.

13 Uhr — 14 Uhr:

Eine Reisegesellschaft aus Japan ist da. Sie ziehen mit den beiden kleinen Händen die Maßkrüge zu den Lippen hoch und schütten sich das kühle Naß hinein. Wie in großen internationalen Flughäfen — alle Sprachen. Ein Babylon, ge-eint in Bier und Gesang.

Die heimische Bevölkerung machte scheu einen Bogen um ihn.

Ein geröteter Mensch mit Federn auf dem Kopf bot Erdnüsse an. Olympio senkte schamhaft seinen Blick — hielt man ihn für einen Wilden?

14 Uhr — 15 Uhr:

Nichts.

15 Uhr — 16 Uhr:

Nichts.

16 Uhr — 17 Uhr:

Nichts.

17 Uhr — 18 Uhr:

Nichts.

18 Uhr — 19 Uhr:

Sprachloses Staunen. Olympio sah einige weiße Mäuse laufen, und er sah DIE GEMÜTLICHKEIT auf der Bank neben dem Kiosk sitzen. Es war der vierhundert Jahre alte Noagaltrinker Kilian der Gemütliche, Edler vom Hofbräuhaus, der älteste chow-chow Oberbayerns.

Die Familie aus Wörth (Opa, Oma, Papa, Mama, das Kind)

Um 19.32 Uhr nahmen merkwürdig gewandete Menschen am Nebentisch Platz, zweifellos Landbevölkerung.

Sie packten die Brotzeit aus.

Eine ungeheure Stille, während sie aßen.

Wehmutsvoll dachte Olympio an seinen Löwen.

Nachdem das Futter verspeist war, sang man mit: „Auf der Heide steht ein Kraut und das heißt — zwei drei vier — Erika!“

Jetzt erst, mit dem Leberkäs in den Zähnen, konnten sie anfangen, sich über die gesalzenen Preise aufzuregen, über die Bierpreiserhöhung auf dem Oktoberfest. Schwere Fäuste sausten auf den Tisch nieder.

Olympio saß, ohne es zu wissen, der Familie Huber aus Wörth gegenüber.

Das kleine Mädchen hat vom Oktoberfest das Buch von den zehn kleinen Negerlein mitgebracht und liest es vor.

Es stockt.

Schließt die Augen.

Erinnert sich.

Schlägt die Lider auf.

Blaue unschuldige Augen.

Sieht Olympio und deutet mit dem Finger auf ihn:

„Schau Mama, do sidzda Näga. A Näga.“

(Schau, Mama, da sitzt ein Neger. Ein Neger.)

Es kam zu ihm. Scheu. Olympio lächelt.

Nur leicht zuckt das kleine Geschöpf zurück. Es sah die weißen Zähne blitzen, wie beim Wolf, wenn er die Großmutter frißt.

Das Kind schrie seinen Eltern zu:

„Dea beisdüwahaubdsned.“

(Der beißt überhaupt nicht)

Es wiederholte den Satz einigemal, hüpfte plötzlich zutraulich auf die Bank neben ihn, in die Bierlachen, die weite Wellen schlugen, tupfte ihn an und sprang sofort weg.

Und stand abwartend, den Daumen im Mund.

Es rief zu seiner Mutter:

„Dea Näga isa nedda schwaazza Mo, do hobe koa Angst feinimma, wenne in Kella owemuaßsnexdemoi.“

(Der Neger ist ein netter schwarzer Mann, da habe ich keine Angst aber nicht mehr, wenn ich in den Keller hinuntermuß das nächste Mal.)

Das Kind sah ihn kritisch versonnen an.

„Isa ebba ned ächd?“

(Ist er etwa nicht echt?)

Es befeuchtete den Zeigefinger und rieb an Olympios Wange.

Da dieser als kultivierter New Yorker wußte, daß Naturvölker naiv sind, sagte er nichts.

Mit der Scheu des Großstädtlers wehrte er auch bescheiden die wortreichen Entschuldigungen der Mutter ab:

„Mei Hea Näge, do kema fei mia nix dafia, gäi, endschuidegstscho. Uns is des so beinle, des konadafeigoonedsong!“

(Ach, Herr Neger, da können aber wir nichts dafür, gell, du entschuldigst schon. Uns ist das so peinlich, das kann ich dir wirklich gar nicht sagen.)

Das Mädchen ließ plötzlich von ihm ab, ging an den Tisch der Eltern zurück, sagte:

„Schwaazzisa. Duachundduach.“

(Schwarz ist er. Durch und durch.)

und kämpfte im folgenden um ein Zehnerl für Zitronendrops.

Olympio seufzte auf. Ihm ging es wie in Mexiko: Leichtes Unwohlsein in dieser prangenden Natur.

Der Wörther, mit Opa trinkend, hatte den Vorfall nicht zur Kenntnis genommen. Seine Frau flüsterte auf ihn ein, während sie immer wieder zu Olympio hinblickte.

Plötzlich lief Ludwigs Hubers Kopf sehr rot an, er erhob sein Hinterteil, scheuerte dem Kind mit dem Handrücken eine auf den Hinterkopf, daß es von der Bank fiel, worauf die Mutter noch eine Ohrfeige draufzischte.

Der Wörther setzte sich wieder und grinste Olympio an:

„Gäi, nixfiaunguad, Hea Näga.“

(Gell, nichts für ungut, Herr Neger)

Olympio erschrak. Ein neuer Löwe funkelte ihn an, ergriff Besitz von ihm.

Mit zitternden Lippen hob er seinen Maßkrug hoch und sagte:

„Prost“.

Der Mann aus Wörth tat es ihm gleich, und so tranken sie.

Nachdem der Wörther abgesetzt hatte, schickte er einen schläfrigen Raubtierblick zu Olympio:

„Gä Sizdehea!“

(Geh! Setz dich her!)

Er machte eine fordernde Kopfbewegung zu Olympio.

Olympio war unsicher. Sollte sich alles erfüllen: DER TRAUM VOM GELOBTEN LAND?

Seine Knie zitterten und er nahm sich vor, sofort die Landessprache zu erlernen. Noch einmal dieses Zeichen, dieser stiernackige Befehl. Olympio stand auf, und wie in Trance setzte er sich mitten unter die Wörther.

Ludwig schlug Olympio auf die Schulter.

Einige Sekunden lag die Pranke auf Olympio, und wie elektrisiert stand er auf, reckte den trainierten Körper hingebungsvoll zum Wörther und küßte ihn auf die Wange, die altrosa glänzte.

Ludwig stieß ihn zurück und gröhlte lachend:

„Gä! Heasdned auf! Des is bei eng ible, gäi! Mia san koane gruustschoffs, des samafeimianed, gäi!“

(Geh! Hörst du nicht auf! Das ist bei euch üblich, gell! Wir sind keine Chruschtschows, das sind wir denn doch nicht, gell!)

Er wurde wieder friedfertig:

„Ees kißdzeng und do hamma mia nachad unsane Nägakiß hea!“

(Ihr küßt euch und da haben wir dann unsere Negerküsse her!)

Das Land des Liebens.

Der Wörther:

„Wos bisdn nachad fira Näga?“

(Was bist du denn für ein Neger?)

Opa:

„Mei so scheene Zeen hoda! Dadnedasodrugga wia mei Gebiß, de kandde braucha! Sandeächd?“

(Also so schöne Zähne hat er! Würde nicht so drücken wie mein Gebiß, die könnte ich brauchen! Sind die echt?)

Der Opa faßte Olympio in den Mund. Olympio schmolz dahin. Er sah den Wörther an.

Olympio:

„Haudujudu? Juraneismän!“

(How do you do? You're a nice man!)

(Guten Tag. Du bist ein netter Mann!)

Der Wörther:

„A Fua Mais megstmään? Des kost deanaschdned!“
(Eine Fuhre Mais möchtest du mähen? Das kannst du denn doch nicht!)

Olympio:

Deanaschdned? Sät wos sewörd of mei leien for fakeen än lav.
Hiolwässädtumi: Veanaschme!“
(Deanaschdned? That was the word of my lion for fuckin and love. He always said to me: Veanaschme!)
(Deanaschdned? Das war das Wort meines Löwen für Ficken und Liebe. Er sagte immer zu mir: Vernasch mich!)

Olympio streichelt dem Wörther die Wange:

„Ju priföa fakeen!“
(Willst du lieber ficken?)

Der Wörther stößt Olympios Streichelhand mit hochrotem Kopf brutal weg:

„Dea moandmi! Wossogst! Mia vo Wöadd san Faggal?
Hoidde zrug!“
(Der meint mich! Was sagst du! Wir von Wörth seien Ferkel? Halte dich zurück!)

Der Wörther erhob sich bierschwanger, stützte beide Hände in der Mitte des Tisches auf und schob drohend seinen massigen Oberkörper Olympio entgegen. Olympio sah die ganze barocke Pracht.

Mit flinken Händen knöpfte er den Lederhosenlatz auf und blies dem sich zunächst bescheiden wehrenden Bayern einen.

Olympio weinte vor Glück wie ein *Schuhputzerjunge*, die Tränen netzten das kräftige Schamhaar: Das ist Gemütlichkeit.

Die Laimer Zenzi, die mit etlichen Maßkrügen ihr Revier durchstreifte, sagte:
„Jaa wos is des!“
(Ja was ist das!)

Man nahm allgemein von dem Vorfall Notiz.

Als nun die Lust den Wörther schüttelte, gerieten einige Gäste in Wut. Ihr Blick war von der Bierhefe getrübt:

„Dea Kanebahle wui an Wöadda fressn! Am lebendinga Leib.
Des waa uns scho glei meaggwiade: A Näga im Hofbreihaus.
Wendes unsa Kine gseng hädd!“
(Der Kanibale will den Wörther fressen! Am lebendigen Leib.
Das war uns schon gleich merkwürdig: Ein Neger im Hofbräuhaus. Wenn das unser König (König Ludwig II.) gesehen hätte!)

So und ähnlich schwirrte es durch den Raum, in Unkenntnis der verborgenen Sehnsüchte des Königs Ludwig.

Der Wörther hatte sich den Latz zugeknöpft und trank verschmitzt einen Erfrischungstrunk.

Zunächst sah Olympio einen Maßkrug fliegen, der in seiner Nähe an der Wand zerschellte. Dann standen viele Menschen vor ihm und hatten ihre Maßkrüge erhoben.

Andächtig erregt sank Olympio, das Opferlamm, auf die Knie.

Der Kampf

Großer Lärm plötzlich. Pfeifen, Schreien, Kindertrompeten. Die Damokleskrüge über Olympios Haupt sausten nicht herunter, sondern blieben in der Schwebe, denn ein Tableau hatte sich am Eingang der Schwemme gebildet.

Alles wandte sich um.

Auf einem Stuhl Olympios Bruder Blacky. Wie ein Fanal stieß die Faust in die dicke Luft. Blackys flammende Rede entzündete das Haus.

Um ihn ballten sich Trauben wilder junger Männer, die seiner Donnerstimme lauschten.

Olympio fragte, ob das radikalisierte Studenten seien.

Die Gäste wurden unmutig: Was hatte ein Radi mit Kali zu tun, man wolle den guten Hofbräuhäusradi-kalisieren, vergiften. So argwöhnte man an den Tischen. Die Verblüffung der Bayern war groß. Allgemeine Lähmung. Die Studenten nutzten sie diabolisch zu kurzer Manöverkritik und zum Entwurf einer Strategie.

Wie blaue Ameisen schwärmten sie geschäftig aus, besetzten die Tische und provozierten Diskussionen.

Man sprach von reaktionären Aspekten in den Vergnügungsetablissemments der Landeshauptstadt. Hilflös und ohne Verständnis die Bayern. Ein Schweinshaxel in Aspek war bekannt. Jedoch: Aspekte, Ast-Speck — Aspek-Tee? Die Bayern unter der Hofbräuhäus-kuppel: ratlos.

Blacky merkte nicht, daß die Bayern bereits rasten, bereits begriffen, was geschah: Die Feinde in der Hauptzentrale! Die Langhaarigen im HB. Mordlust glomm in den fiebrigen Augen.

Ein Radau begann, kleine Kämpfe entspannen sich an den Tischen und schließlich wurde die Lage unübersichtlich.

Die Bierkrüge, die über Olympio schwebten, flogen nun auf das Tableau. Viele stürzten.

Die Wörther ließen von Olympio ab und sahen sich an, was sie gemacht hatten, und sie waren es zufrieden.

Olympio sah die erste Katastrophe: Blackys Tod.

Die Studenten waren entsetzt ob der Grausamkeit. Sie bildeten Schlangen zu den

Telefonzellen an der Hauptpost. Die neuesten Nachrichten für die Welt. Die Studenten in Schwabing hörten davon, ließen ihre Bücher in ihren winkligen Studierstuben der behuberten und bewachten Franz-Gans-Universität fallen und eilten mit sausenden Motoren zum Hofbräuhaus.

Aus Laim kamen Hausfrauen in Bussen, die sie geentert hatten.

Die Linie 4 der Städtischen Verkehrsbetriebe setzte Sonderwagen ein.

Eine vorwitzige Schauspielerin aus Baldham kam bei einem Geplänkel mit Streitenden zu Tode.

Eine Halde Autoleichen bildete sich und breitete sich aus und schob sich schließlich bis zur Maximiliansstraße. Und immer mehr Autos schrotteten sich gegenseitig beim hysterischen Parken.

Die Telefondrähte zwischen den Kontinenten glühten.

Innerhalb kürzester Zeit sagten alle farbigen Teilnehmer für 1972 die Olympiade ab.

Von Mund zu Mund lief die Meldung wie ein Buschfeuer, wie eine Urwaldtrommel.

Schon sprach die Welt von der Hofbräuhaus-Affäre.

Aufbruch in der Stadt.

Ein Kinderkreuzzug aus Grünwald zog sengend durch Giesing. Ganze Stadtteile waren bereits entvölkert, so Ramersdorf, Pasing und Freimann.

Während die Welt kochte, versuchten Liberale, die Menschenmassen zu beruhigen, zu zerstreuen. Wenn Naturvölker aufeinanderprallen, setze es eben Mißverständnisse, da sei nichts zu wollen, man möge doch weitergehen und ähnliches. Niemand hörte auf sie.

In der Schwemme, ungeachtet der internationalen Reaktion, tobte der Kampf weiter. Die Zugänge waren mit Tischen verbarrikadiert. Das Kampfgeschehen blieb für die Welt undurchschaubar.

Olympio näherte sich dem Blutbad der Wörther. Die Tränen wollten nicht mehr kommen, so groß war sein Schmerz.

Blacky war tot.

Erschüttert sah Olympio das zweite Mal sterben, wofür er lebte, denn als er in das gebrochene Auge seines Bruders blickte, wurde der Schleier von seinen Augen gerissen.

Er wußte plötzlich: Blacky hatte recht.

Warum hatte er das nicht früher erkannt? Warum nicht?

Er zuckte zusammen: Das war der neue Adam.

Die Studenten, die noch lebten, hüpfen aufgereggt vor Todesangst in ihren Blumenkleidchen durch die Schwemme, den Standort zu Olympio verlagernd, von dem sie ein starkes Wort erwarteten.

Ein Pulk Bayern, die mit ihren Dickschädeln — wie Delphine auf den Hai — auf die Blumenkinder zurasten, merkte zu spät, daß diese längst schon in einer

anderen Ecke waren, und verbluteten mit zerstoßenen Gehirnen an der Wand zum Brotzeiteck.

Um Olympio sammelte sich eine streitbare Schar.

Das kleine Mädel der Wörther sah sich die Toten an und schnitt mit einer Nagelschere deren Haare ab, denn Barbie, das schöne Püppchen kam zu teuer mit den Perücken.

Der Vater suchte seine Tochter. Bevor der Kampf hier ausbrechen sollte, mußte sein Kind in Sicherheit sein.

Er hörte Olympio, der bei Blacky kniete, selbstvergessen sagen:

„Oubläggi, — juaeidiaswörreidd. Eifeiddfoaju, meineis bläggi, jud —“

(Oh Blacky, — your ideas were right. I fight for you, my nice Blacky, you'd —)

(Oh Blacky, deine Ideen sind richtig. Ich kämpfe für dich, mein hübscher Blacky, du hättest —)

Olympio bückte sich zu seinem Bruder und küßte ihn auf den Mund. Nun wollte er noch andächtig Blackys Augen ein letztes Mal schließen, um dann der Menge die Leviten zu lesen, mit Donnerstimme.

Der zuhörende Wörther fühlte sich bereits bedroht durch die Magie dieser merkwürdigen Kehllaute. Er griff ein:

„Wos, a Jud ano?“

(Was, ein Jude auch noch?)

sagte er.

Und briet Olympio mit einem Maßkrug eins über, daß Olympio seinen ersten Fußfall machte, während sich seine Finger in Blackys Augen bohrten, wie Nägel. Während der Vater das Kind hinwegzerrte, schrie dieses:

„Do isa no a Näga!“

(Da ist ja noch ein Neger)

Dieser Ruf pflanzte sich von Tisch zu Tisch fort. Man antwortete mit lauten Rufen wie von Alm zu Alm:

„Machts koane Pflanz! Wo!“

(Macht keine Pflanzen = Witze! Wo!)

Die feindselige Stimmung nahm zu und platzte zum Tumult. In soldatenähnlichen Formationen kroch die brodelnde Masse, ein Tatzelwurm an Fratzen, auf Olympio zu, immer schneller wurde das vielfüßige Ungeheuer. Rhythmisch schrie es:

„Des ham d'Näga ogfangd.“

(Das haben die Neger angefangen)

Olympios Kopf sang. Sterne blinkten. Er bewunderte benommen diese Kraft, die alle Probleme löst. Er richtete sich auf. In seiner vollen Größe ein Held.

Er nahm einen Bierkrug, er sah die Gegner mit blutunterlaufenen Augen in großem Tempo auf sich zujagen.

Und so zerschmetterte er mit dem Bierkrug eines hartschädlichen Bayerns Fontanelle.

Das verwirrte die Gegner. Ein Großteil der Studenten konnte entweichen.
Ins Freie.

In die Freiheit.

Doch die Gegner begannen sich neu zu formieren.

Die Musik spielte „Ja i bi da schdoiz vondarau“ (Ja ich bin der Stolz von der Au), während die ersten in Olympios Richtung loswankten.

Olympio hatte Angst.

Olympio kannte den Text des Liedes.

Olympio sang mit angstvollem Tremolo mit, kurzatmig vor Angst.

Und aus der Angst kam Olympios Lüge: *Das erste Wunder*.

Das erste Wunder

Olympio schrie zitternd:

„Laßdsmeschdee! Ibi a boarische Mensch wiare und hob do hearin a Hoamadrechd.“

(Laßt mich stehen! Ich bin ein bayrischer Mensch wie ihr und hab hier drinnen ein Heimatrecht)

Die Musik hörte auf zu spielen.

Verblüfftes Staunen in der Totenstille.

Der Urfriede in der Lüge.

Olympio wunderte sich selbst, sich sagen zu hören:

„Mei Vadda und mei Muadda waan Adraggdzionen aufm Ogdowafesd und gelibbd vonole Mingara. Da Bläggä mid seina scheena Suse, dewososchee an Bauchdanzko, des waamei Babba und mei Mamme!“

(Mein Vater und meine Mutter waren Attraktionen auf dem Oktoberfest und geliebt von allen Münchnern. Der Blacky mit seiner schönen Susi, die so schön den Bauchtanz kann, das waren mein Pappi und meine Mammi!)

Die älteren Menschen schluchzten. Natürlich erinnerten sie sich.

Zärtlich entzückte Ausdrücke schwebten in den Dunst:

„A boarische Nägal, mei sowos nedds, na sowos! Sowos Scheens.“

(Ein bayrisches Negerl, mein (Gott) sowas Nettes, nein Sowas! Sowas Schönes.)

Olympios Kopf dröhnte und die Töne kitzelten seine Augen, er weinte, als er ohne Musikbegleitung die zweite Strophe sang.

Einige Frauen begannen, leise Zähren zu vergießen.

Und immer mehr wurden es.

Die Rührung schäumte schwappend aus den Mundwinkeln und wurde von groß-karierten Taschentüchern weggewischt.

Olympio fühlte, er war in diesen Kreis aufgenommen, der Schmerz bestätigte es. Es war ein großer Moment der Einigung, nicht wie APO-Press behauptete, ein Massaker.

Es war die Befreiung, die Befreiung von der Neuen Welt, die Befreiung von Entfremdung und Frustration, die *Integration*.

Hinten stand DIE GEMÜTLICHKEIT, der alte Kilian, Edler vom Hofbräuhaus auf, ging vom Brotzeiteck bis in die Schwemme vor, obwohl er nicht zum Biseln mußte, und ging weiter bis fast zum Fenster und schlug dem Besatzungs-kind mit letzter Kraft seinen Bierkrug aufs Haupt, worauf dieses zusammenbrach.

Alle bedauerten den Vorfall, besonders die Kellnerin Zenzi Laimer, doch einem Tauben mit Instinkt ist nichts zu erklären.

Während der Diskussionen, die nun begannen, erhob sich Olympio mühsam, mit Tränen in den Augen: Durch Gottes Gnadenwink war er ein Bayer geworden, er ahnte es, konnte reden mit den Leuten, durch Gottes Gnadenwink, er fühlte es, durch Gottes Gnadenwink, der in jedem Menschen den Bayern weckt. Endlich vernahm er die Stimme Gottes, nun wußte er, daß er ein Heiliger werden würde, als Schwarzer — wie eben alle Gebiete erobert würden, Blacky hatte recht.

Es überläuft ihn ein Glücksgefühl:

BEIDE HATTEN RECHT, BLACKY UND DER LÖWE!

Olympio hob vorsichtig den Kopf, es wurde schwarz vor seinen Augen. Schwankend verließ er das Paradies, um in den Himmel zu schauen.

Er trat ins Freie, es war Nacht.

In seinen Lungen wütete die würzige Luft, er starrte hoch: Sterne. Den Blick nach oben, den weißblauen Himmel suchend, drehte er sich in Spiralen zum Tal.

Die Friseurgeschäfte dröhnten vom Surren der Maschinen und die Köpfe rollten mit beglückten Mienen starr in die Gullys, die sich automatisch auf und zu klappten.

Klapp. Klapp. Im Rhythmus von Olympios Schritten.

Das zweite Wunder

Über der Maximiliansstraße etablierte sich eine starke Lichtquelle, alles war überzeichnet, er mußte zum Licht. Glänzend die Schaufenster, flimmernd, er sah sich darin — und er sah: Er war weißhäutig geworden.

Die schwarzen Lackschuhe verfärbten sich, die Manschettenknöpfe waren plötzlich onyxfarben.

Und die weiße Haut!
Olympio stürzte das zweite Mal.

Menschen waren um ihn, als Schatten vor den Quarzlampen. Er erhob sich mit Hilfe einer älteren Dame, der er einen großen Blutfleck in den Pelz färbte. Und schwitzend zerrieb er noch das Rasierwasser, das intensiv roch und im Schweiß war. Immer noch schwitzend spürte er das Blut, das hinter dem Ohr auf den steifen Kragen fiel. Und auch das verrieb er, hinein in den dröhnenden schwitznassen Kopf.

Er torkelte weiter.

Und so wankte Olympio schließlich mit einem Schweif von Jüngern hinter sich zur Maximiliansstraße, zum Licht! (Zum Untergang der Gläubigen.) Als er an der Hauptpost um die Ecke bog, brach plötzlich der Himmel auf wie eine tote Nuß.

Er rieb sich die tränenden Augen. Die Wimpern wie Nagelfeilen:
Oh Afrika.

Hitze.

Er sah von vielen tausend Watt angestrahlt den weiß-blau leuchtenden Himmel schamlos leer, und diese grellen Lampen wurden immer größer und größer und stürzten wie Nagelfeilen in die feuchten Oasen der Augen, *oh Afrika.*

Wie ein zu groß geratenes Metronom schwankte das Firmament von links nach rechts. Immer wieder.

Sein Löwe hatte recht, es war eine ständige Bewegung in dieser Stadt.

Philanthropen in großer Anzahl unter den Arkaden. Unter ihnen Kardinal Döpfner mit Taubenfutter. Olympios Gleichgewichtssinn war gestört, und so schwebte er auf die Fahrbahn; hinter sich seine Jünger. Der Verkehr brach bald völlig zusammen.

Mit dem beginnenden Chaos begann auch die Orgie der Farben und Erscheinungen.

Als erstes entblätterte sich das Hotel Vierjahreszeiten. Tambourschwingende nackte Mädchen mit hochhackigen Schuhen und hüpfenden Hüften kamen heraus. Dahinterher die älteren Herren, die sich stöhnend genierten, in der Öffentlichkeit den Trieben zu huldigen. Die Triebe siegten vor der Deutschen Bank, wobei die Herren den Cut ablegten und die Hosenträger auf weitere Abstände stellten. Wirbelnd tanzt das Geldstück auf den Köpfen und schraubt sie singend in die Häuse.

Tanzen und singen.

Sodom überfällt Gommorra.

Glauben und beten.

Und plötzlich war da:

Das Inferno

Schönheit in der lasziven Musik und Ruhe und Liebe, Olympio tanzt.

VON FERNE EIN DRÖHNEN.

Und plötzlich waren es viele Menschen. Die Tauben, die auf das gestreute Gift nicht mehr hereinfallen, suchen die Körner auf der Straße. Sie finden keine und kleben im Teer, der erweicht.

Die ersten Klagetöne: Babylon!

Olympio spürt, wie der Boden unter seinen Füßen wankt, zähflüssig ins Erdinnere tropft.

Das Gerippe der Keller wird sichtbar. Die Gullys ragen wie Schornsteine. Phaluskamine, durch die aus dem Schlamm die Angstträume ungeheilt entweichen. Türme, an die sich Olympio klammert, um nicht zu fallen.

Langsam etabliert sich eine heimliche Bewegung. Immer mehr werden gelyncht und an weißen Linnen aufgeknüpft zur Zierde der Fenster, oder baumeln an den freischwebenden Straßenbahnschienen.

Der verknitterte Hals eines Hausbesitzers ist zu morsch für das Seil, das Rückgrad brach schon vorher. Quäkende Laute mit Nebengeräuschen vom Gebiß: Unsterblichkeit.

Dumpfes Trommeln: Weltstadt mit Herzinfarkt.

Ratternd wird am Kosttor ein schweres Gitter herabgelassen.

Von der Nationaloper treiben schwarzledern gekleidete Phantomwesen, Überpolizisten zu Pferde, die Menschen mit Peitschen voran.

Alle drängen.

Hinterhältig gab ein Pyromane seinem Trieb nach. Wie Zunder brannten die Kammerspiele mit ihrem Publikum. Die Schauspieler konnten als letzte Zeugen entkommen, indem sie den Eisernen Vorhang schnell herunterließen und im historischen Kostüm durch die Hildegardstraße über den Isartorplatz entliefen in alle Richtungen, die noch offen waren.

Man hört dumpf den dröhnenden Hufschlag von apokalyptischen Rossen. Faulrachen in blutkrustenden Köpfen geweitet zu heiserem Schrei.

Ein Kran vom Odeonsplatz versucht Rettungsaktionen, greift immer wieder hinein und hievt, die Menschen zerquetschend, deren Leichen in die Freiheit.

Lippen aus Wolken öffnen sich schweigend und entlassen Stukas, die auf die volle Straße, die sterbensklein vom Tod begeistert daliegt, brennende Zeitungen abwerfen.

Die Brandstätten vermehren sich und das Maul des Himmels provoziert immer neue.

Die Natur greift in die Gedärme, das Schrapnell zerteilt den Bauch. Und nun konkretisiert sich das Dröhnen.

Hinter dem Maximilianeum trabt laut röhrend, der Geborgenheit immanent, die *Elefantenherde* heraus, überquert diszipliniert die Maximiliansbrücke, und Olympio weiß nun, daß es zu spät ist: Er war auf dem Holzweg. Denn die Menschen knickten wie Halme, waren das Porzellan für die Scherben.

AUSGERECHNET BAYERN'S KULTUSMINISTER VERSUCHTE SICH DEN ELEFANTEN ENTGEGENZUSTELLEN UND SIE ZU REITEN, DOCH WURDE ER IM KALYPSO DER ELEFANTEN ZERMALMT.

Olympio tanzte wie ein Kreisel in Agonie: Er wußte nicht, was er davon halten sollte, er hing im Todeskampf an einem Elefantenrüssel hoch in der Luft.

Der Elefant wundert sich: *Ein weißer Schwarzer*. Und er schmettert Olympio Goethe wie alle anderen gegen das Gitter.

Metapher boxte Olympio in die Höhe, Nägel durchbohrten seine Handflächen, das Gitter hatte Dornen, sehnsüchtig sah er noch einmal das Hofbräuhaus. Und während ihm das Auge brach, zuerst das linke, dann das rechte, und sein Kopf zurückfiel, sah er die Maximiliansstraße und verstand nun endlich die Elefanten: *Oh Afrika, kreuzigtest Olympio*.

Und ausatmend sagte er in deutsch:

- und kein Huber, kein Maier mehr weit und breit, der diese Diskussionsbasis verschleiern könnte, oh Triumph!
- nicht sagte er: Huber, Huber, Maier, Maier, warum hast du mich verlassen
- Oder:
Was der Bauer nicht lernt, das frißt er nicht, denn das wäre ebenfalls gegen den Fortschritt
- sondern er sagte mit verwundert fragendem Unterton:

Merkwürdig, die Maximiliansstraße.

benno höllteufel
in am koidn land

wea zoid schafd o

& wea zoid den dea wo oschafd?
dea dem wo ogschafd wead zoid
den dea wo oschafd
weil dea wo oschafd muas a lem
damid o oschaffa ko & zoin
sunst dad ja dea dem wo ogschafd
wead fahungan faschdesd?

innenbolidik

unsa ganz lem
lang
hommas ia (eam)
ima guat gmoant
& jez
gez (geda)
mid de nega
ned ums farecka
faschdena mia des

ausnbolidik

itakasau
kazlmacha
kimetüak
breisnzipe
balkanschliffe
schdudent
&
ole midanand woins
nix ois wia
unsare weiwa schdessn

mei sach

zeaschd hobis
gnuma

nachad hobis
kabt

jez
keats ma de
mei

fremds sach

howadedawischd
nimsdnedgleideinegriffedoweg

wartnuaisogsdein
fadda&deinamuaddaja
gibtsdensowosa

fiazenachzen ned dabei
& neinadreisg no ned do
& drozdem d unschuid lenxd faloan
in am koidn land &
mea aufm buckl ois wia de oidn &
an hauffa dazuglernt &
imma no net gnua

xangl

bis zum nexdn weidkriag
lig i lenxd in da gruam
& aus meine boandl
waxn d runklruam &
aus meine eigal
waxd da feidsalod &
um ois midnanda
is dan nima schod
& wan de bombm dan auf
meine boandl foid
bleib i ganz koid

weamuatbruada

xuffa
ausgrudschd
bruin zaschlong
entweda
as auto ned xeng
& dafarn
oda
an haxn brocha
& fabluat
oda
ned warm ozong
& dafroan
oda
ois midnand
auf jedn foi
hi

Walter Neumann
Das Spiel des Jahres

unentwegt halten die Zehntausende trotz des starken Regens aus in Chören feuern sie ihre Favoriten an Trompeten dröhnen wassergetränkte Fahnen klat-schen durch die Luft der BSV ist im Angriff Kruckewitt hat den Ball er schießt ich sehe das Leder auf das Tor zufliegen Machowiak hechtet hoch fällt zu Boden Sie haben den Aufschrei der Menge gehört meine Damen und Herren wieder gab es kein Tor wieder hat Machowiak gehalten jetzt erhebt er sich langsam vom nassen lehmigen Rasen die Spieler laufen zur Mitte des Feldes zurück Machowiak schießt den Ball in den tropfenspeienden Himmel das Spiel des Jahres meine verehrten Zuhörer es ist das Spiel des Jahres bis jetzt ist es dem BSV nicht gelungen das in der vierten Spielminute erzielte Tor des FCC auszugleichen was die Gäste allen voran ihr großartiger Torwart Machowiak und Mittelstürmer Schwarz auf fremdem Platz unter den ungünstigsten Witterungsbedingungen leisten wird in die Annalen des Fußballsports eingehen jemand stürzt windet sich am Boden

es ist Schwarz mich schaffen sie nicht jetzt legen sie ihn um ich bin ihnen zu gut verdamnte Bande das haben sie nicht erwartet dieser Dreck dieser Regen hoffentlich ist die Anna nicht hier ihr darf ich gar nicht unter die Augen kommen immer ihre Reden kannst du dir nicht einen anderen Sport aussuchen diese verschwitzten Hemden dieser Dreck als ob du in der Erde gewühlt hast was will sie denn mehr ich bin doch ein guter Torwart sie kriegt nie wieder jemand wie mich sie haben Schwarz gefoult warum pfeift der Schiedsrichter nicht ab

großartig meine Damen und Herren hat der BSV den Angriff abgeschlagen noch neuneinhalb Minuten zu spielen sie nehmen alle ihre Kräfte zusammen wollen den Ausgleich erzwingen Kruckewitt der herrliche Rechtsaußen des BSV ist wieder am Ball Schwarz versucht ihn zu hindern aber er ist nach seinem Sturz kein ernsthafter Gegner mehr Groß hat das Leder gibt ab zu Pellendein Pellendein zurück zu Groß Groß schießt Tor Tor aber nein meine verehrten Zuhörer auch dieser Jubel kam zu früh Machowiak hat abgewehrt buchstäblich in der letzten Sekunde im Bruchteil der letzten Sekunde hat er den Ball abgelenkt daß er über die Latte ging

brüllt doch daß euch die Lunge aus dem Halse hängt meint ihr es macht mir Vergnügen in eurem Mistregen zu spielen was ist das für eine Stadt wo sie einem gleich an die Kehle wollen wenn man ihnen zeigt was Fußball ist ich schieß ihnen den Ball mitten in die verregneten Fressen sowas nennen sie Sport können es

Walter Neumann: Das Spiel des Jahres

nicht vertragen wenn man besser ist als ihre Matadore geh bloß nicht von der Fahne Anna ich bin ein anständiger Torwart was macht das bißchen Dreck du kannst mich doch nicht einfach im Stich lassen

der BSV hat den Durchbruch erzwungen meine Damen und Herren er wirft sich mit voller Wucht auf die Verteidigung des Gegners Pellendein hat das Leder Ballwechsel zu Groß weiter an Kruckewitt zurück zu Pellendein er setzt zum Schuß an jetzt aber nein ist denn das die Möglichkeit der Verteidiger des FCC Prinz nein nicht Prinz Silma ist vorgesprungen und hat den Ball mit der Hand zur Seite geschlagen Sie hören die Empörung auf den Tribünen meine Zuhörer der Schiedsrichter hat abgepfiffen Elfmeter jawohl ich habe es deutlich verstanden Elfmeter das mußte ja kommen das ist doch kein Sport mehr Elfmeter also für den BSV wohlverdient Groß hat das Leder

meine Hände sind naß die Kleider sind naß ich kann die Hände nicht trocken-wischen verdammt Silma alles ladet ihr auf mich ab ich soll alles allein schaffen der Regen im Gesicht ich kenne den Groß er schießt links Füße locker paß auf jetzt er schießt links der Groß der ist dreckig wie ich schießt links mein Gott rechts

Tor Tor aber nein meine Damen und Herren wieder nicht wieder nicht Machowiak dieses Phänomen dieser fliegende Holländer des Fußballsports hat das Unglaubliche geschafft und den Ball abgewehrt Sie hören es meine Damen und Herren die Tribünen gleichen einem Inferno die Enttäuschung ist grenzenlos dem Gast alle Ehre aber das hat der BSV nicht verdient

wie habe ich das geschafft ich habe es geschafft es wird Zeit daß es zu Ende geht das kann niemand durchhalten der Groß hat einen Schuß der putzt einem die Haare von der Platte alles aufgeweicht das ist doch kein Rasen mehr das ist der reine Lehm die brauchen gar nicht so zu brüllen sollen ihren Rasen besser in Ordnung halten sie kommen.

und wieder greift der BSV an noch vier Minuten zu spielen der Sturm unser herrlicher Sturm er übertrifft sich selbst was ist denn das meine Damen und Herren da stimmt etwas nicht es klang wie ein Schuß der Torwart des FCC schreit auf schlägt die Hände vors Gesicht stürzt zu Boden Abpfiff wir unterbrechen die Übertragung

etwas Unfaßbares ist geschehen meine sehr verehrten Zuhörer etwas in der Geschichte des Sports noch nie Dagewesenes man hat den Torwart des FCC in der sechsundachtzigsten Spielminute geblendet man hat ihm einen Explosionskörper ins Gesicht geschleudert fanatisierte Rowdies haben offenbar das ist doch kein Sport mehr die Spieler umstehen das Tor ich werde versuchen näher heranzukommen die Polizei beginnt die Tribünen durchzukämmen die Zuschauer aus den vorderen Reihen klettern über die Absperrung und überfluten das Spielfeld wir erklären hiermit feierlich wir protestieren Personen werden abgeführt ich melde mich wieder vom Tor des FCC

der Dreck in den Augen das kann doch nur Dreck sein blute ich bin ich blind und der Ball ich hab doch gehalten diese furchtbaren Schmerzen warum holen sie mich denn nicht raus warum kommt kein Arzt Anna dreckig und blind es tut weh warum sehe ich nichts ich kann nicht sprechen aus und vorbei jetzt kann ich einpacken wie hoch bin ich versichert hat man geschossen ich schlage sie alle kaputt warum muß ausgerechnet ich kaputtgehen nie wieder spielen

ich stehe neben dem niedergestreckten Torwart meine Damen und Herren er liegt in seinem Blut auf der Stirn über den Augen klappt eine breite Wunde er leidet offensichtlich der Sanitäter bemüht sich um ihn er kann nichts machen ein Arzt muß her die Sportsfreunde vom FCC und BSV umringen ihn eben noch erbitterte Gegner trauern sie gemeinsam um ihren Kameraden der gefallen ist auf dem Felde des Sports kämpfend bis zum letzten Atemzug lassen Sie mich in Ruhe ich erfülle nur meine Pflicht die Zuhörer wollen schließlich etwas hören ja meine Damen und Herren die Stimmung ist äußerst gereizt hier das ist verständlich niemand begrüßt die Fanatisierung des Sports das können wir verstehen da liegt er der Held unserer Zeit inmitten der Helden ich warne Sie behindern Sie mich nicht das ist Pressefreiheit ich zeige Sie an wenn Sie mich nochmal beleidigen ich erfülle auch nur meine Pflicht ja meine verehrten Zuhörer es ist eine traurige Pflicht die ich hier erfülle

der Dreck Hilfe Anna Wasser der Dreck Wasser Ball Scheißball

die Stimme die Sie eben hörten meine Damen und Herren gehört unserem Torwart Machowiak er ist anscheinend wieder zu sich gekommen er ruft um Hilfe er ruft nach seiner Braut das ist verständlich jeder Sportler hat seine Braut die zu ihm hält in guten und bösen Tagen nicht wahr Herr Machowiak auch ihre Braut wird sie hinwegtrösten

Arzt

Sie hören es meine Damen und Herren der Torwart ruft nach dem Arzt in der Tat muß er jeden Moment eintreffen es scheint hier nicht alles zu klappen mit der Organisation ich werde versuchen dem verletzten Torwart ein paar Fragen zu stellen nehmen Sie ihre Hände von meinem Anzug also mein lieber Herr Machowiak was sagen Sie zu dem Vorfall wie sehen Sie es ist das noch Sport in Ihren Augen oder wo sehen Sie da die Grenze als Betroffener sozusagen als Torwart meine ich

bringt mich doch endlich fort ich halte das nicht mehr aus ich will in eine Klinik ich will nicht blind werden warum hilft mir denn niemand

der Torwart meine Damen und Herren dieses Aß unter Assen ist offenbar zu sehr mit sich selbst beschäftigt er geht auf meine Fragen nicht ein so lassen Sie mich doch in Ruhe ich hole die Polizei; ich lasse Sie verhaften wie ist Ihr Name ich lasse mir das nicht bieten verzeihen Sie die kurzen Unterbrechungen meine verehrten Zuhörer es ist nicht leicht sich inmitten der aufgebrachten Spieler zu behaupten sie sind erbost das ist verständlich wer wäre das nicht es wird Zeit daß

etwas geschieht die Polizei räumt das Stadion erregt diskutieren die Zuschauer nur widerwillig verlassen sie die Plätze

werde ich blind sagt mir doch ob ich blind werde ich will nicht blind werden wischt mir den Dreck aus den Augen dieser Dreck überall Dreck

der Torwart meine Damen und Herren will wissen ob er blind wird das wollen wir nicht hoffen wir wünschen ihm das beste da kommt auch schon der Krankenwagen auf den Tribünen scheint sich eine Schlägerei zu entwickeln hoffen wir daß die Täter gefaßt wurden die ganze Härte des Gesetzes wird sie treffen meine Damen und Herren unsere Sendezeit ist abgelaufen es war ein hochdramatisches Spiel es wird in die Annalen des Fußballsports eingehen wir verabschieden uns und schalten zurück zum Funkhaus

Karl-Georg Ruppertsberger Samstagmorgengedanken

Der Rücken schmerzt, langsam werde ich wach, begreife. Wie spät mag es sein? Sicher viel zu früh, um aufzustehen, Kaffee zu kochen, ins Büro zu fahren — dieser verdammte Rücken, er läßt einen gar nicht mehr ausschlafen. Ich bin zu müde, um auf den Wecker zu sehen, er wird schon klingeln, wenn es so weit ist, muß zuverlässiger wachrütteln als die Sonne, die jeden Tag zu einer anderen Zeit aufglüht. Hell schimmert sie durchs Vorhanggewebe, es mag fünf Uhr sein oder sechs, ich drehe mich herum, versuche nochmal einzuschlafen.

Heut' ist Samstag, schießt es durch mein Hirn, und schon bin ich hellwach! Warum zum Teufel kann ich weiterdösen, ja wieder einschlafen, wenn ich meine, aufstehen und ins Büro gehen zu müssen; warum nicht, wenn ich frei habe? Die Sprungfedern ächzen, als ich mich mühsam aufrichte und meine Füße in die Schluffen schiebe — mit dem Rücken muß ich mal zu einem anderen Arzt. Meiner ist nicht schlecht, er hatte mich geröntgt und gesagt: „Ihr Rückgrat ist in Ordnung, die Schmerzen kommen von der Muskulaturverkrampfung. Sie sitzen den ganzen Tag über den Schreibtisch gebeugt, und wenn sie dem Rücken im Bett eine andere Dauerlage geben, versuchen die Muskeln, ihn in die vermeintliche Normallage zurückzuziehen.“

„Was kann ich dagegen tun?“ fragte ich.

„Ausgleichssport treiben“, empfahl er. Was glaubte der wohl, woher ich die Muskeln hatte? Vom Telefonhörerschwingen?

„Wissen Sie, ich gehe einmal wöchentlich turnen und einmal schwimmen, außerdem bin ich sonntags immer aktiv — skilaufen, schwimmen, wandern — ich werde sonst zu dick“, sagte ich.

„Dann lassen Sie sich einen Medizinalstuhl und ein Stehpult ins Büro setzen, erheben Sie sich zwischendurch mal und gehen im Raum herum, wenn möglich auf allen Vieren.“ Der glaubte wohl, ich sei Direktor? Die Kollegen würden den Werksarzt mit der Zwangsjacke rufen, wenn ich auf Händen und Füßen über den schmutzigen Boden unseres Büros krabbeln würde. Und mir fiel das Theater ein, das man gemacht hatte, als ich eine elektrische Schreibmaschine für meine Kollegin beantragte, weil sie an ihrer alten „Dampfolympia“ dauernd eine Sehnenscheidenentzündung bekam. „Früher haben wir auch nicht ...“, „Präzedenzfall schaffen“, „Generalumstellung einem Vorstandsbeschuß vorbehalten“, das waren die Schlagworte, die mir heute noch im Ohr klingen.

„Und wie wär's mit einigen Massagen oder etwas Ähnliches?“ fragte ich den Arzt.

„Ja wissen Sie, ihre Kasse ...“, er zuckte die Schultern. Ich verstand, es war eine Berufskrankheit, die noch nicht in den Bereich der Genossenschaft fiel und nicht mehr in den der Krankenkasse. Eigenes Risiko; man kann sich nicht gegen alles versichern. Nur, von dieser Erkenntnis gehen die Schmerzen nicht weg. Ist wohl doch Quatsch, das mit dem anderen Arzt — was soll der anders machen? Das Gas zischt unter dem Flötenkessel, ich mache die Fensterläden von innen auf, mein Auge fällt auf den blühenden Rhododendron vor dem Küchenfenster; ich fühle mich beobachtet. Die Fenster der Nachbarhäuser, die blank und leer in den Morgen sehen, sind's nicht, das spüre ich. Endlich entdeckte ich das Augenpaar, dessen Blick auf mir ruht — es gehört einer Amsel. Ich werfe ihr eine Brotkruste zu, sie flattert verschreckt davon. Recht hat sie, sie trägt ihr volles Berufsrisiko alleine, da kann man nicht vorsichtig genug sein. Aber ich lebe doch unter Menschen, nicht unter Vögeln und Katzen!

Beim Kaffeetrinken denke ich darüber nach: das ist der Grund, daß ich so schwer aufwache, wenn ich ins Büro gehen muß. Dort wird nach wie vor das Dschungelgesetz praktiziert — friß, oder du wirst gefressen, freie Bahn dem Tüchtigen, füge dich seinem Stiefel, das ganze auf kunstvoll zivilisierte Weise, die wohl etwas an der äußeren Form, nichts aber an den Auswirkungen geändert hat. Mein Direktor geht während der Geschäftszeit zum Masseur, wenn ihm der Rücken weh tut, und kann ihn aus der eigenen Tasche bezahlen. Kein Wunder, daß jeder Direktor werden will, kein Wunder, daß Kollege gegen Kollegen intrigiert, um nach oben zu kommen, denn gegen alle Risiken versichert bist du erst, wenn du genug Geld und die Freiheit hast, zu kommen und zu gehen, wann du willst.

Selbst wenn der Arzt mir die Massagen verschrieben hätte: wenn ich Feierabend habe, haben ihn Masseure auch. Nicht, daß ich nicht in dringenden Fällen mal zwischendurch Rausgehen dürfte, aber so eine Dauerbehandlung frißt zu viel Zeit, und die meine ist von Refaleuten und Arbeitsplatzbeurteilern nicht so großzügig kalkuliert worden, daß wochenlang einige Stunden übrig blieben. Und dann würde ich sicher auch einige Male einfach vergessen zu gehen, denn wenn ich am Schreibtisch sitze, muß ich aufpassen, daß ich keine Fehler mache, muß genau überlegen, wie ein Satz, den ich ausspreche, noch ausgelegt werden kann, muß ihn dennoch ohne Zögern bringen, muß scharf kalkulieren, kombinieren, disponieren, mich konzentrieren. Vogelfrei kämpfe ich mich durch den Tag, verliere mich im Kampf, vergesse, daß ich bin, komme erst wieder zu mir, wenn ich ausgelaugt, kraftlos, müde bin.

Doch heut' ist Samstag, die Sonne scheint, die Rückenschmerzen lassen nach, gleich werde ich Annette im Schwimmbad treffen, und heute abend gehen wir in ein feines Restaurant bei Kerzenschein essen, werden wir über die schönen, köstlichen Dinge des menschlichen Seins reden, über seelische Erlebnisfähigkeit, über Dichtung und Musik. Wir lesen beide gerade Fr. Th. Vischers „Ästhetik“ und haben allerlei Luftschlösser daraus zu bauen. Es ist so tröstlich, sich selbst

etwas vorzumachen! Sie behauptet, daß die Beschäftigung mit diesen Dingen der geistigen Bestimmung des Menschen entspricht. Einerseits mag sie recht haben, andererseits ist es auch Bestimmung des Menschen, seinen Acker zu pflegen, meine ich. Daß er diese Arbeit aber unter seelischem Druck, unter körperlichen Schmerzen und mit dem Gefühl, nur ein Minimum seiner Ernte einbringen zu können, tun muß, ist eigentlich unmenschlich.

Karl Martell
Der Zweikampf

Als er ihn kommen sieht, ist es schon zu spät. Nur kurze Zeit hat er nicht aufgepaßt. Keine fünf Minuten hat er an anderes gedacht als daran, daß er sich vorsehen muß. Nun ist es geschehen. Der Zeitnehmer ist von schräg hinten herangekommen und es ist zu spät, den Vorschub von 125 auf die vorgeschriebenen 100 zurückzuschalten. Der Zeitnehmer holt seine Stoppuhr aus der Tasche. Keiner der beiden sagt ein Wort, sie sehen sich nicht einmal an. Das Werkstück schiebt sich mit 125 unter den Scheibenfräser und wird geschlitzt. Das milchige Kühlwasser spült die Späne fort.

Eine Viertelstunde stehen sie so da, der Arbeiter an der Maschine und der Stopper schräg hinter ihm. In dieser Viertelstunde kämpft der Arbeiter gegen die Stoppuhr an. Er kämpft erbittert um jedes Hundertstel Minute. Er spannt die Werkstücke so langsam wie nur möglich, tut, als paßten sie nicht in die Spannvorrichtung hinein, bläst die Vorrichtung zwei- und dreimal aus und zieht die Schrauben besonders fest an, damit sie später, beim Ausspannen, besonders schwer aufgehen. Er tut dies mit soviel scheinbar notwendigen Bewegungen, daß einer, der nicht Bescheid weiß, nie auf die Idee käme, er arbeite langsamer als sonst. Der Arbeiter weiß, daß er trotz aller Tricks den Zweikampf mit dem Stopper verlieren wird, aber er tut alles, seine Niederlage in Grenzen zu halten. Er gibt bis zuletzt nicht auf.

Der Arbeiter weiß nicht, daß alle seine Mühen vergeblich sind. Der Stopper interessiert sich gar nicht dafür, wie lange er zum Abblasen der Vorrichtung und zum Ein- und Ausspannen des Werkstücks braucht, diese Zeiten hat er schon früher gestoppt. Ihn interessiert nur der Durchlauf, und der ist um 20 Prozent schneller als zuvor. Nach einer Viertelstunde hat er die neue Stückzeit¹ festgesetzt: 2,80 statt 3,40 Minuten pro Stück. Der Arbeiter muß jetzt pro Schicht vierzig Stück mehr fertigen als zuvor. Der Zeitnehmer geht.

Der Arbeiter verdient mit Überstunden 1000,— DM netto im Monat. Um weiterhin diese Summe zu verdienen, wird er schneller arbeiten und vielleicht ein paar Überstunden mehr einlegen müssen. Er hat den Zweikampf mit dem Stopper verloren.

Der Zeitnehmer, als junger Angestellter, verdient ebenfalls 1000,— DM netto im Monat und er wird diese Summe auch weiterhin verdienen. Einen direkten Vorteil wird er von der Senkung der Stückzeit nicht haben. Aber er hat den Zweikampf mit dem Arbeiter gewonnen.

Der wirkliche Sieger in dem Zweikampf der beiden ist aber der Unternehmer, der sie beschäftigt. Er bekommt vierzig Stück pro Schicht geschenkt.

¹ Der Zeitnehmer befaßt sich nur mit der Zeit, in der ein Teil gefertigt wird. Daraus ergibt sich die Stückzahl. 3,40 Min. = 3 Min. 24 Sek., 2,80 Min. = 2 Min. 48 Sek. In dem der Zeitnehmer die Stückzeit um 0,60 Min. = 36 Sek. senkt, erhöht er die Stückzahl. Der Arbeiter muß statt 190 Stück jetzt 230 Stück in der Schicht fertigen. K. M.

Karl-Heinz Jakobs Eine Pyramide für mich

Der Geophysiker Professor Dr. Paul Satie fährt zur Meliorationskonferenz, um sein Gutachten für den Bau eines neuen Staudammes vor den Kommunalbehörden zu verteidigen. Auf einer kleinen Station namens Wolfsgrün verläßt er das Abteil, geht vom Bahnhof. Satie, war vor zwanzig Jahren dabei, als hier schon einmal ein Staudamm gebaut wurde. Er begegnet seiner eigenen Vergangenheit, trifft Freunde und Feinde in Vergangenheit und Gegenwart, den Einzelbauern Balanschin zum Beispiel, den er vor zwanzig Jahren exproprierte. In einer Montage auf mehreren Zeitebenen erleben wir die Geschichte Saties an diesem einen Tag in Wolfsgrün.

Ich wollte nicht zurück nach Deutschland, wie könnte ich je in Deutschland leben, aber Walter Bauer sagte, du wirst sehen, das geht. Ich war noch nicht vier, als meine Eltern mich in die Emigration mitnahmen, und ich war fünfzehn, als ich Coahuila verlassen sollte.

„Ich gehe weg von hier“, sagte ich und sah zu den Männern hinüber.

„Wann?“ sagte Maria.

„Anfang August.“

„Wer sind die Männer da?“

„Sind Freunde.“

Ihre Haut sah stumpf aus, braun und stumpf, ihre leicht geschlitzten Augen hatte sie auf die Männer gerichtet, die auf der Veranda saßen; obwohl sie erst dreizehn war, hatte sie die Frauen der Baumwollbrigade anzuleiten, ich konnte sie nicht ansehen, ohne daß es mir den Rücken schmerzhaft hinabließ vor Begehren, sie spürte meinen Blick und legte ihre Hand auf meine Hüfte.

„Ich erstickte vor Hitze“, sagte Maria, „gehen wir in den Schatten.“

„Sei nicht traurig, Maria“, sagte ich, „wir dürfen jetzt nicht den Mut verlieren.“

„Ich weiß“, sagte Maria.

„Was soll ich in Deutschland“, schrie ich Walter Bauer an, „ihr seid aus Deutschland abgehauen, weil sie auch euch abschlachten wollten, und in dieses verkommene Sauland soll ich zurück, wo sie Menschen auf offener Straße niedermachen, und keiner schert sich darum, oder habt ihr mich belogen?“

„Niemand hat dich angelogen“, sagte Walter Bauer, „die Zeit hat sich geändert, die Nazis haben den Krieg verloren, jetzt können wir wieder nach Hause.“

„Wir müssen zurück“, sagte Werner Sack.

„Deutschland ist dein Heimatland“, sagte Hans Beier.

„Deutschland ist ein Scheißhaufen für mich“, schrie ich, „die Kooperative ist meine Heimat.“

Karl-Heinz Jakobs: Eine Pyramide für mich

„Ich habe dir schon mal gesagt, daß du dich nicht in diesem unflätigen Jargon ausdrücken sollst“, sagte mein Vater.

„Und ich sage dir nochmals“, schrie ich, „ich scheiß auf euer Deutschland. Jetzt macht ihr euch in die Hosen vor Rührung, wenn ihr an Deutschland denkt, und ihr könnt es nicht erwarten, bis sie euch wieder hineinlassen, aber was ist in fünf Jahren, in zehn Jahren, in zwanzig? Soll ich euch was sagen? in zehn Jahren, spätestens in fünfzehn Jahren, da packt ihr wieder euer Bündel und haut ab, wozu also nach Deutschland? aber fahrt“, schrie ich, „und ohne mich, ihr fahrt in eure Heimat, ich bleibe in meiner, und wenn sie euch in zehn Jahren wieder hinausjagen, dann haben wir hier in Coahuila die sozialistische Revolution, die ihr geholfen habt vorzubereiten, in der ich gesiegt habe, kommt dann ruhig, ihr werdet willkommen sein.“

„Wir fahren nach Deutschland“, sagte Walter Bauer, „und in der sozialistischen Revolution dort werden wir diesmal siegen.“

„Wir werden in Deutschland erst wieder Demokratie einführen müssen“, sagte Hans Beier, „verdreh dem Jungen nicht den Kopf mit eurer sozialistischen Revolution, die hat Zeit.“

Es klopfte. Einige Sekunden lauschte ich. Dann sagte ich:

„Wer ist da?“

„Balanschin.“

Ich erhob mich und ging zur Tür, die ich aufmachte. Balanschin lächelte mich an.

„Guten Morgen, Satie.“

Ich blickte auf die Uhr. Es war eins.

„Darf ich eintreten?“ fragte Balanschin.

„Ja“, sagte ich.

Balanschin kam herein. Ich wollte Licht machen, aber er wehrte ab:

„Laß das, Satie, ich finde es schöner so. Darf ich mich setzen?“

„Bitte“, sagte ich.

„Setz du dich doch auch“, sagte Balanschin.

Ich setzte mich aufs Bett. Balanschin rückte einen Stuhl heran und setzte sich nah zu mir, daß unsere Knie sich berührten. Ich zog die Knie zurück und rückte zur Seite.

„Da bist du also wieder, Satie“, sagte Balanschin.

„Ja“, sagte ich, „und ich freue mich, Sie wiederzusehen.“

„Warum so förmlich, Satie?“

„Wir haben uns nie geduzt, Balanschin, und auch jetzt habe ich keinen Grund dazu. Trotzdem freue ich mich, Sie wiederzusehn.“

„Ich habe dich heute mittag schon erkannt, Satie, als du vom Bahnhof kamst. Mensch, dachte ich, das ist Satie. Es zieht ihn zurück an den Ort seiner Tat.“

„Sie sind betrunken“, sagte ich.

„Ich bin immer betrunken“, sagte Balanschin, „hat Annie dir das nicht gesagt?“

Ich wollte Schluß machen mit dem dummen Gerede und sagte freundlich:

„Wie geht es Ihnen?“

„Gut“, sagte Balanschin.

„Sind wir noch verfeindet?“ fragte ich.

„Natürlich, Satie“, sagte Balanschin, und die Falten im Gesicht des Greises bewegten sich. „wir bleiben Feinde, solange wir leben.“

„Wieso denn? Sie sagten, es gehe Ihnen gut.“

„Es geht mir gut, ja“, sagte Balanschin.

„Und ich tat nur das Vernünftige“, sagte ich.

„Weiß ich, Satie, aber wie du das machtest, das zählt.“

„Na, Balanschin“, sagte ich „nun machen Sie mal 'n Punkt. Sie sind ein alter Mann — wie alt sind Sie?“

„Neunundsiebzig, Satie, schönes Alter, nicht wahr?“

„Also neunundsiebzig sind Sie“, sagte ich, „und wollen immer noch nicht Ruhe geben?“

„Nein“, sagte Balanschin.

„Gefällt Ihnen nicht, was wir gemacht haben?“

„Doch, Satie, das gefällt mir. Wir hatten hier nie genug Wasser. Wenn du in meinem Alter wärst, dann würden wir Freunde sein. Du bist ein Haudegen wie ich, Du warst bloß viel jünger als ich, und du standest auf der anderen Seite. Ich bin ein alter Mann“, sagte Balanschin, „aber hast du dir überlegt, daß ich schon vor zwanzig Jahren ein alter Mann war? Da bist du nun Doktor geworden und Professor, und an so was denkst du nicht? Warst du bei der Kavallerie, Satie? Nein, du warst nicht bei der Kavallerie. Dazu bist du zu heimtückisch. Aber ich war bei der Kavallerie, Pallasch in der Rechten geschwenkt, den eigenen Körper vom Körper des Pferdes gedeckt, und dann mit Hurra durchgebrochen durch die Linien des Feindes. Hurra!“ schrie Balanschin, „das ist meine Art zu kämpfen. Deine Art zu kämpfen ist mehr die Art mexikanischer Banditen, bei Nacht aus dem Hinterhalt einen abzumurksen, bist ja selbst ein halber Mexikaner, das ist nicht die Art der deutschen Kavallerie, die offen kämpft, ich bin Kavallerist, hoch den Pallasch...“

Ich werfe ihn hinaus, dachte ich, das wäre das beste, er ist betrunken und will sich erinnern, an den Staudamm will er sich erinnern und an seine Kavalleriezeit, für ihn gibts keinen Unterschied. Wir haben miteinander gekämpft, Balanschin, dachte ich, aber ein alter Mann warst du nicht, das bringst du durcheinander, bist rührselig geworden inzwischen, warst auch kein junger Mann, ich war ein junger Mann, damals, und du warst ein Mann, und als wir jungen Männer dich endlich fertiggemacht hatten, da waren wir sehr froh.

„Also in der Genossenschaft sind Sie jetzt“, sagte ich.

„Ja, wo denn sonst?“ sagte Balanschin.

„Immerhin könnten Sie sich ausruhen“, sagte ich.

„Solange es die Genossenschaft gibt“, sagte Balanschin, „ruhe ich mich nicht aus.

Ich bleibe drin als ewige Warnung und stumme Mahnung. Du hattest mich vorhin gefragt, Satie, warum ich Heu fahre mit Pferd und Wagen. Das will ich dir sagen. Wir haben in der Genossenschaft hundertzehn Traktoren, davon sind fünfzehn RS 09, die anderen sind Belarus und ZT 300; wir haben fünfzehn LKW W 50, einige mit Spezial-Container-Aufsatz für Düngemittel, du bist nicht aus der Landwirtschaft, Satie, du wirst nicht wissen, was ein Container ist, das sind Behälter, die in der Düngemittelfabrik vollgeladen werden, bei uns werden sie direkt auf den W 50 geladen, der damit aufs Feld fährt und die Düngemittel ausbreitet, große Sache; dann haben wir zehn Mähdrescher E 512; ein Impulsa-Melkkarussell; wir haben Hackfruchtverladegeräte T 215; Traktoreinachs Hinterkipper TEK 4 mit angebaute Fördereinrichtung, Zweiseitenkippanhänger HW 80, Verladeroder E 660, Sechsstufige Legemaschinen 6-SaBPD-75, Kartoffelsammelroder E 665, das sind die größeren Geräte, die kleineren will ich nicht erst zählen; wir haben tausendfünfhundert Rinder und viertausend Schweine; die elf Pferde, die wir haben, sind Reitpferde, das hat alles die Genossenschaft; ich habe nichts weiter behalten als meine beiden Pferde und meinen Leiterwagen, denn als die damals kamen und sagten: Balanschin, jetzt sind sie alle drin in der Genossenschaft, und jetzt muß auch du rein, da habe ich gesagt: gut, ihr zwingt mich, reinzugehen, mein Haus habe ich schon verloren durch einen gewissen Satie, jetzt verliere ich noch mein Land; aber wenn ich unterschreibe, dann nur mit dem Paragraphen: Die Genossenschaft übernimmt auch meine beiden Pferde und meinen Leiterwagen, doch die bleiben zu meiner alleinigen Benutzung, ich darf mit keiner anderen Arbeit betraut werden, als dieses landwirtschaftliche Kleingerät zu bedienen; damals waren sie froh, daß sie sich mein Land untern Nagel reißen konnten, jetzt schäumen sie vor Wut, wenn ich Tag für Tag mit meinem landwirtschaftlichen Kleingerät über ihre Felder fahren, denn Vertrag ist Vertrag, und von meinem unterschriebenen Einzelvertrag gehe ich kein Jota ab, ja, Satie, so ist das.“

Alter Witzbold, dachte ich, jetzt machst du Witze, aber damals, da war das doch kein Witz, als der Aufbaustab drei Tage verurteilt war zu Untätigkeit, oder? Wir haben die Flurkarten vor uns ausgebreitet, fuhren mit den Fingern so hinüber und so, legten die Reißschiene an, maßen und zeichneten Linien ein, und wohin wir die Linien führten, immer lag uns derselbe Klecks im Weg, derselbe Störfaktor, dieselbe Provokation, die wir nie nannten, ohne hinterher vor Verachtung, vor Ekel oder Empörung auszuspucken; lange genug hatten wir unsere Linien gedreht und gekrümmt, daß sie den impertinenten Klecks nicht zu durchkreuzen brauchten, dichter und dichter waren die Linien rings um den Klecks geworden, und während wir berieten, was wir nun noch tun könnten, um nicht diese oder jene Linie durch das verhaßte unregelmäßige Zwölfeck führen zu müssen, sprang dieser oder jener plötzlich auf und rief: ich fahre noch mal hin. Am dritten Tag warf ich den Bleistift auf den Tisch, nahm den Hut vom Haken und sagte:

„Jetzt langts mir. Jetzt nehme ich einen Knüppel und jage ihn runter.“
„Ich komme mit“, rief Trümpi, „zwei Knüppel sind besser als einer.“
„Gut“, sagte Pinkus, „geht und versucht euer Glück. Nehmt aber auch Hanka Antheil mit, als beruhigendes Element, sozusagen.“
„Wißt ihr was“, sagte Trümpi, „wir gehn mit der ganzen Brigade hin. Wir nehmen Äxte mit und reißen den Gerümpelhaufen ab, dann hat die arme Seele Ruh.“
„Trümpi bleibt hier“, sagte Radomski, „Satie geht, Hanka Antheil und Annie Fontana. Ich warne euch, macht keinen Mist.“
Als wir draußen waren, grinste Trümpi mich an und sagte:
„Nicht wahr, Satie, du bist doch auch der Meinung, daß wir heute einen historischen Tag haben.“
„Ja“, sagte ich, „den haben wir. Und zwar werden wir es so machen: Ich werde den Stoßtrupp führen, du folgst mit der Hauptstreitmacht auf Schleichpfaden, und auf ein Zeichen von mir legen wir los.“
„Was für ein Zeichen?“
„Ich zücke meinen Zollstock.“
„Hanka und Annie?“
„Weißen wir nicht ein.“
„Dieser Rechtsabweichler“, sagte Trümpi.
„Radomski?“ fragte ich.
„Wer denn sonst?“ sagte Trümpi.
„Der wird hinterher froh sein, daß diese Geschichte endlich aus der Welt geschafft ist.“
Ich ging und rief Hanka und Annie. Sie rannten gleich in die Baracke, sich umzukleiden. Sie waren offenbar der Meinung, daß sie guten Eindruck machen mußten, zogen sich ihre buntesten Röcke an, Hanka geblümt, Annie kariert, ich blieb wie ich war im Arbeitsanzug. Ich ging ins Baubüro und sagte:
„Ich nehme den Plan der Baustelle mit.“
„Ist gut“, sagte Radomski, „erkläre es ihm in allen Einzelheiten, er muß es begreifen.“
„Er wird es begreifen“, sagte ich.
Pinkus blickte mich mißtrauisch an.
„Wo ist Trümpi“, fragte er.
„Ich habe ihn zum Stubbenroden geschickt“, sagte ich.
„Wo denn?“
„Im Achterwald.“
„Werde ich mir nachher mal ansehen“, sagte Pinkus drohend.
Großmaul, dachte ich, dich trickse ich aus, und du merkst es nicht mal.
Auf dem Weg ins Tal legten sich Hanka und Annie ihren Plan der Argumente zurecht. Ich sagte dazu nichts. Ich dachte an München und an meine Mutter, die dort wohnte.

„Wozu jetzt noch?“ sagte meine Mutter.
„Gerade jetzt“, sagte mein Vater, „der wirkliche Kampf hat erst begonnen.“
Wir standen auf dem Hamburger Hauptbahnhof und warteten auf den Zug nach Berlin.
„Halte du dich wenigstens heraus, Junge“, sagte meine Mutter.
Ich schwieg.
„Du kannst jederzeit zu mir kommen, denke dran, Junge, dein Vater hat sein neues Leben freiwillig gewählt, er mit seinem Urtrieb nach Gerechtigkeit. Weißt du, was er tun wird? Er wird die verknacken, die in der Nazizeit unsere Freunde ermordet und eingesperrt haben. Vergiß aber nicht, daß ich anders darüber denke: wir sollten einen Strich unter alles ziehn, das denke ich, und unsere Heimatstadt ist nicht Berlin, sondern München. Auch deine Heimatstadt ist München, vergiß das nicht. Du bist sechzehn, weißt noch nicht, was gespielt wird, deshalb laß dich nicht zu unehrenhaften Taten hinreißen.“
Mein Gott, dachte ich, wann fährt dieser elende Zug ab? aber ich schwieg.
„Wähle dir einen Beruf, der deinen Intentionen entspricht, und schnappe nicht nach billigen Erfolgen in der aktuellen Politik. Halte dich heraus aus dem Schlamm der hysterischen Agitationen, denke nur an dich selbst und an deine Zukunft.“
„Nimm's nicht so tragisch“, sagte mein Vater hinterher, als wir fuhren, „du und ich, wir sehn die Welt, wie sie ist, und wir werden sie nach unseren Maßen ordnen.“
Mein Gott, dachte ich, was ist das für ein erbärmliches Leben, aber wartet, ihr sollt euer blaues Wunder erleben.
Als wir den Bauernhof erreicht hatten, waren Hanka und Annie sich über die die Taktik einig geworden.
„Guten Tag, Herr Balanschin“, rief Annie.
„Hallo, Kinder“, sagte Balanschin, „kommt ihr Ostereier suchen?“
„Wir sind Atheisten, wir glauben nicht an den Osterhasen“, sagte Annie.
Balanschin blickte lächelnd von Hanka zu mir.
„Na, und ihr beide?“
„Wir sind auch Atheisten“, sagte ich.
„Weiß ich“, sagte Balanschin, „ich meinte was anderes.“
„Was denn?“
„Werdet ihr bald heiraten?“ fragte Balanschin.
Ich dachte, ich sehe nicht recht: Hanka wurde rot, warf kokett den Kopf nach hinten.
„Wir haben es nicht eilig“, sagte Hanka.
„Neuerdings heiratet man also“, sagte Balanschin, „wenn man's eilig hat.“
„So war das nicht gemeint“, sagte Hanka, „aber wir müssen zuerst den Staudamm fertigkriegen, denn das ist eine Sache, die vor allen Dingen...“
Ich hatte es noch nicht erlebt, daß Hanka sich verwirren ließ. Balanschin beob-

achtete spöttisch, wie sie sich abrackerte, ihm die Zusammenhänge zu erklären. Wenn Hanka und ich darüber sprachen, dann hatten Argumente Sinn und Gewicht. Jetzt wirkten sie lächerlich. Ich hielt es für richtig, mich einzumischen.

„Wir sind gegen die Ehe“, sagte ich.

„Wenn du das sagst, mein Junge“, sagte Balanschin, „dann glaube ich dir das gerne.“

„Außerdem“, sagte ich, „was geht Sie das an?“

„Nichts“, sagte Balanschin, „wir plaudern nur so.“

„Wir sind hergekommen, Herr Balanschin“, sagte ich, und Annie stieß mich in die Seite, um mich zu warnen, doch ich ließ mich nicht mehr beirren, „wir sind hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie den Hof räumen müssen. Wir haben alles getan, das Gelände, auf dem Ihr Haus steht, zu umgehn. Alle Ihre Nachbarn haben das Tal verlassen und wohnen woanders unter besseren Bedingungen, haben einen fürstlichen Kaufpreis erhalten . . .“

„Ich wohne gut hier“, sagte Balanschin, „ich brauche keine besseren Bedingungen, und auf Geld bin ich nicht scharf.“

„In einem Jahr müssen Sie sowieso raus“, sagte Annie, „weil das Tal überflutet wird.“

„Wenn das Tal überflutet wird, werde ich ausziehen“, sagte Balanschin, „aber vorläufig wird es nicht überflutet. Es wird in einem Jahr nicht überflutet und nicht in zwei Jahren.“

„Herr Balanschin“, sagte Hanka, „Sie tun uns einen großen Gefallen, wenn Sie uns anhören.“

„Ich höre euch an“, sagte Balanschin, „und ich tu euch gern einen Gefallen. Wenn euer Chef kommen würde und sagte: Balanschin, runter vom Hof, wir brauchen das Haus als Baubüro, dann würde ich sagen, gut, nehmt es als Baubüro, mir braucht ihr bloß ein Zimmer zu lassen, die Scheune könnt ihr als Geräteschuppen nehmen, aber laßt vorerst alles stehn. Ich seh doch, was mit den anderen Häusern im Tal geworden ist. Zuerst ging es nicht schnell genug, die Leute hinauszujagen, und jetzt sind die Häuser immer noch nicht ordnungsgemäß abgerissen worden. Das wertvolle Material, das so ein Haus darstellt, verammelt, jeder klaut, was ihm unter die Finger kommt, die Leute hätten noch zwei Jahre in ihren Häusern leben können, nein, Kinder, bei so was macht Balanschin nicht mit.“

Ich sah, daß jedes weitere Wort vergebens war, wollte endlich ernst machen, da merkte ich, daß ich vergessen hatte, den Zollstock einzustecken. Balanschin lächelte freundlich die Mädchen an, die verlegen zurücklächelten.

„Ich glaube auch“, sagte Hanka, „daß mit Ihren Nachbarn Fehler gemacht worden sind, aber bedenken Sie, daß man nicht alles exakt planen kann, wenn ein Bauwerk wie dieser Staudamm begonnen wird. Wir sind interessiert, so früh wie möglich freie Hand im Tal zu bekommen, es ist uns lieber, die Bauern ziehn zu früh aus als zu spät.“

„Ihr Hof liegt mitten in den Transportschneisen und behindert uns sehr“, sagte Annie, sie nahm mir die Zeichnung aus der Hand und blätterte das Papier auf, „sehn Sie mal hier.“

Die Mädchen und Balanschin beugten sich über den Plan, der ausgebreitet auf der Erde lag.

„Herr Balanschin“, sagte ich, „hätten Sie vielleicht einen Zollstock?“

„Geh in die Scheune“, sagte Balanschin, „im Mehlkasten ist Werkzeug, da muß auch ein Zollstock sein.“

Ich ging in die Scheune, und als ich mit dem Zollstock herauskam, sah ich mich um. Über dem Dach des Wohnhauses sah ich den Kopf von Freddi Grützner. Trümpi stand auf dem Dach der Veranda, ein Beil in der Hand, er lehnte so gegen die Giebelwand, daß die Hausecke ihn gegen Sicht vom Hof schützte; Petipa und Irmchen Naujok lagen auf dem Verandadach und spähten vorsichtig nach unten. Ich trat zu Hanka und Annie, die über die Zeichnung gebeugt mit Balanschin diskutierten.

„Herr Balanschin“, sagte ich, „poussieren Sie bitte nicht mit unseren Mädchen.“ Balanschin richtete sich auf, sah mich überrascht an.

„Sind Sie jetzt bereit, Herr Balanschin“, sagte ich, „die Baufreiheit im Tal nicht mehr zu behindern?“

„Junge“, sagte Balanschin und lächelte, „du gehst ran.“

Ich hätte nur zu rufen brauchen: los, Jungs! aber ich hatte das Bedürfnis, die Absprache mit Trümpi Wort für Wort zu erfüllen. Ich klappte den Zollstock auseinander. Ich sah, wie Trümpi eine Leiter an den Giebel lehnte, hinaufkletterte und sich rittlings auf den First setzte. Ich stellte die Hand senkrecht und beschrieb, gegen den Stallweisend, die Richtung der zukünftigen Schneise. Das Ende des Zollstocks wippte Balanschin zu, der es auffing.

„Hier“, sagte ich, „verläuft morgen früh die Transportschneise für den Beton der südlichen Fundamente. Würden Sie bitte den Zollstock dort an das Rad des Leiterwagens halten?“ Balanschin gehorchte verblüfft, „die Schneise wird sechs Meter breit“, sagte ich und legte den Zollstock dreimal aneinander, „dazu muß der Stall abgerissen werden und das Wohnhaus.“

In dem Augenblick schlug Trümpi mit kräftigen und laut hallenden Axtschlägen ein Loch in das Dach, noch eins, stellte sich breitbeinig in die derart geschaffenen Lücken auf die Dachlatten, mit der einen Hand stützte er sich auf den First, die andere Hand führte das Beil, dessen stumpfe Seite Dachziegel zertrümmerte; die stürzten und splitterten, die Dachschräge schurrten sie hinab und prasselten in Lawinen auf den Hof. Das war das Zeichen für alle. Die Brigade schwärmte aus. Vorsichtig eine Lücke im Regen aus zersplitterten Ziegeln ausnützend, rannten sechs oder sieben Mann ins Haus, zwei tauchten in einem Fenster der Vorderfront auf, rissen die Gardinen beiseite und fingen an, mit Schlegel und Meißel den Fensterrahmen aus dem Mauerwerk zu stemmen; Scheiben zerschellten; als sie den Rahmen locker hatten, setzten sie Brechstangen an, wuchteten

ihn nach innen, und die Dielen dröhnten, als der Fensterrahmen ins Zimmer stürzte. Zwei Mann hängten die Haustür aus den Angeln, schleppten sie zu dem zweirädrigen Karren, den Mädchen aus der Scheune gezogen hatten, luden auf die Tür, sie wußten sicher nicht warum, rannten danach zurück, die beiden Jungen, und rissen die Türfüllung aus der Maueröffnung; da es schnell gehen sollte, hackten sie mit Äxten die Verspundung kaputt, Holz knallte und splitterte. Auf dem Dach standen sieben Mann, die einen mit Äxten bewaffnet, die sie wie wild in das Ziegeldach hämmerten, die anderen mit Brechständen bewaffnet, mit denen sie die Dachlatten aus den Balken hebelten; die rostigen Nägel quietschten, als sie aus dem Holz gerissen wurden, die Dachlatten pendelten und polterten ins Dachgeschoß. Mädchen rissen Stalltüren auf, jagten Vieh auf den Hof, das gehetzt durcheinander trampelte und flatterte; es brüllte, kreischte und kackelte, die Mädchen schleuderten Eimer aus dem Stall und Kannen, Laternen, Peitschen, Kandaren, alles, was ihnen unter die Finger geriet; Kästen flogen auf den Hof und leere Säcke; aus der Scheune zogen Mädchen Leiterwagen und Deichseln, Hohlwagen, Rübenschnitzelmaschine, Mehlkasten, Ackerharke, Pflüge und Drillkästen; Schaufeln, Forken kamen aus der Scheune geflogen; aus der Ladeluke flog Heu, das der Wind griff und über den Hof streute.

Annie und Hanka waren zusammengezuckt, als Trümpis erste Axtschläge fielen, ich dachte, Annie und Hanka würden protestieren, ich hatte Vorwürfe befürchtet und ohnmächtiges Warnen, aber sie standen stumm und erschrocken da, sahen hin, wo es auf dem Dach geschah, sahen, was im Haus geschah, im Stall, sahen, was die Mädchen aus der Ladeluke warfen, wichen aus, als die Kühe aus dem Stall rannten, wichen den Schweinen aus, die Haken schlagend und quiekend auf dem Hof hin und her galoppierten, betrachteten die Geschehnisse gebannt und ängstlich wie die Vorführung einer gewagten Hochseil-Balance. Balanschin hatte sich bei Trümpis ersten Axtschlägen verwundert umgeblickt. Danach wendete er langsam den Kopf und starrte mich an; bullig hob er die Schultern und kam heran. Ich sah ihm entgegen, klappte scheinbar gelassen den Zollstock zusammen, war aber auf der Hut, um rasch beiseite zu springen, wenn er mich angreifen sollte. Balanschin kam langsam näher, ich wich zurück; es ging zehn oder fünfzehn Schritt so, daß Balanschin mich zurückdrängte, wobei ich vermied, mit dem Rücken an eine Wand zu geraten. Zweimal glaubte ich, den Marsch Balanschins gegen mich stoppen zu können, indem ich mich in Positur stellte, aber der Mann nahm keine Notiz davon, drang weiter gegen mich vor; einen Augenblick überlegte ich, ob es nicht besser sei, umzukehren und wegzurennen, doch da packte Balanschin plötzlich zu, erwischte meinen Arm, ich fing an zu zerren und rütteln, ich stieß mit den Füßen nach Balanschin, schwang den anderen Arm, doch der Griff wurde nicht lockerer; da nahm ich meinen Mut zusammen, sprang ihn an, Balanschin, wir stürzten zu Boden; jeder probierte am anderen gefährliche Griffe und Hiebe aus; einmal hätte Balanschin mich beinahe erwürgt, aber es gelang mir, sein Haar zu fassen, wodurch ich seinen

Kopf nach hinten kriegte, und der Griff seiner Hände löste sich.

„He, Balanschin“, sagte ich, „gehn Sie nach Hause, es ist schon zwei Uhr nachts.“ Balanschin zuckte zusammen. Er hob den Kopf und blickte sich verstört um.

„War wohl eingeschlafen, was, Satie?“

„Ja“, sagte ich, „und jetzt will auch ich schlafen.“

„Du willst schlafen, Satie? Ist gut. Ja, leg dich schlafen. Aber was ich noch sagen wollte.“

Balanschin kicherte. Er steigerte sich und fing an, laut zu lachen.

„Na los“, sagte ich, „sagen Sie, was Sie zu sagen haben, und dann hauen Sie ab.“

Balanschin beruhigte sich, aber als er mich ansah, fing er wieder zu kichern an. Dann tat er so, als würde er sich mit großer Mühe beherrschen, obwohl mein Anblick es ihm schwer machte.

„Bist du verheiratet, Satie?“

„Ja“, sagte ich.

„Hast du Kinder?“

„Ja.“

„Wieviel?“

„Drei.“

„Jungen oder Mädchen?“

„Zwei Mädchen und einen Jungen. Das älteste Mädchen heißt Sabine und ist vierzehn, der Junge ist acht und heißt Boris, und das kleine Mädchen heißt...“

„Ja, Satie, wie heißt das kleine Mädchen?“

„Lassen Sie mich in Ruh, Balanschin“, sagte ich, „meine kleine Tochter ist sechs Jahre alt, und nun hauen Sie ab.“

„Aber wie heißt sie, Satie, ich möchte wissen, wie sie heißt.“

„Das geht Sie nichts an.“

„Satie, du wirst doch nicht Angst haben vor mir, du kannst mir doch sagen, wie deine kleine Tochter heißt. Jeder kann sagen, wie seine kleine Tochter heißt. Wir Bullen, Satie, wir machen unseren Weibern Töchter und Söhne, und wenn einer fragt, hör mal, du Bulle, wie heißt deine kleine Tochter, dann sagen wir es ihm und sind stolz dabei, das ist echte Kavalleristenart, auch ihr mexikanischen Banditen könnt das laut sagen. Wie heißt sie also, deine kleine Tochter?“

„Hanka“, sagte ich.

Balanschin lachte.

„Hören Sie endlich auf mit Ihrem blöden Lachen“, sagte ich.

„Ich höre gleich auf. Ist doch deine Schuld, wenn ich lachen muß. Was machst du auch solche guten Witze. Gute Witze muß man belachen, das ist klar. Warst du schon mal geschieden?“

„Nein“, sagte ich.

„Was ich noch fragen wollte, Satie, wo hast du eigentlich deine Liebste von damals gelassen?“

„Von welcher Liebsten sprechen Sie?“

„Du hast nicht so viele Liebste gehabt, du hattest nur eine, da kannst du nichts verwechseln. Wo ist deine Liebste von damals, die Hanka Antheil? Die wirst du doch nicht vergessen haben.“

„Ich weiß nicht, wo sie ist.“

„Du weißt nicht, wo Hanka Antheil ist? Womöglich weißt du auch nicht, was mit ihr passiert ist. Satie, Satie, du machst Sachen. Hast eine Liebste und kümmerst dich nicht, was mit ihr passiert. Ich könnte dir sagen, was mit Hanka Antheil geworden ist. Ich weiß es. Aber von mir erfährst du nichts. Du sollst alles selbst sehn, Satie. Geh und such sie. Geh zu den Leuten und sag: Guten Tag, ich bin Paul Satie, was ist los mit meiner lieben Hanka. Gute Nacht, Satie.“

Heinz Rabbow Globalstrategie unterm Olympiادach

Am 14. Juli 1969 sagte Franz Josef Strauß: „Wir glauben an die ideelle Wirkung der Spiele, sie rechtfertigt Mühe, Anstrengungen und finanziellen Aufwand des gastgebenden Landes.“ Es war der Tag der Grundsteinlegung für die Bauten der Olympischen Spiele in München. Drei Jahre zuvor hatte die bayerische Landeshauptstadt in Rom die Bewerbungsschlacht um die Olympischen Spiele 1972 gewonnen. Damals erklärte der Vizepräsident des Nationalen Olympischen Komitees (NOK), Max Danz: „Wir sollten nicht vergessen, daß wir die einfachen Spiele machen wollen. Wir müssen maßhalten, nichts überbewerten und nicht in Versuchung geraten, die größten und bombastischsten Spiele veranstalten zu wollen.“

Daß sich die treuerherzigen Vorsätze der Verantwortlichen für die Olympischen Spiele bald eher als schlechter Scherz ausnehmen würden, zeichnete sich schon am Tage der Grundsteinlegung ab. Mit dem ihm eigenen Sinn für Zynismus versuchte Strauß als damaliger Bundesfinanzminister und Aufsichtsratsvorsitzender der Olympia-Baugesellschaft, das aufkommende Unbehagen über die beängstigende Kostenentwicklung aufzufangen: „Ich möchte Ihnen aber bestätigen, daß wir die Bewerbung nicht bereuen, sondern sie als verpflichtende Chance empfinden, als Gastgeber der Olympischen Spiele unseren Beitrag zur weltweiten Völkerverständigung durch friedlichen Wettbewerb leisten zu dürfen.“

Seitdem bemühen sich die Olympia-Planer, die Bevölkerung der Bundesrepublik mit Phrasen von ‚Völkerverständigung‘ und ‚Friedensfest‘ darüber hinwegzutäuschen, daß für die Olympischen Spiele ein vollkommen unverantwortlicher Aufwand betrieben wird, der in keinem Verhältnis steht zum Sinn dieser Spiele. Während hier ungeheure Summen für eine 16 Tage währende Sportveranstaltung verschleudert werden, verschärfen sich die sozialen Mißstände in der Bundesrepublik wegen angeblich fehlender finanzieller Mittel. Ein kritischer Blick auf die Vorbereitungen der Olympischen Spiele zeigt, daß hier zugunsten wirtschaftlicher und politischer Gruppeninteressen der breiten Mehrheit der Bevölkerung eine schwere Hypothek aufgebürdet wird.

Der Anfangspreis für sportlichen Wettkampf, Völkerverständigung und Prestigesteigerung der Bundesrepublik war mit rund 520 Millionen Mark veranschlagt worden, man sprach von einer „Bagatelle“. Zwei Jahre nach der ersten Euphorie über die Entscheidung für München nannte der bayerische Finanzminister Konrad Pöhner (CSU), zu der Zeit stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Olympia-Baugesellschaft, die Anfangskostenschätzung „nicht mehr realistisch“. Er prophezeite mindestens zehn Prozent mehr. Im folgenden Jahr

stiegen die Schätzwerte von zunächst rund 700 auf 820 Millionen Mark. Münchner Zeitungen beschworen bereits das Milliarden-Gespens. Auch die Ein-Milliarden-Grenze war schnell überschritten: Im April 1970 war von 1150 Millionen die Rede, die sich jedoch nur würden einhalten lassen, wenn keine weiteren Preissteigerungen einträten. Carl Mertz, Geschäftsführer der Olympia-Baugesellschaft: „Bis 1971 ist unsere Rechnung richtig, was dann kommt, wird sich herausstellen...“ Zwei Monate später stellte es sich heraus. Die *Süddeutsche Zeitung*: „Neueste Olympia-Rechnung: 1,6 Milliarden Mark“. Zum Richtfest am 24. Juli 1970 mokierte sich selbst der CSU-treue *Münchner Merkur* über die Festansprache des CSU-Finanzministers Pöhner: „Pöhner sprach von ‚historischer Stunde‘ und einem ‚kühnen gigantischen Werk‘, von einem ‚glücklichen Symbol für die Zukunft‘ und einer ‚Olympiade europäischer Bauleute‘. Und er dankte und dankte und dankte. Vor allem auch den Parlamenten, und für die Millionen ‚ganz besonders dem deutschen Steuerzahler‘.“

Im September 1970 meldete die *Abendzeitung*: „Ringerhalle kostet 25 Millionen / 6 Millionen waren nur geplant / Um 19 Millionen Mark verrechnet“. Dazu die verantwortlichen Planer: „Olympia-Komitee und Olympia-Baugesellschaft bedauern selbst am meisten die Entwicklung, die sich beim Projekt Ringerhalle ergeben hat.“

Deutlicher noch läßt sich das ebenso spendable wie undurchsichtige Finanzgebaren der Olympia-Planer am architektonischen Renommierprojekt, dem riesigen Olympia-Zeltdach demonstrieren. Seine kühne Form hatte Sportpräsident Willi Daume als „poetische Lösung“ gepriesen. Die Kosten entwickelten sich dagegen prosaisch: Die Anfangskalkulation von 40 Millionen Mark schnellte bald auf über hundert Millionen, wurde dann nach einer Welle des Protests in der Bevölkerung auf 80 Millionen zurückgeschraubt, in jüngsten Kostenaufstellungen ist bereits wieder von über 140 Millionen Mark für das Zeltdach die Rede. Der Aufwand ist in diesem Fall um so fragwürdiger, als Experten einen Einsturz der gewagten Konstruktion für möglich halten.

Inzwischen sprechen neue Kostenschätzungen von insgesamt rund 1,9 Milliarden Mark — und bis zum 26. August 1972 sind es noch immer zwölf Monate. Wir wollen uns in diesem Zusammenhang an das Jahr 1966 erinnern: Damals sprach man von 520 Millionen!

Es erscheint ziemlich unwahrscheinlich, daß die enorme Kostensteigerung lediglich mit anfänglichen Fehlkalkulationen zu erklären ist. Vielmehr liegt der Verdacht nahe, daß hier bewußt getäuscht wurde. Zum Beispiel mit Untertreibungen, um die Bevölkerung Schritt für Schritt an die erdrückenden Tatsachen zu gewöhnen. Geschickt wurde diese finanzielle Ausbeutung der bundesdeutschen Steuerzahler mit olympischen Phrasen verschleiert. CSU-Minister Pöhner bei der Grundsteinlegung: „Der Freistaat Bayern vergißt in dieser feierlichen Stunde seine finanziellen Sorgen und bekräftigt mit Hammerschlägen seine freudige Bereitschaft zur Mitwirkung an diesem Werk.“

Mag sein, daß der Minister als Sprecher der CSU-Regierung tatsächlich die finanziellen Sorgen Bayerns vergessen hat — für die Bürger dieses Landes und insbesondere Münchens gilt das mit Sicherheit nicht. Denn sie bezahlen für die Olympischen Spiele einen hohen Preis. Die plötzliche olympische Prominenz hat ihr gut Teil dazu beigetragen, daß München beispielsweise auf dem Wohnungssektor ein Katastrophengebiet geworden ist. Nach Angaben des Statistischen Landesamts verteuerte sich der durchschnittliche Preis für Rohbauland im Jahre 1969 während eines Vierteljahres (!) um 40,9 Prozent auf 23,10 Mark je Quadratmeter (SZ, 1. 3. 70). Baufirmen steigerten ihre Preise bis zum Mai 1970 um 34 Prozent.

Die Wohnungsnot wächst von Monat zu Monat. Ende 1970 waren beim Münchner Amt für soziale Wohnungsfragen über 3000 akute Wohnungsnotstandsfälle eingetragen. Im Münchner Stadtviertel Lehel waren 15 000 Bürger unmittelbar von einer plötzlichen Kündigung bedroht, weil große Konzerne wie die Münchner Rückversicherungsaktiengesellschaft und die Bayerische Versicherungskammer die Grundstücke aufkauften, um an die Stelle von Altbauwohnungen neue Bürohäuser und luxuriöse Eigentumswohnungen zu setzen. Erst durch energische Proteste der betroffenen Mieter konnte der Abriß eines ganzen Wohnviertels vorerst verhindert werden.

Nicht verhindern ließen sich willkürliche Erhöhungen der Mieten in ganz München. Fast täglich berichten Münchner Zeitungen über verzweifelte Bürger, die Wuchermieten nicht bezahlen können und keine Hoffnung haben, eine erschweringliche Sozialwohnung zu finden. Denn nicht nur, daß Tausende von dringend benötigten Sozialwohnungen fehlen — skrupellose Geschäftemacher verwandeln alte Sozialwohnungen in Eigentumswohnungen und verschachern sie zum vier- bis fünffachen Preis. Verantwortlich für diese Art von „Geschäften“ sind Firmen, die häufig nur aus einem Briefkasten bestehen: Investment Foundation Establishment (Sitz in Vaduz), BIHAG AG (Vaduz), Monti Commerce (Liechtenstein), Wartburg AG (Chur). Hinter derart klingenden Namen stecken geschäftstüchtige Makler, die es vorziehen, wegen steuerlicher Vorteile vom Ausland aus in München zu operieren. Allein 1969 beantragten 2434 Münchner Familien einen Wohnungsberechtigungsschein, weil ihnen gekündigt worden war. Aber solche Anträge sind in den meisten Fällen illusorisch, denn die Stadt kann keine billigen Wohnungen vermitteln, die sie nicht hat.

Dies ist nur einer der Gründe, warum gerade die sozial schwächsten Schichten der Münchner Bevölkerung den olympischen Glanz ihrer Stadt eher als Fluch empfinden müssen. Hier wird verständlich, warum die betroffenen Mieter das akrobatische Spiel mit Millionensummen für eine Olympia-Ringerhalle oder ein Zeltdach mit berechtigter Empörung verfolgen. Im Münchner Stadtrat zur Finanzierung des sozialen Wohnungsbaus sind für das Jahr 1971 rund 11 Millionen Mark vorgesehen. Forderungen nach einer Erhöhung des Bauvolumens werden mit dem Hinweis auf fehlende Mittel abgewiesen. Zum Vergleich die

Verteuerungsrate bei den mit 520 Millionen Mark angesetzten Olympischen Spielen: bislang rund 1400 Millionen.

Nicht berücksichtigt in diesem Betrag sind die Kosten, die für den Unterhalt der monströsen Olympia-Bauten nach den Olympischen Spielen aufgewendet werden müssen. Zwar sollen Anlagen wie das Olympia-Stadion, die Sporthalle, die Radrennbahn und die Schwimmhalle künftig internationalen Wettkämpfen dienen, aber die jeweiligen Eintrittserlöse werden nur einen Bruchteil der Unterhalts- und Betriebskosten decken. Bereits heute rechnet man mit jährlichen Unterhaltskosten von mindestens zehn Millionen Mark, also etwa dem Betrag, den heute die Stadt München für die Finanzierung des gesamten sozialen Wohnungsbaus aufwendet.

Verständlicherweise ist von dem bevorstehenden nacholympischen Katzenjammer heute kaum die Rede. Statt dessen lenken die verantwortlichen Olympia-Planer mit olympischen Allgemeinplätzen das Interesse von den dringendsten Existenzbedürfnissen der Bürger auf andere, offenbar höhere Ebenen. Willi Daume, Präsident des Organisationskomitees für die Olympischen Spiele: „Es ist immer wieder erstaunlich, was die große Macht der olympischen Idee alles in Bewegung setzt. Sie formt nicht nur — wie jetzt in München — Städte um. Nein, sie wirkt über das Olympische Fest hinaus und bringt Jahre vorher Menschen zueinander, die sich sonst nie gesehen hätten . . .“ („Olympia in München“, Sonderheft 1970).

Der Münchner Bevölkerung brennen sicherlich andere Probleme unter den Nägeln. Zum Beispiel die kontinuierliche Vergiftung ihrer Stadt durch Abgase. Aber der Einsatz aller Kräfte für die Vorbereitung der Olympischen Spiele läßt anscheinend keinen Spielraum für die Bewältigung akuter Erfordernisse des Umweltschutzes. Die Gesundheit von Kindern und alten Menschen ist in der Münchner Innenstadt bereits heute durch die starke Konzentration von Kohlenmonoxyd in der Luft direkt gefährdet. Die *Süddeutsche Zeitung* in einem Kommentar: „Und die Stadtverwaltung will die Münchner anscheinend für dumm verkaufen, wenn die einzige Konsequenz aus den bestürzenden Meßergebnissen die ist, daß in Zukunft weniger gemessen werden soll.“ (SZ, 19. 12. 70) Hier ginge es tatsächlich um wichtige Interessen der Bürger, hier wären finanzielle Anstrengungen mit monatlichen Kostensteigerungen gerechtfertigt. Doch die Gelder fließen nach Olympia. Und die Propagandisten des Olympischen Komitees und der Olympia-Baugesellschaft sind eigentlich nur geschäftstüchtig, wenn sie das Problem des Umweltschutzes in ihrem offiziellen Organ *Olympia-Press* (März 1970) so bewältigen:

„Freilich ist es unendlich schwer, den Duft zu beschreiben, der diese schöne Stadt begleitet. Und mit den Farben, in denen sie kokettiert und schmolzt, ist es nicht anders. Genau genommen sind es 67 Gerüche und 18 Farben (wenn wir uns nicht verzählt haben), die untereinander aber noch zahlreiche Liaisons eingegangen sind . . .“

In anderem Zusammenhang könnte diese Sprache vielleicht belustigen — angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Umweltprobleme der Landeshauptstadt muß sie von den betroffenen Münchnern als zynisch empfunden werden. Auch in anderen Fällen stößt sich das eifrige Bemühen der Olympia-Veranstalter, München als „Weltstadt mit Herz“ zu zeichnen, hart an der Realität. Zum Beispiel dann, wenn vom Filmkunststudio in der Occamstraße als einem der „Mittelpunkte Schwabings“ die Rede ist. Die Besucher der Olympischen Spiele werden diese Schwabinger Attraktion vergebens suchen: Zugunsten des profitableren Geschäfts mit Bier wurde das Occamstudio trotz energischer Proteste der Bevölkerung vom Eigentümer, einer Brauerei, in ein Bierlokal verwandelt.

Ebenfalls zum Thema Schwabing plaudert *Olympia-Press*: „Und: Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, war übrigens für kurze Zeit auch einmal Schwabinger.“ Keinen Platz dagegen widmet das Olympia-Organ folgender Information: Die Lenin-Gedenktafel in der Münchner Kaiserstraße mit der Inschrift „In diesem Hause lebte vom September 1900 bis April 1901 Wladimir Iljitsch Lenin, der Gründer des Sowjetstaates“ wurde im Dezember 1970, offenbar von neonazistischen Extremisten, durch einen Sprengsatz zerstört. Obwohl in der Münchner Öffentlichkeit wiederholt die Restaurierung der Gedenktafel gefordert wurde, blieb Oberbürgermeister Vogel untätig. Die Attentäter wurden bisher nicht ausfindig gemacht. Ob sie überhaupt gesucht wurden, ist nicht bekannt.

Dies letzte ist ein Detail des anderen München, von dem in offiziellen Verlautbarungen der Olympia-Veranstalter überhaupt nicht die Rede ist. In ihrer Sprachregelung erscheint die Olympia-Stadt nicht nur als bayerische Idylle sondern darüberhinaus als *die* würdige Stätte für die Austragung der Olympischen Spiele und damit schlechthin als Symbol des Friedens. Dieser Anspruch dokumentiert sich beispielsweise im ersten offiziellen Bulletin des Organisationskomitees der Olympischen Spiele. Die Broschüre trägt den Titel: „München — ein Platz und eine Idee“. Um welche Idee es geht, erläutert Präsident Willi Daume: „Olympische Spiele sind die vornehmste Verwirklichung des Weltfriedens.“ Im gleichen Tenor erläutert Oberbürgermeister Vogel im „Offiziellen Sonderheft 1970 der Olympiastadt München“, die Landeshauptstadt wolle „im Sinne der Olympischen Idee ein Fest der friedlichen Begegnung vieler Völker, das getragen ist vom Geist der Verständigung, der Versöhnung und der Gemeinschaft aller Menschen“ veranstalten.

Unter anderen Voraussetzungen müßte dieser Anspruch als vorbildliches Programm bewertet werden.

Aber konfrontiert mit den tatsächlichen politischen Gegebenheiten in München, Bayern und der Bundesrepublik insgesamt klingen derartige Deklamationen eher wie Hohn. Denn schwerlich vereinbar mit den Parolen von Völkerverständigung und Frieden ist zum Beispiel die von den Olympia-Veranstaltern diskret verschwiegene Tatsache, daß München heute das Zentrum der längst wieder florie-

renden westdeutschen Rüstungsindustrie ist. Die Massenproduktion von Panzern, Raketen, Militärhubschraubern, Kampfflugzeugen mit A--Bombenträgern und elektronischen Kriegsausrüstungen in München hat eine ebenso wenig friedliche Zielsetzung wie die Erforschung und Erprobung bakteriologischer und chemischer Kampfmittel. In der Olympia-Stadt München produzieren

- die Messerschmitt-Bölkow-Blohm GmbH (Raketen, Entwicklung von Luft- und Weltraumrüstung). Die Bölkow-Gesellschaft ist liiert mit Krupp, Siemens, Thyssen und Rüstungskonzernen der USA und Frankreichs)
- die Panavia Aircraft GmbH (Mehrzweckkampfflugzeuge, auch Atomwaffenträger)
- die Dornier GmbH (Militärflugzeuge)
- die MAN-Turbo GmbH (Düsentriebwerke)
- die Siemens AG (Luftwaffenelektronik, Waffenleitsysteme, über INTER-ATOM am Atomrüstungsgeschäft mindestens interessiert)
- die AEG-Telefunken (militärisches Nachrichtengerät)
- die Krauss-Maffei AG (Panzer)

Neben der Produktion von Kriegsmaterial werden in München neue Vernichtungsmittel wissenschaftlich erforscht. Im vergangenen Jahr wiesen Studenten der Münchner Technischen Hochschule nach, daß mehrere TH-Institute im Dienste moderner Kriegsforschung stehen. Die in München ansässige „Fraunhofer-Gesellschaft zur Förderung angewandter Forschung e. V.“ vermittelt entsprechende Aufträge der Industrie an die Hochschule weiter. Darüberhinaus sollten im Münchner Max-Planck-Institut im Auftrag des Bundesverteidigungsministeriums Experimente mit Nervengiften durchgeführt werden.

Im Juni 1971 veröffentlichte der AStA der Münchner TH eine Dokumentation, in der festgestellt wird, daß über 70 Wissenschaftler der TH mit der Rüstungsindustrie zusammenarbeiten. Die Münchner TH sei heute die führende Rüstungsuniversität der Bundesrepublik. Bereits vor zwei Jahren bezeichnete die *Abendzeitung* München als „Deutschlands größte Waffenschmiede“.

Ihre Vorrangstellung auf dem Rüstungssektor verdankt die bayerische Landeshauptstadt in erster Linie der konsequenten Politik der CSU, die in der Förderung dieser Form von „Industrialisierung“ Bayerns ihr vordringlichstes Ziel sieht. Auch personell ist die Partei eng mit den Rüstungskonzernen verflochten. Der Gesellschafter der Bölkow-GmbH beispielsweise, Ludwig Bölkow, ist Mitglied des Wehrpolitischen Arbeitskreises der CSU, Siemens-Vorstandsmitglied Gisbert Kley ist gleichzeitig CSU-MdB, Flick-Gesellschafter Wolfgang Pohle ist Mitglied des CSU-Präsidiums und Vorsitzender des Arbeitskreises Haushalt, Steuern und Finanzen der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Und Franz Josef Strauß, den wir hier als ersten Aufsichtsratsvorsitzenden der Olympia-Baugesellschaft vorgestellt haben, ist unter anderem auch Aufsichtsratsvorsitzender der Airbus GmbH, einer Beteiligungsgesellschaft der Messerschmitt-Bölkow-Blohm GmbH. Für die Verwirklichung jenes Europas, wie es sich Strauß als Führer der west-

deutschen Rechtskräfte vorstellt, bietet die eng mit der CSU verknüpfte Rüstungsindustrie in Bayern die militärischen Voraussetzungen. Angesichts dieser Gefahr stellte der bayerische IG-Metall-Vorsitzende Erwin Essl die furchtbare Prognose: „Die erste Bombe fällt auf München!“

Doch beschränkt sich das in Bayern konzentrierte Kriegspotential nicht allein auf Rüstungsgüter. Eine weitere Spitzenstellung hat das CSU-regierte Bundesland in der permanenten Produktion von ideologischen Kriegsvoraussetzungen. In München erscheint jede Woche die „Deutsche Nationalzeitung“. In die gleiche Stoßrichtung arbeitet die „Deutschland-Stiftung e. V.“, die in Bayern ihr Organ „Deutschland-Magazin“ herausgibt. Beide Blätter haben in jüngster Zeit an Bedeutung verloren, seitdem das CSU-Organ „Bayernkurier“ von München aus sich als Wortführer der extremen Rechtskräfte empfiehlt. Der erbitterte Kampf dieser publizistischen Organe gegen jeden Ansatz zu einer Politik der Entspannung und der friedlichen Koexistenz mit den sozialistischen Nachbarländern macht die immer neue Beschwörung der olympischen Idee ebenso unglaublich wie das Treiben ausländischer Emigranten-Organisationen, die von München aus den Umsturz in ihren Heimatländern planen. Wiederholt lieferten sich Exil-Gruppen wilde Schießereien in München, bei denen auch Bürger der Stadt gefährdet wurden. Die Morde, die von konkurrierenden Exil-Organisationen begangen wurden, füllen eine ganze Liste. Ungeachtet dessen erfreuen sich antikomunistische Emigranten-Gruppe bester Sympathien seitens der CSU, die in diesen Kräften offenbar einen verlängerten Arm ihrer eigenen Politik sieht. Das gleiche gilt für die in München stationierten US-Hetzsender *Radio Free Europe* und *Radio Liberty*. Die vom CIA finanzierten Sender widmen sich ausschließlich dem Propaganda-Kampf gegen die sozialistischen Staaten, deren Sportler im August 1972 in München zu Gast sein werden. Es erscheint vollkommen unverständlich, daß die Bundesregierung die Lizenzen dieser Sender auch für das Olympia-Jahr verlängert hat und damit der direkten Sabotage der als Friedensfest deklarierten Olympischen Spiele Vorschub leistet. Es wirkt geradezu lächerlich, daß die Veranstalter der Olympischen Spiele mit den beiden Sendern eine Art olympischen Burgfrieden vereinbaren wollen. Zu erwarten, daß eine Zentrale antikommunistischer CIA-Agenten ausgerechnet den Besuch tausender sozialistischer Sportler nicht nutzen werde, ist mehr als naiv. Und was die Rundfunkprogramme der beiden Sender anbetrifft, so wurde schon in der Vergangenheit energisch bestritten, daß es sich hier um antikommunistische Hetze handle. Ebenso bestritten wurde immer wieder eine Verbindung zum CIA. Bis jetzt in Washington offiziell aktenkundig wurde, daß der CIA 90 Prozent der Gelder stellt. US-Präsident Nixon: „Ich hege uneingeschränkte Bewunderung für die Arbeit, die *Radio Free Europe* leistet“.

Von der Münchner Bevölkerung zumindest wird diese Bewunderung nicht geteilt. Die völlig unnötige Belastung der Olympiade durch die beiden Hetzsender wurde auch in der Münchner Presse wiederholt kritisiert. Die eher konservative

tz schrieb am 19. 12. 70: „Es sind keine deutschen Institutionen, die da von München aus den ganzen Ostblock propagandistisch beackern. Vielmehr beschimpfen Fremde quasi auf unserem Grundstück, über unseren Zaun hinweg den Nachbarn . . . Der Ätherkrieg ist eine böse Hypothek für München.“

Die Toleranz der Veranstalter der Olympischen Spiele gegenüber den beiden CIA-Sendern läßt darauf schließen, daß auch andere Mißgriffe bei der Vorbereitung für 1972 nicht einfach als Pannen abgetan werden können. Die „Deutsche Olympische Gesellschaft“ hat ein „Olympia-Lesebuch“ herausgegeben, das für den Unterrichtsgebrauch in Schulen bestimmt ist und durch die Kultusminister der Länder jeder Schule zur Verfügung gestellt werden soll. Das Buch setzt sich zum Ziel, bei den Schülern das Interesse an den Olympischen Spielen 1972 zu wecken. Neben Artikeln zum Sport finden wir darin Beiträge zur deutschen Geschichte. Zum Beispiel diesen: „Nach dem ‚Blitzfeldzug‘ gegen Frankreich zogen die deutschen Truppen in Paris ein. Durch diese Erfolge schien der Friede in greifbare Nähe gerückt.“ Zum Thema Olympische Spiele 1936 heißt es, sie hätten dem „Dritten Reich“ die Möglichkeit gegeben, „seinen Glanz, seine Stärke und seine Friedensliebe eindrucksvoll zu demonstrieren.“ Die DDR kennen die Lesebuch-Autoren als „Mitteldeutschland“ und „Sowjetzone“, der Führer der russischen Revolution wird den Schülern als „ein gewisser Lenin“ vorgestellt, die Überfälle Hitler-Deutschlands auf Polen und die UdSSR sind überhaupt kaum erwähnt, die übrigen „Blitzsieg“-Feldzüge der Nazis erscheinen nicht als Konsequenz einer verbrecherischen Politik sondern als Erfolge. Das Buch stieß in mehreren Bundesländern auf scharfe Kritik der Kultusministerien, in anderen wird es laut Auskunft der „Deutschen Olympischen Gesellschaft“ den Schulen empfohlen. Eine Panne?

Um die Finanzierung der Spiele zu erleichtern, kamen die Veranstalter auf die Idee, eine Olympia-Münze prägen zu lassen. Sie trug — offenbar in Anlehnung an 1936 — die Aufschrift „Olympische Spiele 1972 in Deutschland“. Nach heftigen Protesten wurde die Aufschrift in ein bescheideneres „Olympische Spiele 1972 in München“ verändert. Auch dies nur eine Panne? Eher scheint es, als hätten die Organisatoren der Spiele ein Geschichtsbild, das solche Pannen zur Regel machen muß.

Wenn wir all diese Aspekte zusammennehmen, erscheinen die Vorbereitungen auf die Olympischen Spiele insgesamt als ein politisches Täuschungsmanöver für das In- und Ausland und überwiegend gegen die Interessen der Bevölkerung gerichtet. Es zeugt schon von einiger Unverfrorenheit, wenn Münchens Oberbürgermeister Vogel ungeachtet dessen frohlockt, in wachsendem Maße werde sichtbar, „welch starke und vielfältige Impulse von der Olympischen Idee für die allgemeine Entwicklung Münchens ausgehen. Die Formel von der ‚Schubkraft der Spiele‘ hat sich als noch wirksamer erwiesen, als erwartet wurde. Die Fortschritte im Verkehrsausbau sprechen ebenso dafür wie der Bau neuer Hotels mit Tausenden von zusätzlichen Betten“. („Offizielles Sonderheft 1970 der Olympiastadt München“.)

Es scheint dem Oberbürgermeister entgangen zu sein, daß während der Vorbereitungsjahre auf die Spiele kaum ein Monat vergangen ist, in dem nicht Bürger aus Protest gegen katastrophale soziale Mißstände auf den Straßen protestierten. Dem OB scheint weiter nicht aufgefallen zu sein, daß München seit Jahren eine riesige lärmende Baustelle ist, deren Straßenprojekte München mit Beginn der Spiele in einem Meer von Autos ertrinken lassen werden. Schließlich nennt Oberbürgermeister Vogel neue Hotels als angeblichen Segen der Spiele. Nur werden Münchner Mieter, denen Wuchermieten abverlangt oder die Wohnungen plötzlich gekündigt werden, kaum von den zusätzlichen Betten neuer Hotels profitieren. Mit derartigen olympischen Reklamesprüchen wird die Münchner Bevölkerung regelrecht für dumm verkauft. Tatsache ist, daß nur wenige Geschäftsleute von der Olympiade profitieren. Das Gros der Bevölkerung dagegen zahlt nicht nur von Vierteljahr zu Vierteljahr einige Millionen mehr an Olympiakosten, sondern leidet gleichzeitig darunter, daß die Konzentration aller Finanzen und Kräfte auf die Olympiade die sozialen Mißstände speziell in München katastrophal verschärft. Zugunsten der Spiele werden dringliche Probleme wie Wohnungsnot, fehlende Schulen und Kindergärten, Personalnotstand in Krankenhäusern und Schulen langfristig zurückgestellt. Skrupellose Geschäftemacher nutzen die Stunde und schlagen aus der Not der Bürger zum Beispiel als Wohnungsmakler hohe Gewinne.

Hinzu kommt, daß die hohen Opfer der Bevölkerung in den Dienst einer Sache gestellt werden, die ihnen nicht nur materiell alles andere als Nutzen bringt, sondern die vor allem auch eine politische Strategie verfolgt, die letztlich wiederum auf Kosten der Bevölkerung geht.

Nach mehr als zwanzigjähriger CDU/CSU-Vorherrschaft in Bonn kann eine längst überfällige neue Politik des sozialen Fortschritts, der Entspannung in Europa und der friedlichen Koexistenz mit den sozialistischen Nachbarländern nicht durch die imponierende Fassade einer internationalen Sportveranstaltung ersetzt werden. Parolen von ‚Friedensfest‘ und ‚friedlichem Wettbewerb‘ sind ohne eine konsequente Friedenspolitik hohle Phrasen. Angesichts der lauen und inkonsequenten Politik der neuen Bundesregierung, die sich bisher weder innen- noch außenpolitisch überzeugend für die Interessen der Bevölkerung engagiert hat, sind die Olympischen Spiele in München eine Anmaßung. Solange die Bundesregierung keine konsequente Friedenspolitik betreibt, ist München kein geeigneter Schauplatz für den friedlichen Wettbewerb der Völker und für die Verwirklichung der großen völkerverbindenden Idee der Olympischen Spiele.

Wenn trotzdem im August 1972 in München die XX. Olympischen Spiele eröffnet werden, dann dient das in erster Linie den Kräften in der Bundesrepublik, die an die Tradition des faschistischen Deutschlands anknüpfen wollen, dem mit den Olympischen Spielen 1936 ein weltweites Täuschungsmanöver gelang. Die beängstigenden Aktivitäten des bundesdeutschen Rechtskartells, die Torpedierung aller Ansätze einer Politik der Entspannung und die gleichzeitige Forcierung

rung des westdeutschen Rüstungsaufbaus zeigen, daß diese Kräfte in der Bundesrepublik wieder an die Macht streben. In ihren Augen läßt sich der Zweite Weltkrieg noch gewinnen, wenn erst die Führungsrolle der Bundesrepublik in Europa und der Besitz von eigenen Atomwaffen als nächstliegende Ziele erreicht sind. Für das dazu benötigte weltweite Prestige und das Vertrauen der Weltöffentlichkeit in die vermeintliche Friedfertigkeit dieser Kräfte sind Olympische Spiele seit 1936 eine bewährte Voraussetzung. In diesem Zusammenhang eröffnen die Olympischen Spiele 1972 beklemmende Zukunftsperspektiven, wenn Franz Josef Strauß in seiner Funktion als damaliger Finanzminister und erster Aufsichtsratsvorsitzender der Olympia-Baugesellschaft in *Olympia-Press*, dem offiziellen Informationsdienst der Olympia-Organisatoren, so gewürdigt wird: „Franz Josef Strauß wirkt mit 54 Jahren noch jung. Begeisterungsfähig, von zupackender Intelligenz, geht er mit klarem Blick und großer Energie jede Aufgabe an, die ihm gestellt wird...“

Franz Nitsch
Zwischen Olympismus und Anti-Olympia

Auch in diesem Jahr hatten Sie Gelegenheit, mit 5 Mark dabeizusein — bei der bundesdeutschen Sportaufrüstung. Und selbst wenn Sie sich von der Werbung für die Glücksspirale getäuscht fühlen, was macht es? Die Nutznießer dieses Unternehmens versäumten es nicht, Ihnen klarzumachen, daß Sie ja eigentlich alle gewonnen haben — und sei es, daß von Ihrem Einsatz für eine afrikanische Sportlerin ein Blumenstrauß oder etwas Obst gekauft wird. So jedenfalls stellt Ober-Olympianer Daume die Situation bei der Ziehung der Gewinnzahlen dar. Wenn Ihnen aber das noch nicht gereicht haben sollte, so können Sie jetzt noch mehr tun. Es liegt in Ihrer Hand (oder besser an Ihrer Zunge), daß sich zum Blumenstrauß für die afrikanische Sportlerin das Steak für den eigenen Muskelmann gesellt, der in der olympischen Arena die Ehre der Nation retten soll. Jetzt können Sie auch für Deutschland kleben. Das Innenministerium würde es jedenfalls begrüßen, „wenn Sie durch verstärkte Verwendung dieser Olympia-Briefmarken die Bemühungen der Deutschen Sporthilfe zur Förderung unserer Sportler mit unterstützen könnten“.

Einmal abgesehen davon, daß es einem kalt den Rücken hinunter läuft, wenn auf dem Papier des Bundesministers des Innern von „unseren Sportlern“ gesprochen wird, so ist diese Aufforderung im Zusammenhang zu sehen mit dem immer weiter um sich greifenden Wahn eines Volkes, dem das Ereignis Olympia 1972 zum Alptraum geworden ist.

Was zunächst als „heitere Spiele“ unter einem Kostenaufwand von ca. 600 Millionen Mark angepriesen wurde, hat sich inzwischen zu einer verdammt ernsten Angelegenheit ausgewachsen. Die geplanten Gesamtausgaben belaufen sich zur Zeit auf 1,9 Milliarden Mark, dürften aber bei der Endabrechnung ganz sicher die 2-Milliarden-Grenze überschreiten und werden dann die bei der Bewerbung veranschlagte Summe um weit über 300 Prozent überschreiten. Durch die enormen Zuschüsse des Bundes wird jeder dazu verdonnert, sein Scherflein zur Erstellung des Olympia-Denkmal auf dem Oberwiesenfeld beizutragen — ganz gleich, ob es ihm paßt oder nicht.

Um so verständlicher ist daher die Tatsache, daß sich die Olympiaplaner entschuldigen ließen, als sie nach Bonn zum Rapport bestellt wurden.

Zudem wird das Olympia-Beispiel Schule machen. Ehrgeizige Verbände oder deren Repräsentanten werden den Verantwortlichen in Bonn bald vorrechnen, wie hoch die Subventionen aus öffentlichen Mitteln für sportliche Großveranstaltungen ähnlichen Formats zu sein haben. Die Fußballkicker haben diese Rech-

nung schon präsentiert — 200 Millionen Mark soll der Bund beisteuern, damit das Fußballfest 1974 einen adäquaten Rahmen bekommt. Von den Subventionen der Länder spricht man erst gar nicht. Angesichts der Situation im Freizeit-, Schul- und Hochschulsport und eingedenk der Tatsache, was Sport für die Resozialisierung leisten könnte, wenn es die zu seiner Ausübung notwendigen Voraussetzungen gäbe, kann man nur hoffen, daß das Innenministerium nicht dem Druck einiger prestigelüsterner Funktionäre erliegt, die zudem noch die Stirn haben, vorzuschützen, die Interessen der Sporttreibenden zu vertreten. Der von einem Sozialdemokraten geführten Regierung würde es jedenfalls nicht schlecht anstehen, wenigstens im Sport Partei für die Unterprivilegierten zu ergreifen, wobei man sich allerdings nicht der Hoffnung hingeben darf, daß das billiger wäre. Die von Dortmunds Oberbürgermeister Hans-Dieter Imhoff im Zusammenhang mit dem Stadionausbau zur Fußballweltmeisterschaft vorgebrachte Kritik: „Die Regierung kann nicht zum Maßhalten animieren — und auf der anderen Seite zusehen, wie Millionen und Millionen sinnlos verbaut werden“ ist in diesem Lichte gar zu bürgerlich. Aber selbst dazu können sich viele Sozialdemokraten noch nicht einmal bequemen.

Wenn einem angesichts der Kostenentwicklung für das olympische Spektakel schon das Lachen vergeht, so kann man ferner heute schon mit Sicherheit voraussagen, daß für die, die den Wettkampfplatz in München, Augsburg oder Kiel betreten, diese Spiele nicht die heitersten sein werden. Sportliche Wettkämpfe auf diesem Niveau sind heute alles andere als die herrlichste Nebensache der Welt. „Und so sehr wir uns bemühen wollen, in München heitere und fröhliche Spiele zu veranstalten — gemessen werden die Spiele in München nicht daran, ob viele Diskussionsgruppen tagen, Philharmonische Orchester aus aller Welt zusammenkommen und Beat-Bands ihre Rhythmen zum besten geben — gemessen wird, wieviel Gold-, Silber- und Bronzemedailles gewinnt die Bundesrepublik im Vergleich zur DDR, wieviel im Vergleich zu den Giganten USA und UdSSR, ob uns das paßt oder nicht“. So Willi Weyer auf der DSB-Hauptausschußsitzung 1969 in Duisburg.

Um olympische Erfolge zu streiten, ist eine sehr ernste Sache geworden, haben sie doch als Maßstab für eine leistungsfähige und damit intakte Gesellschaft zu dienen. „Die sogenannte olympische Nationenwertung gibt hierzu genau Auskunft: mit der Anzahl der errungenen Siege in verschiedenen Sportdisziplinen glaubt man, die kulturelle und zivilisatorische Fortschrittlichkeit — und oft wird darunter eine Zunahme an humanitären Errungenschaften verstanden — der beteiligten Nationen behaupten zu können“ (B. Rigauer). Kein Wunder daher, daß die, die in die olympische Arena geschickt werden, unter Aufbietung aller wissenschaftlicher, technischer und ökonomischer Mittel auf ihren Einsatz vorbereitet werden. Trainingspläne, optimale Trainingsbedingungen, wissenschaftliche Betreuung und Überwachung, zentrale Organisation sowie materielle Unterstützung — das sind die markanten Punkte auf dem Weg zum Erfolg. Das Ziel heißt

München 1972. Die Entstehung von Organisationen wie die Stiftung Deutsche Sporthilfe, der Bundesausschuß zur Förderung des Leistungssports, das Bundesinstitut für Sportwissenschaften, die Deutsche Sportkonferenz und der 1. Sonderausschuß für Sport und Olympische Spiele des Deutschen Bundestages gehören in diesen Zusammenhang. An ihnen dokumentiert sich die bundesdeutsche Sportaufrüstung, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß ein derartiger Organisationsboom in der Sportgeschichte der BRD einmal ist.

Nun gibt es nicht wenige, die meinen, daß nach 1972 sich alles wieder auf ein gesundes Maß reduzieren würde, ja daß sogar eine gewisse Sportverdrossenheit die jetzige Euphorie ablösen könnte. Diese Auffassung teile ich nicht.

Selbst wenn die „Becherhymne“ in München zum musikalischen Bestseller der deutschen Olympioniken werden sollte, wie es Willi Knecht einmal formuliert hat, selbst wenn der Medaillenspiegel dem mit dem Namen Neckermann in Verbindung stehenden Förderungsprinzip im Vergleich zu den „Staatsamateuren der DDR“ eine eindeutige Niederlage bescheinigen würde, die Eskalation in der Förderung des Spitzensports wird dann eher noch zunehmen, eben weil der Sport im internationalen Rahmen systembestätigende Funktionen übernommen hat. Schon heute machen die Sportführer in der BRD deutlich, daß es sich im Kräftevergleich mit der DDR in München bestenfalls um die 1. Runde handeln kann. Weitere Gänge, die noch höhere Investitionskosten erfordern, werden folgen. Es ist unrealistisch davon auszugehen, daß sich ein hochindustrialisiertes System wie das der BRD mit dem Status eines sportlichen Entwicklungslandes zufrieden geben könnte. Schon die eindeutige politische Funktion des Sportes läßt solche Überlegungen zum frommen Wunsch werden. Zudem haben die mit der Förderung des Spitzensports befaßten Organisationen inzwischen eine Eigendynamik entwickelt, die eindeutig in Richtung auf Kompetenzausweitung angelegt ist. Nach München 1972 wird sich der Konflikt zwischen Hochleistungssport und Sport für alle eher verstärken als harmonisieren.

In der bürgerlichen Sportideologie wird dem sportlichen Wettkampf als Mittel der Völkerverständigung eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Besonders ausgeprägt tritt dieser Anspruch in Zusammenhang mit den Olympischen Spielen auf, wo er sich z.B. in der Erstellung eines olympischen Dorfes dokumentiert. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß dort, wo das Prinzip des Siegens um jeden Preis gilt, die richtige Atmosphäre für das persönliche Gespräch und damit für eine über die Fragen des praktischen Zusammenlebens hinausgehende Kommunikation ist. Im Planspiel der Sportmanager zählen nur die Medaillen, zählt allein der Erfolg, und es ist daher nur folgerichtig, daß alles unterbunden wird, was auch nur im entferntesten zu einer Leistungsbeeinträchtigung führen könnte. Es muß alles vermieden werden, was Unruhe in die Mannschaft bringen könnte. Nein, für die Aktiven ist Olympia keine Stätte der Begegnung, sondern der Ort ihrer Bewährung, der Zeitpunkt, an dem sie optimal zu funktionieren haben. Begegnung und Gedankenaustausch ist nur im Schatten von Olympia zu haben

— in den Jugend- und Studentenlagern, die von den unterschiedlichsten Organisationen im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen durchgeführt werden, und es wäre schlimm, wenn auch sie vom Leistungsfimmel infiziert würden. Hier kann es nicht darum gehen, den verhinderten Olympioniken nun doch noch Olympiaflair zu bieten, oder gar darauf zu intendieren, auf diese Weise die zukünftigen Olympioniken an die Wettkampfatosphäre zu gewöhnen. Wenn nicht wenigstens hier der Gedanke der Begegnung eindeutig dominiert, dann sollte man besser die Jugend der Welt erst gar nicht nach München rufen.

Ein solches Begegnungsprogramm wird im Zusammenhang mit dem Jugend- und Studentenlager vom Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband für etwa 20 Studentengruppen aus aller Welt organisiert. Vor ihrem Aufenthalt in München werden die Studentendelegationen die Möglichkeit haben, Gäste an einer Universität zu sein. Nicht die Anzahl der Empfänge und Besichtigungen sollte hier im Mittelpunkt stehen, sondern das Bestreben, mit den Gästen über Probleme des Sports ins Gespräch zu kommen. Und gerade im Hochschulbereich lassen sich eine Menge der bundesdeutschen Sportprobleme festmachen. Es wird sicherlich interessant sein, darzulegen, wie in der Bundesrepublik Sportlehrer ausgebildet werden, aufzuzeigen, wie die Institute für Leibesübungen in ihrer überwiegenden Zahl aufgrund der räumlichen, personellen und strukturellen Situation Forschung und Lehre im vorwissenschaftlichen Stadium betreiben. Auch muß darauf hingewiesen werden, welche Möglichkeiten die Hochschulangehörigen zur praktischen Realisierung des Sports haben — alles das gehört zur Sportwirklichkeit in diesem Lande.

In direktem Zusammenhang mit dem Begegnungsprogramm steht die Frage nach der Zusammensetzung der bundesdeutschen Delegation innerhalb des Studentenlagers in München. Gesucht wird nicht der verhinderte Hochschulmeister, sondern der Studierende, der sich in der Organisation des bundesdeutschen Sports und seinem Funktionieren innerhalb dieser Gesellschaft auskennt und bereit ist, sich umfassend auf den wissenschaftlichen Kongreß, der unter dem Thema steht: „Sport in dieser Welt — Chancen und Probleme“, vorzubereiten. Angestrebt wird eine repräsentative Zusammensetzung aus den Fakultäten und Fachbereichen, die es ermöglicht, die einseitige Betrachtungsweise des Sports zu überwinden. Es wäre unverantwortlich, dieses Feld den in der bürgerlichen Sportideologie verhafteten Vertretern zu überlassen, und insofern ist zu hoffen, daß sich möglichst die Studenten bewerben, die sich kritisch mit dem Sport in dieser Gesellschaft auseinandergesetzt haben.

Neben dem Aktionsfeld Wissenschaftskongreß, der vom 21. bis 25. August 1972 durchgeführt wird, bietet sich das Studentenlager selbst als Diskussionsforum an. Die Auswahl und Zusammensetzung der einzelnen Studentendelegationen obliegt den Nationalen Olympischen Komitees. Schon von daher kann man davon ausgehen, daß sich im Studentenlager die vielfältigsten Auffassungen über die Funktion des Sports in den unterschiedlichen Systemen wiederfinden werden. Ein

derartiges Meinungsspektrum animiert geradezu zum Meinungsautausch — ein Punkt, der bei der Erstellung des Programms für das Studentenlager ausreichend berücksichtigt werden sollte.

Der ADH ist vom Nationalen Olympischen Komitee mit der Nominierung der bundesdeutschen Delegation für das Studentenlager, die aus 50 Personen bestehen soll, beauftragt worden. Von dem fünfköpfigen Berufungsausschuß sind Kriterien aufgestellt worden, die erwarten lassen, daß die Kandidaten den Spielraum, der zwischen Olympismus und Anti-Olympia bleibt, im Sinne einer kritischen Reflexion über den Sport ausfüllen und damit einen Gegenpol zum Leistungsfetischismus bilden, von dem die olympischen Wettkampfstätten beherrscht werden.

Ursprünglich war daran gedacht, die Nominierung erst nach einem persönlichen Gespräch mit den Bewerbern abzugeben. Ein solches Verfahren hätte etwa 15 000, —DM gekostet. Auf einen entsprechenden Antrag bei der Deutschen Olympischen Gesellschaft erhielten wir folgende Antwort: „Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß die DOG nicht in der Lage ist, Mittel für den genannten Zweck zur Verfügung zu stellen“. Das Präsidium der DOG hat kürzlich beschlossen, die Ausrüstung und Entsendung der Deutschen Olympia-Mannschaft 1972 mit einem Betrag von DM 750 000, —zu fördern.

Verstehen Sie jetzt, was unter dem eingangs erwähnten „Wahn eines Volkes“ gemeint ist?

Dieser Beitrag sollte in der Nummer 7 der „Olympischen Jugend“, der Zeitschrift der „Deutschen Sportjugend“, erscheinen. Wie ich jetzt in Erfahrung bringen konnte, wird die Nummer 7 der „Olympischen Jugend“ ohne meinen Beitrag gedruckt. Der Streit zwischen DSJ-Führung und OJ-Redaktion ist so „gelöst“ worden, daß die beiden anderen strittigen Artikel — ein Interview des Deutschlandfunks mit Günter Grass und eine Glosse von Hans Blickendörfer — in der Nummer 7 bleiben werden, während mein Betrag in der Nummer 8 mit einer Stellungnahme von Hans Hansen, dem stellvertretenden Vorsitzenden der DSJ, erscheinen soll.

F. N.

Uwe Timm Sport in der Klassengesellschaft

I
Sport ist unpolitisch und nicht ideologisch ausgerichtet, dadurch besonders geeignet, die Völker und die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen über alle trennenden Grenzen hinweg zu verbinden. Diese Ansicht vertreten Politiker, Sportfunktionäre und wohl auch der Großteil der Sportler in der Bundesrepublik.

Sport als anthropologisches Phänomen ist, wie die Kultur, aus dem Bereich der Notwendigkeit herausgehoben, der durch Zwecke determiniert ist; der Sport deutet — zweckfrei — auf das Reich der Freiheit, das selbstverständlich jenseits aller sozialen und ökonomischen Bedingungen besteht. So bestimmt einer der führenden westdeutschen Sportideologen ausgehend von einem idealistischen Begriff der Freiheit den Sport: „Wir verstehen Sport als Spiel und sehen ihn im Gegensatz zur Arbeit; deshalb unterscheidet sich sportliche Leistung grundsätzlich von der Leistung in der Arbeitswelt. Sport würde nach unserer Auffassung sein Wesen verlieren, wenn er des spielhaften Mutterbodens verlustig ginge und zur reinen Arbeit würde, die sich in der Welt der Zwecke erschöpft.“¹

Diese Bestimmung des Sportes als „zweckfreies Tun“², dessen Wesen im Spiel liegt, ist ausgerichtet an dem Selbstverständnis einer Sportpraxis, die sich im 19. Jahrhundert in England ausgebildet hatte; Sport wurde dort hauptsächlich an den Universitäten und Public Schools als ein Spiel in den Mußestunden der upper class getrieben, ein zugleich nützliches Spiel, insofern individuelles Durchsetzungsvermögen und Entschlußfreudigkeit den angehenden Kaufleuten und Kolonialbeamten eingeübt wurden, Verhaltensformen, die das kapitalistische Wirtschaftssystem mit seinem liberalen Selbstverständnis benötigte.³

Diese individuelle Freiheit, die sich scheinbar in dem „zweckfreien Tun“ des Spiels darstellte, das dem Einzelnen ein relativ hohes Maß an Autonomie gewährte, im Fußball z. B. durch Dribbling⁴, und die sich auch darin zeigte, daß die Spielregeln noch nicht fixiert waren, sondern von den Mannschaften oft erst vor dem Spiel festgelegt wurden, war Reflex der privilegierten Situation der Spieler. Der Amateurbegriff wird bis heute von dieser historischen Situation bestimmt. Der Stellenwert des Sports in der heutigen spätkapitalistischen Gesellschaft ist sowohl von der Interessennahme derer, die ihn praktizieren, als auch von seiner

„Technik“ ein anderer, sein „Wesen“ hat sich radikal verändert durch drei Tendenzen: er wurde Massensport, Leistungssport und Profisport; alle drei Momente haben sich zugleich, wechselseitig aufeinanderbezogen, herausgebildet. Bei dem Profisport ist das Wesen des Sports eindeutig getilgt, das in dem „zweckfreien Tun“ bestimmt wurde, aber auch da, wo er mit dem Slogan „Trimm dich durch Sport“ im Betrieb propagiert wird, wo der Sekretärin empfohlen wird, ihre Schreibmaschine hin und wieder zu stemmen, damit sie sich entspannt, um danach effektiver zu arbeiten, ist Sport nicht mehr jener Gegenbereich der entfremdeten Arbeit, sondern von dieser im Profitinteresse absorbiert.

II

Die konkreten sozio-ökonomischen Verhältnisse bestimmen, was der Sport jeweils ist und das auch da, wo die gegenteiligen Beteuerungen von den bürgerlichen Sportideologen laut werden, die den Sport als ein überzeitliches Phänomen zu stilisieren suchen. Seine soziale Zweckhaftigkeit wäre, wenn man ihn historisch und nicht „wesenhaft“ zu verstehen suchte, leicht zu erkennen.

Die Ausrichtung des Sports auf das Kriegshandwerk geht durch die Geschichte und wurde im 19. Jahrhundert durch die Entwicklung einer neuen Sportart, des Turnens, durch „Turnvater“ Jahn vertreten, stärker noch durch Spieß, der das Turnen in der Mitte des 19. Jahrhunderts in den preußischen Schulen einführte, als Ordnungsübung, als Vorbereitung auf den Militärdienst, der sich dadurch verkürzen ließ.

Geturnt wurde also nicht im Interesse des Turners, sondern im Interesse eines Staates mit imperialistischen Tendenzen. Sicherlich hat die Bundeswehr auch heute noch ein Interesse an einem Wehrrtütigungssport, jedoch der Trend hat sich verlagert — was eine Wechselwirkung zwischen Sport und Bundeswehr nicht ausschließt⁵ — und geht zum Leistungssport. Er wird, gerade bei internationalen Wettkämpfen, stark mit nationalen Prestige besetzt. Der Leistungssport wird in der Bundesrepublik hoch subventioniert, besonders mit dem Blick auf die Olympiade 1972 in München, während die Mittel des „Goldenen Plans“ von 1960, der einen intensiven Ausbau von Kinderspielplätzen, Sportfeldern, Turn- und Schwimmhallen vorsah und damit die Voraussetzung für einen Massensport geschaffen hätte, vom Bund gekürzt wurden, was den *Spiegel* zu dem Kalauer veranlaßte: „Die Bundesdeutschen sind ein Volk ohne Sportraum.“⁶

So wächst zwar in allen Sportarten die Teilnehmerzahl, aber die Möglichkeit,

¹ C. Diem, *Spätlese am Rhein*, Frankfurt/M. 1957, S. 6 f.
² „Sport ist eine Erscheinung aus dem großen Lebensbereich des Spiels. Spiel ist ein zweckfreies Tun um seiner selbst willen, also im Gegensatz zur Arbeit.“ C. Diem, *Wesen und Lehre des Sports und der Leibeserziehung*, Berlin 1960, S. 3.
³ Vgl. G. Vinnai, *Fußballsport als Ideologie*, Frankfurt/M. 1970, S. 31.
⁴ Vgl. G. Vinnai, a. a. O., S. 31.

⁵ Der ehemalige Bundesminister für Verteidigung Schröder resümierte in der Zeitschrift „Wehrausbildung, Monatsschrift der Bundeswehr“ 1968/4: „Die Zusammenarbeit zwischen der Bundeswehr und dem Deutschen Sportbund und seinen Organen hat sich gut entwickelt. Diese Zusammenarbeit soll zum Nutzen aller intensiv fortgesetzt werden.“ W. Daume, der Präsident des Deutschen Sportbundes antwortete in der gleichen Zeitschrift: „Es kommt auf das Vertrauen an. Bundeswehr und Sport empfinden es zueinander, das können wir mit gutem Gewissen sagen. Es gibt viel zu danken.“ Zit. nach Vinnai, *Fußballsport als Ideologie*, a. a. O., S. 95.

⁶ Der Spiegel, 1970/36, S. 54.

Sport sinnvoll zu betreiben, ist begrenzt, und zwar nicht nur, weil es an Platz und Trainern fehlt, sondern vor allem auch deshalb, weil die bundesdeutsche Sportpolitik nicht die wahren Bedürfnisse der potentiellen Sportler, die überwiegend Lohnabhängige sind, berücksichtigt.

Dem Leistungssport ist eine Dynamik inhärent, die zu einer permanenten Leistungssteigerung tendiert. Ihr entspricht eine Mathematisierung und Verwissenschaftlichung des Sports, der sich damit dem allgemeinen technologischen Trend anpaßt. Psychologische Analysen, die es ermöglichen, sportliche Begabungen frühzeitig zu erkennen, hochgradige Spezialisierung, Zergliederung und Analyse bestimmter Bewegungsabläufe, Intervalltraining, das ähnlich wie die Refa-Methode arbeitet, insofern sie „Leerzeiten“ kalkulatorisch einbezieht und dadurch zu einer Steigerung der gesamten Arbeitsleistung kommt⁷, sprechen für diese Entwicklung, die einmal aus einer gewissen Eigendynamik resultiert, der Jagd nach abstrakten Rekorden (100 Meter unter 10 Sekunden zu laufen), zum anderen von nationalem Prestigedenken stimuliert wird, was durchaus nicht pauschal als Chauvinismus abgetan werden kann. So haben etwa sportliche Siege in internationalen Wettbewerben für sozialistische Länder oder für viele der sogenannten unterentwickelten Länder eine emanzipative Funktion, wenn sie zur Ausbildung eines sozialen Selbstverständnisses beitragen.

Anders dort, wo solche Leistungen gleich für Werbezwecke okkupiert werden, wo sie offen oder versteckt für eine chauvinistische Propaganda oder von der Industrie für Konsumwerbung eingesetzt werden.

Darüberhinaus hat die Spezialisierung im Leistungssport zwei Konsequenzen: einmal eine grundsätzliche Spaltung der Sportbeteiligten in Akteure und passive Konsumenten, zum anderen werden bestimmte Sportarten professionalisiert, z. B. Fußball, Football und Boxen. Die Sportler können, um den hohen Anforderungen des Leistungssport gerecht zu werden, den Bedingungen des Amateurstatutes, das dem Exklusivitätsanspruch der upper class in England entsprang, die über die notwendige arbeitsfreie Zeit verfügte, nicht mehr genügen. Die hochqualifizierten Spitzensportler treiben ihren Sport zumeist „beruflich“, z. B. als Sportstudenten. Für sie ist das „zweckfreie Tun“, das Spiel, längst zur Arbeit geworden. Diese Tendenz mündet in den Profisport, wo die Spieler Berufsspieler sind: sie werden dafür bezahlt, daß sie „spielen“. Hier setzt die gleiche Entfremdung ein, unter der alle Arbeiter stehen, die in einem kapitalistischen Gesellschaftssystem produzieren. Der „Spieler“ wird zum Arbeiter. „Der Arbeiter legt sein Leben in den Gegenstand; aber nun gehört es nicht mehr ihm, sondern dem Gegenstand. Je größer also diese Tätigkeit, um so gegenstandsloser ist der Arbeiter. Was das Produkt seiner Arbeit ist, ist er nicht. Je größer also dieses Produkt, je weniger ist er selbst. Die *Entäußerung* des Arbeiters in seinem Produkt hat die Bedeutung, nicht nur, daß seine Arbeit zu einem Gegenstand, zu

einer äußeren Existenz wird, sondern daß sie *außer* ihm, unabhängig, fremd von ihm existiert und eine selbständige Macht ihm gegenüber wird, ihm feindlich und fremd gegenübertritt.“⁸

Die bürgerlich ideologische Überhöhung des Sports als eines „zweckfreien Tuns“ kontrastiert grotesk zu der konsequenten Angleichung an die kapitalistische Realität. Die Vereine der Bundesliga etwa sind wie kapitalistische Wirtschaftsunternehmen aufgebaut, die ihre wesentlichen Einnahmen durch den Kartenverkauf bei Wettspielen erzielen, ihre Produktionsmittel sind also die Spieler; investiert wird nicht nur bei dem Bau von Stadien, sondern auch bei dem *Einkauf* neuer Spieler oder junger Talente, die systematisch aufgebaut werden. Sie werden dann entweder in der Vereinsmannschaft eingesetzt, deren Verbleib in der Bundesliga unbedingt gesichert werden muß, denn allein eine Bundesligamannschaft garantiert große Zuschauerzahlen im Stadion und damit die Existenz des Vereins, oder aber die Sportler werden an andere Vereine für hohe Ablösungssummen weiterverkauft.

Der Konkurrenzkampf entspringt also nicht dem sportlichen Wettbewerb, sondern dem ökonomischen Wettbewerb, unter dem Verein und Spieler gleichermaßen stehen. Diese sportliche Konkurrenz entspricht jener, die durch das Profitsystem bestimmt, das Kennzeichen der kapitalistischen Gesellschaft ist. Der „Spieler“ wird darunter subsummiert. Er steht unter Vertrag, indem er „Spielkraft“ an den Verein verkauft; er ist verpflichtet, bestimmte Leistungen zu erbringen und Verhaltensweisen einzuhalten, die bis in seine Intimsphäre eingreifen. Seine Existenz ist ständig gefährdet, auch als Spitzensportler, der jährlich ca. 350 000 Mark verdient. Wie in der „freien Marktwirtschaft“ ist er permanent dem Verschleiß durch Verletzung und vor allem durch das Alter unterworfen. Der Wert des Spielers sinkt von Jahr zu Jahr, wer über Dreißig ist, gehört zum alten Eisen, ein Prozeß, der dem in der kapitalistischen Produktion gleicht. Nicht nur das Produkt der menschlichen Tätigkeit, das Spiel, wird zur Ware, die sich von dem Produzenten verselbständigt ablöst, sondern auch der Mensch selbst wird zur Ware, tritt als Ware Spieler den Besitzer der Produktionsmittel, den Vereinen, gegenüber. „Die Arbeit produziert nicht nur Waren, sie produziert sich selbst und den Arbeiter als eine *Ware*, und zwar in dem Verhältnis, in welchem sie überhaupt Waren produziert.“⁹

Nur wer Sport als „zweckfreies Tun“ versteht, kann, diese tatsächliche Fundierung übersehend, sich über die Korruption im Profifußball erregen (ähnliche Tendenzen, allerdings stärker kriminalisiert, gab und gibt es im Boxen in Amerika). Der geschmierte Torwart Manglitz vom 1. FC Köln brachte mit der Begründung, warum er die 25 000 Mark „Siegesprämie“ angenommen habe, unbewußt das Dschungelgesetz der kapitalistischen Gesellschaft auf den Begriff:

⁷ Vgl. Vinnai, Fußballsport als Ideologie, a. a. O., S. 36

⁸ K. Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte, MEW Ergänzungsband 1, S. 511

⁹ K. Marx, a. a. O. S. 511

„Wenn die so dumm sind, wäre ich doch doof, wenn ich es nicht annehmen würde.“¹⁰

Die Konkurrenz, aus der der sportliche Perfektionismus des Profifußball resultiert, der nicht mehr allein aus der Spielstruktur entspringt, sondern entscheidend aus dem Profitinteresse, kann der Zuschauer, der beruflich unter dem gleichen Prinzip steht, am Feierabend oder an Sonntagen in den Stadien erleben: scheinbar aus dem Konkurrenzkampf entlassen, findet er seine alltägliche Situation auf dem Spielfeld wieder. Der Leistungsdruck, der auf ihn ausgeübt wird, seine Angst vor dem „falschen Griff“ bei der Produktion, vor dem Versagen, hier erscheinen sie ihm als „Spiel“, dem er zuschaut; allein seine Reaktionen sind immer noch Resultat seiner entfremdeten Situation. Seine aufgestaute Aggressionen können sich hier entladen, ohne sich gegen ihre eigentlichen Ursachen zu richten, ja diese werden durch die Struktur des Profisports abermals verdeckt, insofern bestätigt und gerechtfertigt wird, was Spiegelbild der kapitalistischen Wirklichkeit ist. Denn der Konkurrenzkampf erweist sich für den Betrachter auch im Sport als bestimmend; dieser wird in dem allgemeinen Vorverständnis als „spielerisch“ und als Gegenteil von Arbeit begriffen, als eine grundsätzliche Daseinsform des Menschen verstanden; so erscheint der kapitalistische Konkurrenzkampf einmal mehr als naturwüchsig; der Sport bestätigt die Realität, wie sie sich im Spätkapitalismus allenthalben präsentiert: als eine *unveränderbare* Macht des Faktischen; *das war schon immer so, das ist so, das wird auch immer so bleiben.*

Zugleich beweist der Profisport, daß es ganz im Vermögen des Einzelnen liege, erfolgreich zu sein. Die Massenmedien greifen hier unmittelbar ein; sie bauen das Idol auf. Denn das Sportidol bietet sich zu einer Identifikation an, die besagt, jeder kann das werden, wenn er nicht verwachsen ist, was aber wieder naturwüchsig und damit nicht zu verändern ist. Wenn man aber tüchtig ist (tüchtig trainiert), kann man unabhängig von der sozialen Herkunft „erfolgreich“ sein. So wird in den Massenmedien auch keineswegs verschwiegen, wie intensiv das Sportidol gearbeitet hat, was es essen durfte und was nicht (wobei gleichzeitig Disziplin gegenüber bestimmten Konsumleitbildern eingeübt wird), und auf wieviel persönliches Glück es dabei verzichten mußte, um sein Ziel zu erreichen; jetzt hat er es geschafft, jetzt ist er oben, der Uwe oder der Franz, *aus eigener Kraft*, das ist sein Nimbus. Das kann mühelos auf die Unternehmer appliziert werden, auch sie sind *oben*, natürlich (!) aus eigener Kraft, wie es immer wieder zu lesen und zu hören ist. (Der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Idol, einem aufgeblasenen Medienballon, der nur über die Macht der Identifikation verfügt, und einem Unternehmer, mit seiner politischen und der sie begründenden ökonomischen Macht, braucht hier nicht ausgeführt zu werden.) So wird auch die Härte im Spiel hergeleitet aus diesem scheinbar naturwüchsigem Konkurrenz-

¹⁰ Der Spiegel, 1971/25, S. 75

kampf, Beulen und Schrammen sind die notwendigen Requisiten des möglichen Aufstiegs, sie müssen akzeptiert werden, wenn man einmal das Spiel akzeptiert hat, die Analogie zu dem kapitalistischen Alltag liegt auf der Hand.

Diese Form des Sports und der damit verbundene von den Massenmedien initiierte Idolkult verkleistern die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft; dort, wo sie sich auftun könnten, werden sie ins Private zurückgebogen, als Leistung oder Versagen des Einzelnen deklariert. Von daher wird die ideologische Funktion des Sports, nicht nur des Profisports, in der kapitalistischen Gesellschaft deutlich, und Ideologie meint hier Rechtfertigung eines gesellschaftlichen Zustandes, der als problematisch erfahren wird.¹¹

III

Die Spaltung in Akteure, die als Profis agieren, und in Zuschauer, die passiv das Spielgeschehen konsumieren, ist nicht allein als ein Resultat der Spezialisierung und Perfektionierung im Leistungssport zu erklären, sondern es zeigt sich darin ein weiteres wesentliches Moment des Spätkapitalismus, das es aber nicht nur spiegelt, sondern verdoppelt: die Konsumtionshaltung.

Man kann postulieren, daß an einer wirklichen sportlichen Aktivierung breiter Massen unter Berücksichtigung ihrer wahren Bedürfnisse die herrschende Klasse kein Interesse hat. Dort, wo der Massensport propagiert wird, wie z. B. in der Aktion „Trimm dich durch Sport“, steht er grundsätzlich im Interesse des Kapitals, als Steigerung der Arbeitskraft, die den Unternehmern höhere Profite garantiert. Ebenso der Betriebssport, der einerseits Werbung für die Firma ist, andererseits sich unmittelbar für den betreffenden Betrieb auszahlt, weil etwa der Krankenstand dadurch gedrückt wird, was aber verdeckt wird von dem sozialen „Touch“, den sich die Firma gibt, wenn sie mit subventioniertem Betriebssport im Interesse ihrer Mitarbeiter oder der Allgemeinheit zu handeln vorgibt.

So liegt z. B. bei Bayer (Bayer Leverkusen) nach einer Erhebung der durchschnittlichen Krankenstand bei 4,97 Prozent und damit unter der Durchschnittsquote der chemischen Industrie (6 Prozent). Dem Werk kostete ein Prozent Betriebskrankenkranke pro Jahr drei Millionen Mark, so konnte ein führender Manager von Bayer, Dr. Fritz, mit Befriedigung feststellen, „durch Werksport-Förderung“ lasse sich eine „gute Rentabilität“ erreichen.¹²

Mit dem Zuschauer auf der Tribüne oder vor dem Fernsehapparat wird eingeübt, was für die Konsumhaltung in der spätkapitalistischen Gesellschaft typisch ist: passive Entgegennahme durch Identifikation mit den an das Konsumgut gebundenen Leitbildern.

Die Erkenntnis eigener Interessen wird verstellt, die Kreativität beschnitten,

¹¹ G. Vinnai: Fußballsport als Ideologie, a. a. O. S. 102

¹² Der Spiegel, 1970/36, S. 52

eine mögliche Solidarität — die auf gemeinsame Interessen gegründet wäre — polarisiert durch das Konkurrenzdenken und durch die Identifikation mit „seinen Farben“ („I really go for Marlboro“).

Ist aber auf dem Sportplatz eine, wenn auch nur potentielle Solidarität möglich, möglich auch eine rudimentäre Kreativität, im Schlachtruf etwa oder beim spontanen Zuruf, so ist jede Solidarität als ein kollektives Handeln unmöglich vor dem häuslichen Fernsehapparat; die Atomisierung des Konsumenten ist hier realisiert, auch in seinen Reaktionen, die ihm die Wahl lassen zwischen dem Bier im Kühlschrank und seiner Familie, an der er seine Aggressionen ableiten kann, wenn sie sich nicht gegen ihn selbst richten und damit, völlig pervertiert, die äußere Ursache nach innen transponieren. Wie jener Fußballfan, der das Endspiel der Fußballweltmeisterschaft von 1966 vor seinem Fernsehapparat verfolgte; als plötzlich der Apparat ausfiel, stürzte der Mann aus dem Zimmer, schrie „Das ist nicht zu ertragen“ und erhängte sich. Ein exzeptionelles Beispiel, sicherlich, das aber nur grotesk finden kann, wer die Ursache unmittelbar in einem fanatischen Sportinteresse und nicht in der Ausbeutung und Unterdrückung durch die spätkapitalistische Gesellschaft sucht.

Die systemerhaltende Ventilfunktion des Sportes haben denn auch bürgerliche Ideologen vom Schlage eines Konrad Lorenz erkannt und seine Praktizierung empfohlen. Denn Aggressionen können so abgeleitet werden, ohne daß ihre Ursachen sichtbar würden: ausgelöst werden sie durch den Fehlschuß eines Spielers oder durch ein Fehlurteil des Schiedsrichters; diese lösen die ständige Angst vor ähnlichen Fehlhandlungen im Betrieb, welche wegen des brutalen Konkurrenzkampfes und des Angewiesenseins auf den Arbeitsplatz existentielle Folgen haben könnten, in einem Protestschrei, der die nach innen gelenkten Zwänge nach außen auf die Spieler oder den Schiedsrichter projiziert und sie so ableitet. Aber gerade dieser Zusammenhang wird vom Profisport, in diesem Fall dem Fußball, verdeckt. In den Blick kommt nicht die durch Ausbeutung, Angst um den Arbeitsplatz, stumpfsinnige Fließbandarbeit, durch die autoritären Vorgesetzten und die unmündige Situation am Arbeitsplatz erzeugte Entfremdung, sondern der Sport liefert deren Verklärung als naturwüchsig, er beweist sichtbar: treten und getreten werden, wer am Ball bleibt, der schafft es, der kann den großen Treffer landen. „Die Tore auf dem Fußballfeld sind die Eigentore der Beherrschten.“¹³

IV

Die bisherige Untersuchung ergab, daß der Sport eine ideologische Funktion hat, daß der vorherrschende bürgerliche Begriff des Sports ein falscher Begriff ist, weil er als zweckfrei verklärt, was handfesten Interessen unterworfen ist; zugleich muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß der Sport nicht schon aufgrund

¹³ G. Vinnai, *Fußballsport als Ideologie*, a. a. O., S. 91

seiner technologischen Komponente eine repressive Funktion ausübt, wie es z. B. Gerhard Vinnai in seinem Buch herausarbeitet, sondern daß das eine Frage der jeweiligen Inhalte, der jeweiligen konkreten Interessennahme ist.

Auch heute noch ist im Sport potentiell angelegt das Aufscheinen von Freiheit und Glück. Freiheit scheint auf, wo in einer freien Bindung an bestimmte Regeln ein Spiel einsetzt, das seinen Zweck wesentlich in sich hat, das heißt im Vollzug des Spiels. Insofern das im Sport realisiert wird, oder doch als Potentialität latent vorhanden ist, wird der Sport als Spiel offene oder versteckte Negation einer Wirklichkeit, in der der Mensch deformiert, vergegenständlicht und unterdrückt wird: aufscheinen kann durch die Spielstruktur im Sport, die der Mensch selbst setzt, ein *realisierbares* Glück, das sich nicht in idealistische Fernen verflüchtigt: die Befreiung des Menschen durch die Veränderung der Welt. „Wenn der Mensch aus der Sinnwelt alle Kenntnis, Empfindung etc. sich bildet, so kommt es darauf an, die empirische Welt so einzurichten, daß er das wahrhaft Menschliche in ihr erfährt, sich angewöhnt, daß er sich als Mensch erfährt.“¹⁴

Der Spielcharakter, in der sich der Mensch als Mensch erfahren kann, liegt heute im Sport oft da, wo der Dilettantismus zu seinem Selbstverständnis gehört, der ihn tendenziell vor der Vermarktung schützt. In dem Fußballspiel unter Freunden oder Bekannten, die zumeist ohne Schiedsrichter spielen und die Regeln je nach Gegebenheit selbst bestimmen, oder wenn eine Arbeiterin nach monotoner Fließbandarbeit abends zur Gymnastik geht, dann ist das nicht nur Ausdruck der Kreativität, sondern auch Protest gegen bestimmte Arbeitsbedingungen.

Auch die Ebene des reinen „Amateursports“ ist indes einerseits durch die Idolbildung, andererseits durch einen scheinbaren sozialen Aufstieg oder eine soziale Angleichung ständig gefährdet. Denn die Sportarten, in denen sich der Spielcharakter noch unvermittelt zeigt, sind zumeist auch die der herrschenden Klasse: Tennis, Golf, Segeln und Reiten haben noch als Residuum jene Aura der Individualität, die seit der Aufklärung an den Begriff der Freiheit festgemacht ist, der in anderen Sportarten durch abstrakte Leistungsmerkmale oder dem profitablen „Trimm dich durch Sport“ verdinglicht wurde.

In ihnen hält sich noch das Spielerische, eben jene privilegierte Muße, die, wie schon gezeigt, kennzeichnend für den Begriff des Sports in England war. In diesen Sportarten hat sich die Teilung in Akteure und Konsumenten noch nicht so gravierend durchgesetzt wie in dem kommerzialisierten Leistungssport, z. B. Fußball oder Boxen. Bei manchen Reit- oder Tennisturnieren ist man noch weitgehend „unter sich“, das heißt das Publikum setzt sich zumeist aus Akteuren zusammen, die den jeweiligen Sport aktiv betreiben.

So sind dann auch diese privilegierten Sportarten mit einem sozialen Standing besetzt, Attribute wie der weiße Sport (Tennis), der grüne Sport (Golf), der rituelle Sport (Fechten) signalisieren das. Dieser Standings bedient sich auch die

¹⁴ K. Marx, *Die heilige Familie*, in: *Die Frühschriften*, Stuttgart 1953, S. 333

Werbung, wodurch der jeweilige Sport abermals wertend besetzt wird. Gern zeigt die Zigarettenreklame einen Tenniscourt als Hintergrund, vor dem weißgekleidete junge Männer mit langbeinigen Girls — den Tennisschläger unter dem Arm — eine Zigarette rauchen.

Tatsächlich aber hat auch der Tennissport schon den Trend zum „Massensport“, seine Exklusivität kann für die Besitzenden nur durch feudale Vereine mit Bürgerschaft und sehr hohen Beiträgen vor andrängenden Sport-Scheck-Tennisspielern gewahrt werden, die sich oftmals über diesen Sport einen sozialen Aufstieg erhoffen. Selbstverständlich wird die mögliche emanzipative Funktion, die im Sport liegt, abgewürgt, wenn er aus Gründen des Standings getrieben wird, denn damit wird der Sport vollends zu einem Mittler der Anpassung an die Normen der bestehenden Gesellschaft.

Die Klassengesellschaft zeigt sich — konsequenterweise — auch im Sport: auf der einen Seite stehen Sportarten, in denen sich noch ein spielerisches Moment erhalten hat, Sportarten, die sehr viel Muße erfordern, ohne deshalb professionell betrieben zu werden, für die auch ausreichende Spielmöglichkeiten bestehen, auf der anderen Seite diejenigen Sportarten, die nicht auf die Interessen jener ausgerichtet sind, die sie treiben, sondern als Steigerung der Arbeitskraft ihren Zweck haben, die die arbeitende Bevölkerung mit der Aktion „Trimm dich durch Sport“ wieder fit machen sollen, damit sie für den Unternehmer den Mehrwert erarbeiten, der ihm auch seine O-Jolle und seine Golfequipe plus Caddy ermöglicht. In beiden Fällen, dem exklusiven Sport und dem sogenannten Massensport, werden vornehmlich die Interessen der Besitzenden vertreten.

Für den Breitensport, der die wirklichen Interessen der arbeitenden Bevölkerung vertreten würde, fehlt es an Spiel- und Sportplätzen, an Schwimm- und Turnhallen, ganz abgesehen von Trainern. Vor allem fehlt es an einem neuen Selbstverständnis des Sports, das auf seine soziale Bedeutung insistieren müßte, wobei die emanzipative Funktion des Sports für die arbeitende Bevölkerung zu vermitteln wäre, die kollektives Handeln im Sport erfahrbar machen könnte; zugleich sollte die Vereinsmeierei mit den daraus resultierenden Spannungen und Zersplitterungen als eine Ablenkung von den gemeinsamen verbindenden Interessen aufgezeigt werden. Die Rückbesinnung auf diese würde dann die Forderung nach Solidarität hervorbringen, die über die Vereinsfarben hinweg sieht und die gemeinsame Abhängigkeit in den Blick bekäme. Das Augenmerk wäre auf die gepflegten Golfplätze zu richten und nicht auf die „fußballbegeisterten“ Unternehmer, die von den Fußball-Tribünen her eine „klassenharmonische Gesellschaft“ demonstrieren, mit Sport als einem überpolitischen Phänomen, das alle verbindet. Dieses Ideologem gilt es zu entlarven.

Da die Interessennahme, mit der Sport heute betrieben und vertrieben wird, diesen selbst qualitativ verändert hat, muß, um seinen Stellenwert in unserer Gesellschaft zu bestimmen, diese Interessennahme verstärkt reflektiert werden: Warum wird Sport wann und von wem getrieben; das verweist dann sowohl

auf Technik und Art seiner Praktizierung, als auch auf die Bedürfnisse jener, die ihn praktizieren.

Deutlich müßte werden, daß zwischen dem Bundeswehr-Hauptmann, der für den modernen Fünfkampf trainiert, oder dem segelnden Unternehmer auf der einen Seite und dem auf der Straße bolzenden Arbeiterjungen auf der anderen Seite *nichts Verbindendes* besteht. Sport wird jeweils mit ganz anderen Interessen betrieben, über diese Interessen müssen sich die Sportler (die Lohnabhängigen, denn bei den Unternehmern ist diese Forderung überflüssig) im klaren sein, damit es die ihren bleiben.

Sport kann heute nicht nur negativ gesehen werden, als ein Instrument der Anpassung; eine Ansicht, die noch bei vielen Intellektuellen vorherrscht. (Das zeigt sich schon daran, daß es zwar zahlreiche Analysen über die Kulturindustrie gibt — Reflex der Arbeitssituation der Intellektuellen —, aber nur sehr wenige ideologiekritische Analysen über den Sport, die sich bemühen, dessen Stellenwert im Klassenkampf aufzuzeigen.)

Aufgedeckt werden muß, wie der Sport (die jeweilige Sportart) dazu beiträgt, die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft zu kitten, wie der Sport diese Gesellschaft durch seine Praxis rechtfertigt, indem er ihre Normen auch zu den seinen macht; zu zeigen wäre auch an konkreten Beispielen — das kann in dieser Untersuchung nur Appell bleiben — daß der Sport in den politischen Kampf einbezogen werden kann. Das klingt an in der einfachen, aber treffenden Umdeutung des Slogans „Trimm dich durch Sport“ zu „Trimm dich für den Klassenkampf“.

Peter Pachnicke „Raus müßten nur die Amateure“

Skandale dienen der Verschleierung, verdeckt doch ihr marktschreiendes Gehabe das Dahinter; unter dem Vorwand, die Öffentlichkeit minutiös über das Leben (des intimen vor allem) der betroffenen Personen zu informieren, werden die gesellschaftlichen Strukturen verschleiert, deren notwendiges Produkt Skandale sind. Unsere Methode ist nicht, Skandale dadurch zu bagatellisieren, daß wir sie moralisieren. Wir empören uns deshalb auch nicht über die Fußballspieler Bernd Patzke und Tasso Wild von Hertha BSC (Westberlin), die dem Vorsitzenden der Offenbacher Kickers, Horst Gregorio Canellas in die Hand versprochen haben sollen, für 140 000 Mark gegen Arminia Bielefeld auf Sieg zu spielen (was heißt, sich nicht von Bielefeld bestechen zu lassen). Auch leiden wir nicht mit Canellas, dessen Mannschaft nun doch aus der Bundesliga ausscheidet, weil Bielefeld, wie man hört, mehr bot und Herthas Spieler um Wild und Patzke auf Niederlage spielten. Wir empfinden nicht mit den großen Fischen, nur weil sie von größeren gefressen werden, anerkennen nicht die Moral eines Mannes, der erst spricht, wenn sein Geschäft bankrott ist. Hatte doch eben dieser Canellas, der nun fordert, die Öffentlichkeit über die barbarischen Spielregeln des bundesdeutschen Profi-Fußballs zu informieren, dem „Spiegel“ noch im Februar dieses Jahres erklärt, die Öffentlichkeit müsse wissen, „daß wir weder unseren Jahresabschluß vorlegen noch mit Angaben dienen können, die ... rein persönlich sind“.

Das war im Februar dieses Jahres. Die Herbstsaison 1970 hatte die niedrigste Zuschauerzahl seit Gründung der Bundes-Profi-Liga im Jahre 1963 gebracht: jeder dritte Zuschauer blieb aus, gegenüber 1970 allein 353 262. Das bedeutet vier Millionen Mark Einbuße. Damit wuchs die Verschuldung der Bundesliga in Dimensionen, die das Unternehmen Bundesliga als konkursreif erscheinen ließen. Zwar wiesen fünf Vereine ausgeglichene Bilanzen auf (Borussia Mönchengladbach, Kickers Offenbach, Eintracht Frankfurt, Eintracht Braunschweig und Hertha BSC), der Rest aber ist tief verschuldet, im Februar betrug die Gesamtschuld zwölf Millionen. In dieser Situation entschloß man sich zur Vorwärtstrategie, für zehn Millionen wurden Stars eingekauft, um Publikum anzuziehen, die eigene Elf vor dem Abstieg zu bewahren, das Geschäft Bundesliga aus den roten Zahlen herauszuführen. Werder Bremen kaufte für 1,5 Millionen die Mönchengladbacher Spieler Laumen und Dietrich, für die Spieler der Nationalmannschaft, naturgemäß „die teuersten“, Grabowski, Netzer und Köppel wurden 2,5 Millionen geboten. Andere wurden abgestoßen, so verkaufte Werder Bremen in diesem Jahr für 500 000 Mark Spieler an andere Vereine. „Was sich in diesen Wochen abgespielt hat“, so der Geschäftsführer des Meisters Mönchen-

gladbach Helmut Grashoff, „ist kriminell“. Ungeachtet dieser Zehn-Millionen-Investitionen stieg die Verschuldung des Bundesliga-Unternehmens auf 15 Millionen.

Ein Konkurs aber findet nicht statt. Aus politischen Gründen nicht, denn bundesdeutscher Fußball ist längst Staats- und Statussymbol geworden, und auch nicht aus wirtschaftlichen. Könnte man doch, so meinen die, die es wissen müssen, mit dem Fußball ein gutes Geschäft machen, wenn man es nur wie ein richtiges Geschäft organisierte. Nach sportlichen Argumenten wird nicht einmal gesucht. Alles reduziert sich darauf, wie man den bundesdeutschen Fußball in ein profitables Unternehmen verwandeln kann. Hier spätestens merkt man: man hat es nicht mit Fußballfreunden zu tun, sondern mit Wirtschaftsfunktionären. „Im Kern“, meint Spitzenstarvermittler Dr. jur. Otto Ratz, „ist der Fußball gesund, und raus müßten eigentlich nur die Amateure.“ Was hier gefordert wird, ist, dem Fußball den letzten Schein des Sportes zu nehmen, ihn in einen industriellen Großbetrieb zu verwandeln, gelenkt und geleitet nach den Prinzipien des Managements. Fußball soll verkauft werden wie eine beliebige andere Ware. Es war deshalb auch keine Verwechslung, als der Fußballbund (DFB) beim Marktforschungsinstitut Infratest in München eine Marktanalyse bestellte, an der sich jeder Bundesliga-Verein mit 10 000 Mark beteiligte. Um noch einmal Ratz zu zitieren: „Wenn der Fußball irgendwo krank ist, dann doch nur dort, wo er noch nicht endgültig kommerzialisiert ist, und die Vereine nicht geführt werden wie jede andere Gesellschaft im Business.“

Nun wissen wir es: Um das Fußballgeschäft profitintensiver zu managen, muß die Ware Arbeitskraft von allen einschränkenden Bestimmungen befreit werden. Das heißt Abschaffung der den freien Handel mit Spielern einengenden Bestimmungen des DFB, der 1963, um sich amateurhaft zu geben, das Gehalt der Spieler auf 1200 Mark, das Handgeld auf 10 000 und die Ablössungssumme (die an den Verein zu zahlen ist, dem man den Spieler abkauft) auf 50 000 festlegte. Nicht also im Profi-Sport, sondern in der Einschränkung der freien Konkurrenz sind die Ursachen all der Skandale, die seit 1963 die Bundesliga erschüttern, zu suchen!

So lieferte der Karlsruher SC vor Jahren, als er Günther Hermann an Schalke 04 verkaufte, den spielunfähigen Hans-Georg Lambert als Strohhalm mit, damit die Ablössungssumme von 100 000 für den Verein und das Handgeld von 20 000 für Hermann legalisiert wurde. An Beweisen für Verletzungen dieser Einschränkungen aber hatte ohnehin niemand Interesse. Konsequenterweise wurden denn auch 1965, als Hertha BSC „auspackte“, sie könnte 35 Lizenzspieler aus 14 der 16 Bundesligavereine nennen, die die Gagenbestimmungen verletzt hätten, nicht diese 35 Spieler oder ihre Vereine belangt, sondern Hertha BSC „wegen Verleumdung“ aus der Bundesliga entfernt. Torhüter Wolfgang Fahrian, der unter Eid auszusagen bereit war, daß man ihm mehrfach 60 000 bis 80 000 Mark Handgeld geboten habe, hat seither nicht mehr im Tor

der Ländermannschaft gestanden. Was Hertha BSC betrifft, so hat sie gelernt, seit Axel Cäsar Springer nicht nur hin und wieder, wenn es ihm seine Tätigkeit erlaubt, mittrainiert, sondern auch 300 000 Mark pro Jahr für Herthas Spielerankauf spendet: „Man wird“, meint er, „einer Mannschaft doch noch eine Starthilfe gewähren dürfen.“

Die Ursache dafür, daß es zu relativ wenigen Skandalen kam („Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir nur die Spitze des Eisbergs sehen“, meint Sportjournalist Huberty), liegt ebenfalls im Statut des DFB, ignoriert dieses doch jene Spielervermittler, die den Handel mit den Kickers für zehnprozentige Beteiligung betreiben. Diese illegalen (die Arbeitsvermittlung ist ein Privileg der Bundesanstalt für Arbeit) Fußballmakler können vom DFB nicht kontrolliert werden, und was die Rechtsanwendung durch die Bundesanstalt für Arbeit betrifft, so hat ihr Präsident Josef Stingl gleichermaßen Sach- und Fachkenntnis, wie seine ernste Sorge um Arbeitsverhältnisse bewiesen: „Bisher hat gegenüber Spielervermittlern immer die Rechtsbelehrung genügt.“ Welche Rolle die Menschenmakler wirklich spielen, hat in seiner bescheidenen Selbsteinschätzung Starvermittler Ratz klargestellt: „Der Fußball bin ich.“

Aber nicht nur um die Modernisierung der Modalitäten für den Verkauf der Ware Arbeitskraft geht es den Reformern, verändert werden soll auch der Leistungsstil. Werden doch, so *Der Spiegel*, die Vereine von Präsidenten geführt, „die zwar in ihrem Beruf erfahrene und erfolgreiche Geschäftsleute sind, im Bundesliga-Geschäft aber Amateure“. So verwaltet der frühere Präsident von Schalke 04 einen Tabakladen, Offenbachs Canellas handelt mit Apfelsinen und der Chef von Rot-Weiß Essen ist Schuldirektor; andere sind Chirurgen, Verleger, Brauereibesitzer, Bankdirektoren, einer ist Supermarkt-Besitzer: „Unbezahlte, Ehrenamtliche hantieren leichtfertig mit Millionen. Statt langfristig zu planen, Preise und Kosten zu analysieren, improvisieren diese Funktionäre oft von Spiel zu Spiel, nur wenige schätzen den Wert ihrer Ware — das Leistungsvermögen der Mannschaft, einzelner Spieler, des Trainers — richtig ein.“ Angestrebt wird also, was England schon seit Jahren praktiziert: eine Trennung von Verein und Fußballfirma, an deren Spitze ein am finanziellen Erfolg beteiligter Manager steht.

„Reform“ des Unternehmens Fußball erfordert aber auch Steuerreform. Werden doch bisher die Bundesligamannschaften aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu Amateursportvereinen nicht wie industrielle Großbetriebe steuerbegünstigt, sondern als „gemeinnützige Organisationen“ hoch besteuert. Diese Steuern, hohe Stadionmieten und Verbandsabgaben bringen sie wöchentlich um 40 Prozent ihrer Bruttoeinnahmen. Mit solchen Steuerabgaben sind keine Geschäfte zu machen, sind jene Veränderungen nicht zu finanzieren, die notwendig sind, um das Publikum bei steigenden Preisen zwischen vier und fünfundzwanzig Mark in die Stadien zu locken. In den Stadien fehlt zudem der Service und Komfort, auch hat die Werbung sich bisher nur auf den traditionellen Besucherstamm bezogen,

statt mit allen Mitteln der Werbepsychologie neue Besuchergruppen anzusprechen. (So bewirbt man sich beispielsweise um das weibliche Geschlecht so wenig, daß man in Stadienneubauten nicht einmal Damen-Toiletten einbaute).

Auch rechnen die Reformer mit Unterstützungen von seiten der Städte und Gemeinden. Erhalten doch die Städte ihr Prestige nicht zuletzt durch „ihre“ Mannschaft. „Was wirbt denn außer der Messe und Hannover 96 für die Stadt (?)“, fragt Vorstandsmitglied Jan Herterich. Und was Nürnberg Albrecht Dürer ist, ist für München die Bayernelf. Auch der Hamburger SV stellt Forderungen an die Stadt; werden doch die Städtischen Theater mit 36 656 000 Mark (pro Besucher 50,30) subventioniert, während dem HSV von dem Verdienst eines Zehnmarkscheins vier Mark für Steuern abgezogen werden. Der Vorsitzende von Bayern-München, Wilhelm Neudecker, brachte diese, der Funktion des Fußballs nicht gerechte Situation auf die Formel: „Wir werden härter besteuert als eine Oktoberfest-Bude“.

In der Tat hat der Fußball in der bürgerlichen Gesellschaft höhere Kulturfunktion als das Theater. Bereits im England des 19. Jahrhunderts hatten die Herrschenden erkannt, daß Fußball, geschickt genutzt, von politischer Betätigung abhält. Unternehmer förderten deshalb schon damals den Fußball, der zunächst nur für die obere Klasse gedacht war, besonders in Industriegebieten. Das Erlebnis auf dem Fußballplatz, „der miterlebte Sporttriumph“, interpretiert Gerhard Vinnai in seinem Buch „Fußballsport als Ideologie“, „entschädigt kurze Zeit für die Versagungen des Alltags“. Der Besuch eines Fußballspiels wird zur Flucht aus der Realität, zu einem Narkotikum: im Sieg der „eigenen“ Mannschaft erlebt der Zuschauer innerhalb eines Kollektivs die Illusion eines Sieges über den Gegner; für ein paar Stunden ist er obenauf, während er als Arbeiter im imperialistischen Alltag immer unten ist.

Fußball aber ist nicht Fußball, Zuschauer nicht Zuschauer. Sprach Brecht von einem Publikum, dessen „wägende und kontrollierende Haltung“ er bewunderte, so hatte er ein emanzipiertes im Auge, eines, dem Sport Spiel ist, dem Schönheit des Spiels Harmonie des Zusammenspiels, Phantasie und Variationsreichtum, Spielfleiß und Spielwitz sind und meinte nicht jene „Schweinespeckgesichter, die treuherzig lachen, weil Knochen knacken“ (F.-J. Degenhardt), jene Zuschauer, die von ihrer Mannschaft Sieg mit Gewalt sehen wollen, weil sie die tagtäglich ertragen müssen. Eine Gewalt, die im Leben der Zuschauer wie im Leben der Bundesliga-Profis reproduziert wird, für die Niederlage Gefährdung der Existenz bedeutet und nur Sieg Sicherheit. So kann es ihnen nicht um Spiel und Sport gehen, sondern nur um den Sieg um jeden Preis.

Deshalb gilt da kein fair play; der Gegner muß „fertiggemacht“, „kaltgestellt“, „ausgeschaltet“ werden. Mögliche Schönheit des Fußballs — sobald der zum Geschäft geworden — verzerrt sich zum Spiegelbild der alltäglichen Gewalt des bürgerlichen Existenzkampfes: Profitfußball als Ästhetik der Gewalt. Im Sommer 1974 findet in der BRD die Fußballweltmeisterschaft statt.

Klaus Waller Sportpolitik in der Bundesrepublik

„Der olympische Sport ist ein wichtiger Motor für die Entwicklung des Breitensports aller Bevölkerungsschichten.“ Dieser Ausspruch von Frau Professor Liselott Diem liefert eines der Argumente, mit denen die enormen Investitionen in das „Unternehmen Olympia“, München 1972, offiziell begründet werden.

Willi Daume, zwanzig Jahre lang Präsident des Deutschen Sportbundes und heute „hauptamtlich“ Präsident des Organisations-Komitees der XX. Olympischen Sommerspiele in München, nannte ein anderes Ziel der gigantischen Veranstaltung: „Eine ganz wesentliche Triebfeder zur Idee, die Olympischen Spiele nach München zu holen, war für mich die Vorstellung, daß Olympische Spiele im eigenen Land dem Leistungssport Auftrieb geben.“

Nun müssen diese beiden Aussagen nicht unbedingt im Widerspruch stehen. Schließlich gilt noch immer die Erkenntnis, daß es zwischen einem hochwertigen Leistungssport und einem ausreichenden Breitensport Wechselbeziehungen gibt. Werden von den Spitzensportlern Höchstleistungen erzielt, so animiert das die Bevölkerung, sich ebenfalls sportlich zu betätigen. Betätigen sich große Massen — und vor allem Jugendliche — im Sport, so bringt dies wiederum Hochleistungssportler hervor. Ein fruchtbarer Kreislauf also, der gerade am Beispiel der sozialistischen Staaten beweisbar ist.

Hier in der Bundesrepublik sieht es allerdings anders aus. Knapp ein Jahr vor den Olympischen Spielen ist es offensichtlich, daß Willi Daumes Wort vom „Auftrieb des Leistungssports“ Wirklichkeit geworden ist. In vielen Sportarten ist eine deutliche Vorwärtsentwicklung zu beobachten. Daß die Bundesrepublik bei den Spielen im eigenen Land weitaus besser abschneiden wird also etwa 1968 in Mexico City oder 1964 in Tokio gilt schon fast als Binsenwahrheit. Im krasen Gegensatz dazu steht die Entwicklung im Breitensport. Zwar sind im Deutschen Sportbund über zehn Millionen Mitglieder organisiert, aber selbst nach offiziellen Angaben sind davon über ein Drittel (1965: 36,2 Prozent) nur als passive Mitglieder zu betrachten. Würde man weiter forschen, so käme man wahrscheinlich noch auf weit unbefriedigendere Zahlen. Unter „aktiver sportlicher Betätigung“ kann man schließlich vielerlei verstehen.

Es wäre also zu klären, woher diese deutliche Diskrepanz zwischen einer verhältnismäßig kleinen, aber leistungsstarken Spitze und der zahlenmäßig großen sportlich zwar interessierten, aber inaktiven Masse kommt.

Medaillen in München

Im Deutschen Sportbund widersprechen maßgebliche Kreise dem „Pyramiden-Effekt“ (also: breite sportliche Betätigung = leistungsstarke Spitze). So ist etwa der ehemalige Zehnkampftrainer Friedel Schirmer, der sich heute in der Eigenschaft eines SPD-Sportexperten mehr als Politiker denn als Sachwalter des

Sports versteht („Die Politiker brauchen den Sport nicht — aber der Sport braucht die Politiker“) der Meinung, der Spitzensport könne auf den Breitensport völlig verzichten.

Folgerichtig wurde bei den Vorbereitungen auf die Olympischen Sommerspiele in München, wo ein mäßiges Abschneiden bundesdeutscher Sportler als „nationale Katastrophe“ gelten würde, völlig einseitig der Leistungssport — der allerdings in bisher nie gekanntem Maß — forciert. Und zwar eben ganz auf dieses eine Ziel hin — Medaillen in München.

Zu diesem Zweck wurde die „Deutsche Sporthilfe“ von Josef Neckermann gegründet. Sie hat die Aufgabe, die Spitzenathleten auf Erfolg zu trimmen. Die — im Gegensatz etwa zu den sozialistischen Ländern, wo der Breitensport auch eine breite Spitze hervorbrachte — verhältnismäßig kleine Gruppe von Spitzenathleten wird mit allen Mitteln gefördert.

Für wen diese Athleten in München siegen sollen, sagt Neckermann ganz klar: „Wie wollen wir unsere Wünsche an die Industrie und an die Bevölkerung um Mittel für die Sporthilfe rechtfertigen, wenn in einigen Sportarten fast nichts dabei herauskommt?“ An erster Stelle steht hier also die Industrie, das Großkapital. Denn von dort bekommt die Sporthilfe, bekommen alle geförderten Athleten den Hauptanteil der Förderungsbeträge (natürlich steuerabzugsfähig). Olympische Medaillen in München sollen zur Konsolidierung des Systems beitragen. Appelle an die Bevölkerung — „Helft unseren Athleten“ — sind hierbei ein fester Bestandteil. Zweifellos wird die Sprachregelung nach einem erfolgreichen Abschneiden der bundesdeutschen Sportler in München etwa in der Richtung gehen, aus der Max Danz, Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbandes, schon einmal tonte (nach einem Länderkampfsieg über die UdSSR): „Hier hat es sich gezeigt, daß Höchstleistungen auf die Dauer doch nur in einer freien Gesellschaft möglich sind.“

So werden viele Millionen Mark in die Aufrüstung des bundesdeutschen Leistungssports gesteckt. Im Gegensatz zum Breitensport, der auf lange Sicht der ganzen Bevölkerung zugute käme, verspricht eine Förderung der Hochleistungssportler unmittelbare, meßbare „Erfolge“ — und damit Anlässe systemdienlichen Propagandarummels.

Nicht nur in der gesamten Sportförderung wird nach der kapitalistischen Losung „Gut ist, was den Monopolen nützt“ verfahren, sondern auch in der speziellen Unterstützung der Spitzensportler. Athleten, die die hochgesteckten Leistungsnormen nicht erreichen, werden erbarmungslos von der Liste der „Förderungswürdigen“ gestrichen. Sportler, die Monate und Jahre mit Unterstützung der Sporthilfe trainierten, die dafür ihren Beruf ganz oder teilweise aufgegeben haben, stehen nach einem Formtief vor fast unlösbaren wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

Neckermann drückt das so aus: „Wir können natürlich niemanden zur Leistung zwingen, aber wir versagen künftig jedem die Unterstützung, der nicht den

festen Willen zum Sieg hat. Was das bedeutet, weiß ich als Leistungssportler selbst. Das olympische Wort „Dabeisein ist alles“ kann bei uns nicht gelten. Dafür ist das Spendengeld zu schade. Olympiatouristen gibt es genug.“

In zynischer Unternehmermanier maßt sich also Neckermann an zu erkennen, wer den „festen Willen zum Erfolg“ hat. Er unterstellt dabei, daß sich Sportler mit Hilfe der Sporthilfe als „Olympiatouristen“ nach München schleichen wollen (als wäre es da nicht einfacher für die Athleten, ganz auf den Sport zu verzichten und als Zuschauer nach München zu fahren).

Und schließlich: Coubertins „Dabeisein ist alles“, das den Grundgedanken der olympischen Idee, den Gedanken der friedlichen Begegnung der Jugend der Welt und der Völkerverständigung ausdrückt — diese Idee wird von den olympischen Managern der BRD verworfen. Für sie sind die vielen Sportler, die ohne Chance auf einen ersten Platz an den Olympischen Spielen teilnehmen — denken wir an die Vertreter der vielen kleineren Staaten, der Entwicklungsländer — „Olympiatouristen“, für sie ist das große Erlebnis, an Olympischen Spielen teilgenommen zu haben, nichts wert. Was zählt ist der Erfolg. Die Großindustrie will Medaillen sehen, um jeden Preis.

In diesem Sinne steckte die Deutsche Sporthilfe bisher schon über 14 Millionen Mark in den Leistungssport. Bis 1972 sollen es über 30 Millionen sein. Auch der Bund tut seinen Teil dazu. Im Sportetat für das Jahr 1970 wurden an die Fachverbände 3,39 Millionen Mark für das internationale Wettkampfprogramm und 6,45 Millionen Mark für das Schulungsprogramm der Spitzenathleten ausgegeben. Hinzu kamen 17,2 Millionen DM für den Bau und die Unterhaltung von Bundesleistungszentren (die alle ausschließlich für den Spitzensport da sind) sowie 2,6 Millionen Mark für Bundestrainer.

1971 wurde der Sportetat des Bundes mit insgesamt 200 Millionen Mark veranschlagt. 85 Millionen davon sind für die Olympischen Spiele in München reserviert. 19,5 Millionen werden zur Finanzierung der Bundesleistungszentren bereitgestellt, weitere 20,1 Millionen DM für „zentrale Maßnahmen des Sports“. Demgegenüber stehen für allgemeine Aufgaben — den Bau von Sportstätten für den Breitensport — ganze 7,5 Millionen Mark im Etat. Denn der Bund hat sich aus dem sogenannten „Goldenen Plan“, einem von der Deutschen Olympischen Gesellschaft erarbeiteten Konzept zur Erstellung von Sportanlagen in Städten und Gemeinden, zurückgezogen.

Hier gibt es nur eine Ausnahme: Das „Zonenrandgebiet“ und Westberlin, denen die Unterstützung des Bundes weiterhin zufließt (1971 mit der Rekordsumme von 16 Millionen Mark). Dazu kommt der Ausbau des Westberliner Olympiastadions, der mit 35 Millionen Mark gefördert wird. Zum Vergleich: Am „Goldenen Plan“ hatte sich der Bund insgesamt mit ganzen 330 Millionen Mark beteiligt. Das bedeutet, den Hauptanteil am Bau allgemeiner Sportstätten trugen schon in der Vergangenheit Länder und Gemeinden, die in Zukunft nun alles alleine finanzieren sollen.

Der Hochleistungssport wird also von den Monopolen und der Bundesregierung in immer stärkerem Maße gefördert, während der Breitensport auf das Wohlfühlen — sprich: die Finanzkraft der Länder und vor allem der Kommunen angewiesen ist. So öffnet sich immer weiter die Schere zwischen einer plötzlichen — wenn auch wahrscheinlich nicht lange anhaltenden — Leistungssteigerung weniger Spitzenathleten und den mangelnden, wenn nicht gar schwindenden Möglichkeiten zu sportlicher Betätigung der Bevölkerung.

Unter diesen Voraussetzungen sind auch alle Bemühungen zum Scheitern verurteilt, wirklich breite Schichten an den Sport heranzuführen.

Es gibt in letzter Zeit einige Initiative dieser Art. Sie werden getragen von einer verhältnismäßig großen Zahl engagierter Sportfunktionäre, die aus Sportbegeisterung für eine Stärkung der Breitenarbeit eintreten. Hinzu kommen Kräfte, die angesichts der Entwicklung des Sports in den sozialistischen Ländern zur Einsicht kommen mußten, daß auch in der BRD auf die Dauer mit einem starken Leistungssport nur dann zu rechnen ist, wenn der Massensport nicht weiter Mauerblümchen bleibt. (Die gesellschaftspolitischen Gründe dieser Aktivität stehen dabei zunächst nicht zur Diskussion.)

„Kick mal wieder“ — wo?

Vor allem zwei Stichworte machen Schlagzeilen: Die Aktion „Trimm Dich durch Sport“, die durch großangelegte Werbung weiteste Bevölkerungsschichten anreizen soll, sich sportlich zu betätigen; und die Aktion „Jugend trainiert für Olympia“, hinter deren irreführender Parole der Versuch steht, den Schul- und Jugendsport zu aktivieren.

Mit Methoden der Waschmittelwerbung soll die Aktion „Trimm Dich durch Sport“ die Bundesbürger in Bewegung bringen. Die Agentur „Werbeting 2000“, die bisher etwa dafür Sorge trug, daß mehr Continental-Autoreifen gekauft wurden, erarbeitete hierfür eine große Kampagne. Auf unzähligen Plakaten, die von zahlungskräftigen Firmen „gestiftet“ werden (sie dürfen darauf auch für eigene Erzeugnisse werben), in Zeitungsinseraten und Fernsehspots wird der Bürger aufgefordert, etwas für seine Gesundheit zu tun: „Kick mal wieder“, oder „Lauf mal wieder“.

Das Ganze hat den Nachteil, daß die Initiatoren dieser Aktion keine konkreten Angaben machen können, wo man denn nun „kicken“ oder laufen soll.

Zwar finden sogenannte *Volksläufe* statt, aber es bleibt dennoch ein Zufall, ob man wirklich an einem solchen Wettbewerb teilnehmen kann: Zum einen findet noch lange nicht in jeder Stadt auch nur einmal im Jahr eine Lauf-Veranstaltung statt, zum anderen trägt auch eine einmalige Betätigung dieser Art keineswegs dazu bei, gesünder zu leben (im Gegenteil, bei solchen Gelegenheiten kommt es sogar oft zu gesundheitlichen Schädigungen, wenn sich jemand, für den bis dato allenfalls das Herumdrehen des Fernsehkнопfes eine sportliche Betätigung war, plötzlich einen Langlauf zumutet).

Inzwischen verhandeln neuerdings auch die Unternehmerverbände mit den Ge-

werkschaften über „Sport am Arbeitsplatz“. Während fester Pausen und in bestimmten Übungsräumen sollen die Belegschaften „Trimm-Übungen“ absolvieren. Obwohl die Beweggründe der Unternehmer dabei ziemlich hintergründig sind — man erhofft sich gesteigerte Arbeitsleistung und dadurch Gewinnmaximierung —, wären solche Sportpausen zu begrüßen, wenn durch Mitbestimmung der Belegschaften, ihrer Betriebsräte und Gewerkschaften gesichert ist, daß ihr Erfolg nicht durch erhöhtes Tempo und verschärfte Intensivierung der Arbeit anschließend doppelt zunichte gemacht wird. Der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) fand inzwischen die richtige Lösung für solche Gelegenheiten: „Trimm Dich für den Klassenkampf!“ — und der wird auch nötig sein, um „Sport am Arbeitsplatz“ im Arbeiterinteresse gegen die Verfälschung des Grundgedankens und gegen die Verzögerungstaktik der Unternehmer durchzusetzen. Gegenwärtig, und wohl noch auf absehbare Zeit, ist es jedenfalls so: eine wirk-same sportliche Betätigung im Sinn der Gesunderhaltung ist lediglich in Sportvereinen möglich.

Die Vereine aber stecken in ihrer überwiegenden Mehrzahl in derartigen Schwierigkeiten, daß sie mit einer plötzlichen Mitgliederschwemme überhaupt nicht fertig werden könnten. So ist auch das breitere Interesse an sportlicher Betätigung, das die „Trimm-Aktion“ zunächst ausgelöst hat, gar nicht effektiv zu nutzen, weil ganz einfach zu wenig Möglichkeiten, Sport zu treiben, vorhanden sind.

Ähnlich sieht es mit der Aktion „Jugend trainiert für Olympia“ aus. Auf Initiative des *Stern* gibt es seit 1969 eine zentrale Veranstaltung des Schulsports. Der Deutsche Leichtathletik-Verband und der Deutsche Schwimm-Verband entwickelten dazu Ausschreibungen für allgemeine und berufsbildende Schulen, jeweils unterteilt in drei Altersklassen. In ersten Mitteilungen hieß es: „Die beiden Sportverbände versprechen sich von diesem Wettkampfangebot eine Aktivierung junger Talente mit dem Ziel, daß das Training für die Schulmannschaftskämpfe letztlich auch zum Eintritt in Sportvereine führt.“

Was nicht gesagt wurde: Dieser Wettbewerb wird von den Initiatoren als Gegengewicht zu den Spartakiaden in der DDR verstanden. In der Hauptstadt Berlin treffen sich seit langem alle zwei Jahre die aus Kreis- und Bezirks-Spartakiaden als die besten hervorgegangenen Schüler zu einem zentralen Sportfest, das inzwischen zur größten Sportveranstaltung in der DDR überhaupt wurde. An der Spartakiade-Bewegung nehmen jedes Mal mehrere Millionen Jugendliche und Kinder teil. Auf diese Weise konnte der Schulsport in der DDR außerordentlich stark intensiviert, der Kampf gegen Zivilisationsschäden aufgenommen, und vielen Talenten der Weg zum Spitzensport geebnet werden. Hunderte von Spartakiade-Siegern stehen heute in den Nationalmannschaften der DDR. Oder anders ausgedrückt: Es gibt kaum noch Spitzensportler in der DDR, die nicht aus der Spartakiadebewegung kommen.

Einen ähnlichen Effekt erhofft man sich von der bundesdeutschen Initiative

„Jugend trainiert für Olympia“. Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg, der indessen ohne eine Demokratisierung — und das keineswegs nur im Sport — sicher nicht realisiert werden kann.

Inzwischen wird die Aktion zwar von fünf Fachverbänden des DSB unterstützt: dem Leichtathletik-, Schwimm-, Turn-, Volleyball- und Ruder-Verband; man erhofft sich davon für das Jahr 1971 eine bundesweite Beteiligung von 150 000 Schülern. Ist schon das recht bescheiden, so wird die Misere vollends deutlich vor dem Hintergrund der Gesamtsituation im Schulsport, der nach wie vor zu den am ärgsten vernachlässigten Fächern gehört. Zwei Sportstunden pro Woche und Klasse sind eher positive Ausnahmen als Regel. Bei den Berufsschulen sieht es ganz katastrophal aus: Sport ist in den Lehrplänen praktisch nicht existent. Das bedeutet:

— den 50 Prozent aller Schulkinder, die schon mit chronischen Bewegungs- und Haltungstörungen eingeschult werden, wird nicht geholfen;

— die gesundheitlichen Schäden nehmen während der Schulzeit zu.

So bleibt es dabei, daß unsere Bevölkerung erst gar nicht an den Sport herangeführt wird. Wie soll jemand, der während seiner Schulzeit niemals erfahren hat, wie schön und nützlich sportliche Betätigung sein kann, im Berufsleben plötzlich Lust verspüren, Sport zu treiben? Und wenn — woher soll er wissen, was seiner Leistungsfähigkeit entspricht? Im übrigen wird Schulsport in der BRD, so er schon einmal stattfindet, meist derart lustlos und tierisch ernst angeboten, daß oft das Gegenteil von Werbung erzielt wird.

Sportmanager oben — Kleinvereine unten

Warum kommt in der Bundesrepublik so wenig für den Breitensport heraus, da doch im DSB zehn Millionen Mitglieder — rund ein Drittel mehr als im DGB — organisiert sind? Einen ersten Hinweis gibt die Zusammensetzung der maßgebenden Leitungen des Mammutgebildes DSB. Der Deutsche Sportbund besteht aus Fachverbänden und Landes-Sportbünden. Berufe und gesellschaftliche Herkunft der 52 wichtigsten Männer — der Präsidiumsmitglieder des DSB, der Vorsitzenden der Fachverbände und der Landes-Sportbünde — entsprechen in keiner Weise der sozialen Schichtung der Mitglieder. Kein einziger dieser Sportmanager gibt als Beruf Arbeiter an. Drei Vorsitzende von Fachverbänden bezeichnen sich als Angestellte. Ein „Landwirt“ ist dabei: der Vorsitzende des Verbandes für Traberzucht und -rennen, Landwirtschaftsdirektor a. D. Dr. Josef Pulte. Wie in diesem Fall, so ist durchwegs die überwiegende Mehrzahl der leitenden Positionen im Sport von Unternehmern, hauptamtlichen Parteipolitikern und hohen Beamten besetzt. Ihr Interesse richtet sich auf das Geschäft mit den modernen Gladiatoren, den Leistungssportlern — Geschäft als Profitmacherei des großen Kapitals und als Treibstoff für seine Propagandamaschine verstanden. Die einzelnen Sportvereine haben deshalb auch von ihren eigenen Verbänden wenig Unterstützung zu erwarten. Die meisten der fast 40 000 Sportvereine in

der Bundesrepublik stehen am Rande des Bankrotts, mindestens in hartem Existenzkampf.

Im Blickpunkt der Öffentlichkeit rangieren oben an die Großvereine mit Fußball-Profiabteilungen. Selbst hier wird geklagt: Allein Dreiviertel der 18 Bundesligavereine stecken in den roten Zahlen, bei den Regionalligaklubs liegt die Zahl noch höher.

Als vor acht Jahren die Fußball-Bundesliga gegründet wurde, glaubte man an das große Geschäft. Die Errichtung der Profiligen wurde auch damit begründet, daß das Geld, das die Berufssportabteilungen der Vereine einspielen würden, dem Gesamtverein zugute kommen sollte. Heute kann eine Profiabteilung mit 20 Spielern einen 8000 Mitglieder zählenden Klub an den Rande des Ruins bringen. Die Zuschauer kamen — so waren sie durch die bürgerliche Presse und die Massenmedien erzogen worden — nur bei Erfolgen ihrer Heimmannschaft. Dies setzte letztlich einen vorderen Tabellenplatz der Mannschaft voraus. Wer vorne stehen wollte, brauchte die besten Spieler. Es mußte „investiert“ werden, die Spieler wurden „gekauft“, wie es im herrschenden Sportjargon heißt. Die Preise für Fußballkünstler kletterten in die Höhe, die Gagen der erfolgreichen Trainer noch mehr — und da schließlich immer nur eine Handvoll Vereine an der Spitze der Tabelle mitmischen kann, rutschen die weniger leistungsstarken — lies zahlungskräftigen — Clubs immer tiefer in die roten Zahlen.

Allerdings — für die Großvereine und ihre Profi-Abteilungen gibt es noch allemal potente Förderer, sei es ein Konzernboß, wie der Hertha-Freund Axel Cäsar Springer, sei es eine Stadt, wie Hamburg oder Hannover, die so ihr Image pflegt. Auf diese Weise werden nach wirtschaftlichen — und erst recht nach sportlichen — Kriterien längst pleitegegangene Profiabteilungen von Großvereinen künstlich durch städtische Zuschüsse am Leben gehalten, während die kleinen Vereine um Hundert-Mark-Beträge kämpfen müssen (und oft genug in diesem Kampf unterliegen).

Dreiviertel der fast 40 000 Sportvereine der Bundesrepublik haben bis zu 200 Mitglieder. Welche Schwierigkeiten gerade diese Klubs haben, erzählt Kurt Burgmeier, Jugendbetreuer und Kassierer eines Münchner Vorstadtvereins:

„Damals, als der Beschluß bekannt wurde, daß München für die Olympischen Spiele kandidierte, war überall helle Begeisterung. Als ich im Kreis der Vereinskameraden auf die Schwierigkeiten hinwies, die auf uns zukommen würden, wurde ich als Ketzer hingestellt. Heute sieht die Lage anders aus. Unser Verein hat nicht ganz 200 Mitglieder — davon aber 60 Jugendliche. Wir haben bis zum vorigen Jahr zwischen 200 und 300 Mark für Trainerlehrgänge und andere Aufgaben als Unterstützungsgelder bekommen. In diesem Jahr wurde dies abgelehnt, mit der Begründung, es werde nur noch für Vereine mit mehr als 200 Mitgliedern bezahlt. Das heißt also, die kleinen Vereine, die es am notwendigsten haben, werden nicht mehr gefördert. So ist es kein Wunder, daß die Regional- und Bundesligavereine Jahr für Jahr die Spiele unserer A- und B-Jugendlichen

beobachten und talentierte Jungen in die Großvereine locken, daß also die kleinen Vereine das meiste Geld in die Jugendarbeit stecken, während die Großen den Nutzen davon haben.

Unser Verein hat ein Fußballfeld — also kein Stadion —, das insgesamt von drei Klubs mit 14 Mannschaften benutzt wird. Es gibt ein kleines Umkleidehaus mit drei winzigen Räumen. Oft ergibt es sich samstags, daß bis zu acht Mannschaften gleichzeitig dieses Haus benützen müssen. Das gibt natürlich viele Probleme. Und notwendige Reparaturarbeiten können auch nicht ausgeführt werden, weil die Stadt kein Geld hat.

In der unmittelbaren Nähe unseres Spielfeldes existieren zwei Fußballvereine, die bis vor ein paar Jahren noch jeder sein eigenes Spielfeld hatten. Inzwischen hat Siemens das Gelände von der Stadt gekauft, heute sind dort Parkplätze. Die Vereine müssen auf andere Spielplätze ausweichen, so daß dort das Gedränge immer größer wird. Im Osten Münchens gibt es eine Bezirkssportanlage. Dort kommt es wegen der großen Überlastung dazu, daß zum Beispiel ein Verein, der in der B-Klasse spielt, nur den Freitagabend für sein Training bekommt. Da frag' ich jeden, der ein bißchen Ahnung vom Fußball hat: Was ist das für ein Zustand, wenn ein Verein, der am Samstag seine Meisterschaftsspiele austrägt, am Freitagabend trainieren muß?“

Das ist ein Stück Sportwirklichkeit in der Bundesrepublik 1971. Und zwar keineswegs nur in der Olympiastadt München. Ein Sportfunktionär eines kleinen Vereins in Bonn berichtet:

„Während der Regionalliga-Verein Bonner SC von der Stadt einen zinslosen Kredit von 250 00 Mark erhalten hat, natürlich aus Prestigegründen, sind die kleineren Fußballvereine in unserem Kreis überwiegend dem Pleitegeier ausgesetzt. Sie versuchen durch taktische Maßnahmen existenzfähig zu bleiben, indem sie fusionieren. Aber wie sieht so eine Fusion im Interesse der Förderung des Breitensports aus? Bei uns haben sich im vorigen Jahr mehrere Vereine zusammengeschlossen. Das Resultat war, daß diese Vereine jetzt weniger Mannschaften aufstellten als vorher. Mithin wurde genau das Gegenteil von dem erreicht, was ursprünglich bezweckt war. Außerdem muß noch gesagt werden, daß in Großvereinen eines der wesentlichsten Elemente überhaupt verloren geht, nämlich das wirkliche Vereinsleben, die Kameradschaft unter den Sportlern.“

Die Finanznot der Vereine macht sich nun wiederum die Industrie zunutze. Viele mittelgroße Klubs mit überregionaler oder zumindest regionaler Bedeutung erhalten Unterstützungen von Firmen und tragen dafür den Namen des Geldgebers als offizielle Vereinsbezeichnung. Als besonders bekannte Beispiele seien etwa in der Leichtathletik *Bayer 04 Leverkusen* oder *Salamander Kornwestheim*, im Ringen der *ASV Bauknecht Schorndorf* angeführt.

Die Schorndorfer können ein Lied davon singen, mit welcher Motivation die Firmen an die „Unterstützung“ der Vereine herangehen und welches Risiko diese auf sich nehmen, wenn sie sich darauf einlassen. Als der Verein aus der Ringer-

Hochburg, damals noch mit der einfachen Bezeichnung *ASV Schorndorf*, nach einem Jahr Bundesliga-Zugehörigkeit Ansätze zu weiteren Erfolgen zeigte, erklärte sich die Fa. Bauknecht bereit, dem Ringerklub unter die Arme zu greifen. Dafür, daß etwa ein Bus für die Fahrten zu den Wettkämpfen gestellt wurde (oder auch das illegale Handgeld für „Einkäufe“ von Spitzenathleten), nannte man sich von nun an *ASV Bauknecht*. Aber als der Durchbruch doch nicht klappte, der Verein mit seinen Niederlagen keine Reklame für die „sportfreundliche“ Firma war, wurden die Zuwendungen plötzlich gestrichen. Der Verein stand mit 30 000 Mark Schulden da.

Diese wenigen, aber durchaus repräsentativen Beispiele zeigen die ganze Misere im bundesdeutschen Vereinssport — und damit im Breitensport.

Demokratische Sportpolitik contra Großkapital

Die Schwierigkeiten im Sport sind bei den Politikern aller Parteien bekannt. Schon lange hat man die Sportbewegung mit ihren zehn Millionen Mitgliedern als besonders umwerbungswürdig erkannt. So überbieten sich denn auch die etablierten Parteien mit den Forderungen ihrer Sportprogramme: Ausreichende Sportanlagen, finanzielle Unterstützung der Vereine, Steuererleichterungen — diese Schlagworte sollen dazu dienen, Wähler zu gewinnen. Auch die angesichts der heutigen Verhältnisse utopisch anmutende Zielstellung von der täglichen Sportstunde im Schulunterricht ist inzwischen Allgemeingut in den Sportplänen der CDU/CSU, der SPD und FDP geworden. Das einzige aber, was bisher verwirklicht wurde, ist die Förderung des Spitzensports. Da sich der Bund aus der Unterstützung des Breitensports fast völlig zurückgezogen hat, bleiben alle Lasten bei den Ländern und Gemeinden hängen. Und die berufen sich darauf, daß sie ohnehin zu wenig Geld haben. Allerdings wird von der Sportbewegung selbst auch zu wenig Druck auf die Regierenden ausgeübt. Die jahrzehntelange Propaganda vom „unpolitischen Sport“ hat ihre Früchte getragen — zugunsten einer sportfeindlichen, weil profitfreundlichen Politik.

Als einzige Partei in der Bundesrepublik hat bisher die Deutsche Kommunistische Partei den Zusammenhang zwischen Sport und Politik vom Arbeiterinteresse her untersucht. Der Vorsitzende des Arbeitskreises Sportpolitik der DKP, Hermann Gautier, zugleich Präsidiumsmitglied der Partei, erklärte auf der ersten zentralen DKP-Sportberatung: „Sport und Sportpolitik existieren nicht im gesellschaftlichen Vakuum. Sport und Körperkultur sind ein Bereich des gesellschaftlichen Lebens, der wie alle anderen mit zunehmender Bedeutung ein Gebiet der Auseinandersetzungen zwischen fortschrittlichen und reaktionären Kräften im nationalen wie im internationalen Maßstab ist. Der Sport ist nicht klassenneutral. Er ist vielmehr ein Bestandteil der Klassenausbeutung zwischen dem Monopolkapital samt seinem staatsmonopolistischen System und der arbeitenden Bevölkerung in der Bundesrepublik. Der DKP geht es vor allem darum, daß der Sport der arbeitenden Bevölkerung dient, daß er nicht für die Interessen des Monopolkapitals mißbraucht werden kann.“

Aus dieser Analyse ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, in die Sportbewegung der Bundesrepublik hineinzuwirken, der breiten Masse der Sporttreibenden ihre objektive Lage in diesem System deutlich zu machen. Es muß gelingen, das Schlagwort vom „unpolitischen Sport“ durch die Erkenntnis zu ersetzen, daß auch der Sport eine politische Aufgabe hat, daß er sich nicht wie bisher für die politischen Zwecke der herrschenden Klasse — bis hin zum Militarismus — einspannen lassen darf, und daß das sportliche Interesse der arbeitenden Menschen nur gegen das System der großkapitalistischen Profitmacherei und Menschenverachtung durchzusetzen ist.

Die Rolle, die der Sport in den zwanzig Jahren der Existenz des Deutschen Sportbundes in der Bundesrepublik gespielt hat, läßt sich mit einem Wort seines langjährigen Präsidenten Willi Daume verdeutlichen: „Wir waren und sind die Treuesten dieses Staates“. Versteht man diesen Staat richtig — als imperialistisch —, so hat in der Tat gerade der Sport in der gesellschaftlichen Integration nach innen und in der Politik des kalten Krieges gegen die sozialistischen Länder, vor allem gegen die DDR, eine wesentliche Rolle gespielt. Es sei hier nur an das aus der Hallstein-Doktrin hergeleitete Beharren auf „gesamtdeutschen Olympia-Mannschaften“ im IOC, an die feindselige Haltung zur Anerkennung von DDR-Fachverbänden, an wiederholte Flaggenprovokationen, an die Abwerbe- und Bestechungsskandale und schließlich an den Abbruch sämtlicher Sportbeziehungen der DDR nach dem 13. August 1961 erinnert.

Diese Rolle hat den bundesdeutschen Sportführern so wenig Erfolge eingebracht, wie allen übrigen Verfechtern des roll back. Sie gerieten international in die Isolierung, und sie konnten auch den drängenden Fragen aus den Reihen der bundesdeutschen Sportbewegung nicht mehr ausweichen, wieso bei uns die Existenznot der Vereine zunimmt, der Massensport verfällt, das Leistungsniveau zurückbleibt, während in den sozialistischen Ländern, und gerade auch in der verketzerten DDR, auf allen diesen Gebieten die Erfolgskurve nach oben zeigt.

Das sind gute Ansatzpunkte, politisches Bewußtsein in die Sportbewegung zu tragen, eine Sportpolitik im Sinn der demokratischen Erneuerung und der sozialistischen Perspektiven zu entwickeln. Viele Tausende fortschrittlich gesinnter Sportler sind seit langen Jahren im DSB organisiert; ihnen klarzumachen, daß ihre politische Aktivität nicht am Tor des Sportplatzes oder vor der Tür des Vereinslokals enden darf, ist die erste Aufgabe.

Die Erfahrung zeigt, daß dort, wo Demokraten und Sozialisten auch im Sportverein für ihre Sache eintreten, große Erfolge zu erzielen sind. So berichtet ein Ringer-Trainer aus Weinheim an der Bergstraße:

„Der Vorsitzende unseres Vereins, des AC 92 Weinheim, was bis vor kurzem Oberstleutnant im NATO-Hauptquartier in Heidelberg. Als ich 1965 zehn Jugendliche aus dem Verein bewegen konnte, an einer politischen Demonstration teilzunehmen, forderte er meinen Ausschluß aus dem Verein. Er scheiterte, weil eben doch zu viele Arbeiter und Angestellte in unserem Klub organisiert sind.“

1967 versuchte er es wieder, nachdem ich am Sternmarsch nach Bonn teilgenommen und dort eine Plakette ‚Stoppt den Krieg in Vietnam‘ getragen hatte. Viele Jugendliche verlangten von mir solche Abzeichen und ich verkaufte sie ihnen im Umkleideraum. Dafür sollte ich aus dem Verein ausgeschlossen werden. Ich ließ dem Vorsitzenden ausrichten, daß wir eine Demonstration vor seinem Wohnhaus machen würden, und drohte mit dem Gericht. Da ließ er den Ausschußantrag fallen.

Auch in unserem staatspolitischen Seminar, das seit Jahren drei- bis viermal im Jahr durchgeführt wird, können wir Kommunisten gute Erfolge aufweisen. Wir haben hier die Möglichkeit, den Ausführungen des jeweiligen Referenten die Politik der Partei gegenüberzustellen. Ob es um die Nahostkrise, um den Krieg in Vietnam oder um südamerikanische Probleme geht: Hier haben wir die Möglichkeit, den Mitgliedern unseres Vereins die Politik der DKP näherzubringen. Und ich muß sagen, wir haben dabei ausgezeichnete Erfolge erzielt.“

Einen anderen Aspekt der politischen Arbeit in einem Sportverein legt der Zweite Vorsitzende des SC Schafrath-Gelsenkirchen, Müller, dar:

„Als unser Verein, der neuerdings bei den Bergarbeitern auch ‚Rot-Sport-Schafrath‘ genannt wird, vor dem Aufstieg in die erste Kreisklasse stand, da haben sich Kommunisten um die Sportler gekümmert. Sie haben gesagt: ‚Jungens, wenn ihr Kameradschaft haltet und aufsteigt, werden wir Kommunisten auch weiter dafür sorgen, daß es im Verein aufwärtsgeht‘. Der SC Schafrath ist aufgestiegen, der DKP-Landtagskandidat Paul Schubert hat damals dem Klub 15 Trikots und 15 Paar Fußballschuhe überreicht, für die wir vorher gesammelt hatten. Der Verein ist weitergekommen, er kann in der ersten Kreisklasse gut mitmischen, und auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung von 300 Mitgliedern wählte man als Ersten Vorsitzenden einen Kommunisten und mit mir als Zweiten Vorsitzenden ebenfalls einen Kommunisten. Man muß Vertrauen haben, man muß als Kommunist Vertrauen ausstrahlen, und man muß politisch diskutieren können.“

Es ist, wie schon diese wenigen Beispiele beweisen, durchaus möglich, innerhalb der Sportbewegung politisch wirksam zu werden und so zu sportpolitischer Massenaktivität beizutragen. Nur in dem Maß, wie die bundesdeutsche Sportbewegung durch ihr Auftreten in der Öffentlichkeit Druck auf die Politiker in Stadt, Land und Bund ausübt, wie sie dabei mit der Arbeiterbewegung und mit den fortschrittlichen Jugendorganisationen zusammenwirkt, kann sie erreichen, daß die unerträglichen Zustände im Sport überwunden werden. Setzt sich dabei die Auffassung durch, daß der Breitensport im Interesse der arbeitenden Bevölkerung intensiviert, der Mißbrauch des Sports durch das Monopolkapital und seine politischen Vertreter beseitigt, die Einflüsse des Militarismus ebenso wie der schmutzigen Geschäftemacher aus dem sportlichen Geschehen unseres Landes ausgeschaltet werden müssen, — dann kann noch jetzt, ein Jahr vor den Spielen in München, manches für die olympische Idee geschehen.

Professor Edelfrid Buggel Freizeit- und Erholungssport in der DDR

Im Bericht des Zentralkomitees an den VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands stellte Erich Honecker fest, daß Körperkultur und Sport für die Volksgesundheit eine entscheidende Rolle spielen; sie helfen uns, die Menschen für ein gesünderes Leben zu gewinnen und durch den regelmäßigen Weg zum Sportplatz manchen Weg zum Arzt zu sparen.

Wir haben oft betont, daß die Herausbildung der allseitig entwickelten Persönlichkeit die körperliche Entwicklung einschließt. Unser Staat, die DDR, wird in der Welt nicht nur wegen der vielen großartigen Erfolge unserer Spitzensportler geachtet, sondern im gleichen Maße wegen der nie nachlassenden Aufmerksamkeit, die wir der Körperkultur und dem Sport zuwenden, damit sie zu einem Lebensbedürfnis jedes einzelnen werden.

Um das Bedürfnis nach regelmäßigem und wirkungsvollem Sporttreiben herauszubilden, muß dafür bereits in Kindheit und Jugend das Fundament gelegt werden. Mit dem neuen Lehrplanwerk im obligatorischen Schulunterricht und durch die Spartakiadebewegung im freiwilligen Sport der Kinder und Jugendlichen wird ein guter Weg dahin beschritten, den wir bei den Erwachsenen kontinuierlich fortsetzen. Nach dem heutigen Wissensstand erfüllt der Freizeit- und Erholungssport seine Aufgabe, die Werktätigen gesund zu erhalten und ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, am nachhaltigsten, wenn

- der Freizeit- und Erholungssport das ganze Jahr über wöchentlich mehrmals mit optimaler Intensität und Dauer ausgeübt wird,
- sich das Sporttreiben auf Geschlechts-, Alters-, berufs- und leistungsabhängige Normative und Programme stützt, und solche Körperübungen ausgewählt werden, die vor allem das Herz- und Kreislaufsystem sowie den Bewegungs- und Stützapparat trainieren,
- dabei zwischen ruhigen und konditionsintensiven Formen sinnvoll variiert wird,
- Sport, Spiel und Wandern freudbetont und abwechslungsreich sind,
- zwischen organisierter und selbständiger Ausübung gewechselt wird, indem die Übungsmöglichkeiten im Betrieb, im Wohnbereich, im Naherholungs- und Urlaubsgebiet ausgenutzt und Körperkultur und Sport durch die anderen Seiten einer gesunden Lebensweise ergänzt werden.

In unserer Republik wurden umfangreiche sportsoziologische Untersuchungen angestellt, die wertvolle Ergebnisse für die Verbesserung der Führungs- und Leitungstätigkeit im Freizeit- und Erholungssport lieferten. So weist eine Erhebung über das Freizeitverhalten der DDR-Bevölkerung aus, daß sich 30 Prozent

der Bevölkerung im Alter von 16 bis 75 Jahren regelmäßig einmal in der Woche mit sportlichen oder touristischen Übungen beschäftigen. Weitere 31 Prozent im angegebenen Lebensalter üben durchschnittlich einmal im Monat körperlich-kulturelle Freizeitbetätigungen aus.

Damit treiben also 61 Prozent der Bevölkerung regelmäßig bzw. sporadisch Sport; das beweist, daß unter der DDR-Bevölkerung ein allgemein hohes sportlich-kulturelles Interesse herrscht. Dieses hervorragende Entwicklungsergebnis ist auch besonders dazu geeignet, den Einfluß der sozialistischen Gesellschaft auf den Menschen deutlich zu machen.

Interessante Ergebnisse wurden auch hinsichtlich der Organisiertheit der sportlichen Betätigung und der Bedürfnisstruktur in Bezug auf Körperkultur und Sport gewonnen.

So ist es sehr wesentlich zu wissen, daß die sportliche und touristische Betätigung der ermittelten 61 Prozent der Bevölkerung zu 45 Prozent selbständig im Rahmen der Familie, mit Freunden oder Bekannten erfolgt, bzw. daß für die Mehrzahl der DDR-Bürger solche Bedürfnisse vordergründig sind, die die Erlebnisbereiche Freude, Gesundheit und Geselligkeit umfassen.

Das Bedürfnis nach regelmäßiger, ganzjähriger und wirkungsvoller aktiver Erholung durch Körperübungen ist in erster Linie ein ideologisches Problem, sowohl für jeden einzelnen Werktätigen als auch für die sozialistische Führungs- und Leitungstätigkeit insgesamt. Deshalb betonte der IV. Turn- und Sporttag des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB) 1970, daß die Qualifizierung der Führungs- und Leitungstätigkeit im Freizeit- und Erholungssport der Werktätigen derzeit das Kernproblem dieses Teilbereichs der sozialistischen Körperkultur darstellt. Durch den Staatsratsbeschluß vom 20. 9. 1968 zur Entwicklung von Körperkultur und Sport wurde hierzu eine neue Etappe eingeleitet. Er legte fest, daß die Mitverantwortung der anderen Träger des Freizeit- und Erholungssportes, vor allem des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB), der Freien Deutschen Jugend (FDJ), des Demokratischen Frauenbundes (DFD), der Volksvertretungen und örtlichen Räte der Staatsmacht sowie der Ausschüsse der Nationalen Front für die Entwicklung von Körperkultur und Sport wesentlich erhöht wird. Damit erhält der DTSB als Hauptinitiator und wichtiger Organisator des Freizeit- und Erholungssports der Werktätigen eine wesentlich stärkere Unterstützung als bisher.

Hiervon ausgehend entwickelten sich in den letzten Jahren bei allen Trägern der Körperkultur vielfältige Initiativen. An erster Stelle ist hierbei das gemeinsame Sportprogramm von FDGB und DTSB zu nennen. Allein im Rahmen dieses Programms beteiligten sich im Jahre 1970 über 2 Millionen Werktätige an sportlichen Übungs- und Wettkampfformen der Betriebe. Dabei ist zu bedenken, daß es sich hierbei vornehmlich um solche Bürger handelt, die nicht Mitglied des DTSB sind.

Ausgelöst durch das gemeinsame Sportprogramm von FDGB und DTSB hat

sich eine große Zahl von Werktätigen den bestehenden Sportgruppen in Wohngebieten und Betrieben sowie den Sektionen der Sportgemeinschaften angeschlossen. So trieben zum Beispiel im Jahre 1970 1 814 298 Bürger in 43 187 Sportgruppen der Betriebe und Wohngebiete Sport. Viele Sportgemeinschaften haben neue Sektionen ins Leben gerufen, um den sportinteressierten Bürgern bessere Möglichkeiten für ihre sportliche Betätigung zu erschließen. Das wiederum bedeutet, daß mehr Übungsleiter ausgebildet und neue Kampf- und Schiedsrichter gewonnen werden müssen. In der Grußadresse des Präsidiums des Deutschen Turn- und Sportbundes an den VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands kommt zum Ausdruck, daß bis zu diesem Zeitpunkt 50 Prozent des Jahressportplanes 1971 erfüllt wurden. Das bedeutet im einzelnen:

Es wurden 7707 Übungsleiter ausgebildet und 3284 Kampf- und Schiedsrichter gewonnen. Die Gesamtzahl der Übungsleiter im DTSB betrug per 31. 12. 1970 123 033.

Die Leitungen der Betriebe, Gewerkschaftsleitungen und Leitungen der Sportgemeinschaften haben in vielen Betrieben gemeinsame Programme erarbeitet, wie beispielsweise Elektro-Apparate-Werk Treptow, Berlin, nach denen ein Netz von Übungsmöglichkeiten — angefangen in der Betriebsberufsschule und den Bildungsstätten des Betriebes über das Betriebsgesundheitswesen und betriebseigene Erholungsheime bis hin zu den Sektionen der Sportgemeinschaft und den Spielrunden innerhalb des Betriebes — Schritt für Schritt funktions-tüchtig gestaltet werden kann. Die dafür erforderlichen Voraussetzungen im Denken und Handeln der dafür verantwortlichen Leiter zu schaffen, haben sich die Sportkommissionen zur Aufgabe gemacht, die bei den Werkleitungen auf Beschluß des Ministerrates der DDR gegründet wurden. Ihnen gehören neben dem Werkdirektor oder einem seiner Fachdirektoren kompetente und sachkundige Vertreter der Sportgemeinschaft, der Gewerkschaftsleitung des Betriebes, des Jugendverbandes und anderer gesellschaftlicher Organisationen an, sowie in der Regel der Betriebsarzt und Vertreter der Bereiche Arbeitsstudium, Arbeitsgestaltung, Arbeits- und Gesundheitsschutz bzw. Arbeits- und Lebensbedingungen. Diese Kommissionen sind beratend und kontrollierend tätig. Sie tragen Sorge für die Schaffung immer besserer Möglichkeiten der sportlichen Betätigung im Betrieb und für die Entwicklung des Lebensbedürfnisses nach Sport, Spiel und Wandern. Sie sind das Koordinierungsorgan für die Führung der Körperkultur und des Sportes im Betrieb. Sie veranlassen, daß die für den Betrieb festgelegten Aufgaben zur Entwicklung von Körperkultur und Sport in den staatlichen Plan und in den Betriebskollektivvertrag aufgenommen werden.

Aber auch innerhalb der Gewerkschaftsorganisation der Betriebe existieren Sportkommissionen. Auf allen Ebenen der Gewerkschaftsleitungen der Betriebe sind zudem gewählte Sportorganisatoren tätig. So hat jedes Arbeitskollektiv und jede Gewerkschaftsgruppe einen für ihre sportliche Betätigung verantwort-

lichen Gruppenfunktionär. Die Gruppe legt in ihrem Kultur- und Bildungsplan fest, in welcher Form und wie oft gemeinschaftlich Sport getrieben wird.

Der Sportorganisator der Gruppe sorgt dann für eine gute Vorbereitung und einen gelungenen Verlauf der geplanten Wettkämpfe, Sportstunden, Wanderungen oder dergleichen.

Die Betriebssportgemeinschaft unterstützt die Sportorganisatoren bei ihrer Arbeit. Großen Anklang haben in unseren Betrieben Turniere oder ständig laufende Spielrunden im Fußball, Volleyball, Handball, Tischtennis oder im Kegeln gefunden.

Breite Resonanz bei der Bevölkerung fanden aber auch solche Wettbewerbe, wie die Sendereihe des Deutschen Fernsehfunks „Mach mit — bleib fit“, der Familienfernwettkampf der Frauenzeitschrift *Für Dich* sowie die Aktion des Deutschen Sportechos zusammen mit dem FDGB-Feriedienst „Mein Urlaub — kein Urlaub vom Sport“ und die Bewegung „Lauf dich gesund“.

Die Bewegung „Lauf dich gesund!“ wurde ebenso wie der Familienfernwettkampf der *Für Dich* in Vorbereitung des V. Deutschen Turn- und Sportfestes ausgelöst.

Die Organisierung und Führung des Familienfernwettkampfes übernahm die illustrierte Frauenzeitschrift *Für Dich*. Im Jahre 1967 beteiligten sich 1100 Personen. 1969 wurde bereits ein Teilnahmeergebnis von 29 000 erreicht. In diesem Jahr führt die *Für Dich* den Familienfernwettkampf zum 5. Mal durch. Es werden vier Disziplinen absolviert: Rumpfbeugen aus der Bauchlage, Rumpftiefbeugen, Dreierhop und Dauerlauf. Gewertet wird dieser Wettkampf nach einer Tabelle, die die Leistungen der Teilnehmer beiderlei Geschlechts und unterschiedlichen Alters vergleichbar macht. Somit ist auch ein exakter Bewertungsmodus für Sportwettkämpfe in Brigaden, Hausgemeinschaften oder für Urlaubersportfeste gegeben.

Die „Lauf dich gesund“-Bewegung hat sich in den vier Jahren ihres Bestehens eine große Anhängerschaft erworben. Da das Laufen eine unkomplizierte Bewegungsform ist und von jedem ohne besondere Voraussetzungen ausgeübt werden kann, da weiterhin der materielle Aufwand gering ist — fast überall kann gelaufen werden —, gilt das Laufen als eine effektive Form des modernen Gesundheitssportes.

Der positive Einfluß von Ausdauerleistungen auf die Leistungsfähigkeit des Herz-Kreislaufsystems ist eine allgemein bekannte Tatsache, so daß dem Lauf, als einem sehr wirksamen Mittel des Herz-Kreislauftrainings, eine äußerst bedeutsame Rolle zukommt. In vielen Orten der Republik bildeten sich Laufgruppen, in denen Männer und Frauen unterschiedlichen Alters gemeinsam einmal oder mehrmals in der Woche laufen. Besonders aktive Gruppen entstanden zum Beispiel in Karl-Marx-Stadt, Gliencke und Oranienburg, aber auch in Dresden, Leipzig und Potsdam. Die Laufgruppe in Karl-Marx-Stadt führte am 10. April 1971 ihren 150. Lauf durch und hat etwa 200 eingeschriebene Mitglieder.

Diese Laufgruppe war es auch, die am 24. Oktober 1970 einen „Tag des Läufers“ zu Ehren Werner Seelenbinders organisierte. Ziel dieser Veranstaltung war es, angefangen von den aktiven Leichtathleten über unsere ehemaligen Meister und Langstreckenläufer bis hin zu den Anhängern der „Lauf dich gesund!“-Bewegung alle Laufbegeisterten und Laufinteressenten bei einem gemeinsamen Sportfest zu vereinen. Die Ausschreibung dazu wurde im Fachorgan „Leichtathlet“ und im „Deutschen Sportecho“ veröffentlicht. Mehrere hundert Läufer gingen an diesem Tag in Karl-Marx-Stadt an den Start, unter ihnen die Spitzensportler vergangener Jahre, wie Hans Grodotzki (zweifacher Silbermedaillengewinner von Rom), Hermann Buhl, Rainer Dörner, Gerhard Hönicke u. a.

Ein wirksames Instrument der Führung der Laufbewegung war und ist der Zentrale Arbeitskreis „Lauf dich gesund!“; er hat sich am 9. Juni 1967 konstituiert und arbeitet unter der Schirmherrschaft von Prof. Dr. Wollenberger, Direktor des Institutes für Kreislaufforschung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und meinem Vorsitz.

Der Beschluß des Staatsrates der DDR vom 20. 9. 1968 hat in der DDR viele Impulse zum Bau und zur Rekonstruktion von Anlagen und Einrichtungen für die Erholung beziehungsweise die sportliche Betätigung der Bürger ausgelöst. Von der Ostseeküste bis ins Thüringer Bergland wurden damit bessere Möglichkeiten für Sport und Spiel erschlossen. In den Ostseebädern wurden Strand-sportplätze, Anlagen für Freizeitspiele, Sporthallen und Kleinfeldanlagen in den Urlaubsheimen sowie weitere Sporthallen geschaffen. Auch an den mecklenburgischen Seen sind Campingplätze und Urlaubsheime um Sportanlagen erweitert worden. In der reizvollen Urlaubersiedlung Klink an der Müritz entsteht zur Zeit ein besonders schönes und mit Sportanlagen zweckmäßig ausgestattetes Erholungsgebiet. Strandsportplätze, Bootsausleihstationen, Anlagen für Minigolf, Boccia, Krocket, Shuffelboard und Pendelball, ein Sportplatz mit Spielfeld und Leichtathletik-Anlagen, Volleyball- und Tennisplätze sowie eine Schwimmhalle mit weiteren Nebeneinrichtungen befinden sich im Bau. Aber auch in vielen rekonstruierten Urlaubsheimen wurden Räumlichkeiten für Tischtennis, für die Konditionierung oder Ausleihstationen für Sommer- und Wintersportgeräte eingerichtet.

In den größeren Städten der DDR wird auf der Grundlage langfristiger Entwicklungspläne die Erweiterung, Rekonstruktion bzw. der Neubau von Sportstätten und Erholungseinrichtungen systematisch entwickelt. In der Stadt Leipzig wurden in der Zeit der Vorbereitung des V. Turn- und Sportfestes der DDR allein 8 Volksschwimmhallen und eine großzügig gestaltete Anlage für aktive Erholung und Gesundheitssport errichtet. In diesen neuen Anlagen erhalten erwachsene sportinteressierte Bürger, Jugendliche und Familien Anleitung zu sportlicher Betätigung im Sinne eines zielgerichteten Gesundheitstrainings oder aber auch zu erholsamen und unterhaltsamen Freizeitspielen.

Systematisch wird auch in den landschaftlich benachteiligten Gebieten, wie gerade den Bezirken Leipzig und Halle, der Ausbau von ehemaligen Kiesabbauflächen oder Tagebaurestlöchern für die Wochenenderholung am Wasser gefördert. Industrie und staatliche Organe arbeiten nach miteinander abgestimmten Programmen und finanzieren die Baumaßnahmen. Aber auch andere Städte, wie Rostock, Neubrandenburg, Frankfurt an der Oder, Erfurt oder Cottbus sind im Begriff, schöne und zweckmäßige Sport- und Spielanlagen sowie Erholungseinrichtungen aufzubauen. Andererseits wird auch angestrebt, daß in immer mehr Städten der DDR in unmittelbarer Nähe der Wohnungen bessere Übungsmöglichkeiten für die Bürger entstehen. So sind in Neubaugebieten — wie in Halle-Neustadt und Schwedt — Konditionsräume eingerichtet worden. — In Altbaugebieten wurden vorhandene Freiflächen für sportliche Zwecke hergerichtet oder nicht mehr genutzte Geschäftsräume für das Konditionstraining ausgebaut.

In den kleineren Städten der DDR wurden ebenfalls mit großer Initiative attraktive Erholungsmöglichkeiten erschlossen. In der Stadt Thale entstand eine Schwebbahn, die direkt vom Ort zur Roßtrappe und zum Hexentanzplatz, den schönsten Wandergebieten im Harz, führt. Ein etwa 20 ha großer See mit Bootsverleih und ein renoviertes Schwimmbad komplettieren das Angebot an sportlichen Betätigungsmöglichkeiten.

Im Kreis Hoyerswerda wurde der Knappensee zum Naturschutzgebiet erklärt und systematisch zu einem Erholungszentrum ausgebaut. Vier Gemeinden arbeiten in einem Zweckverband und setzen gemeinsam ihre Mittel und Kräfte ein. Sieben Zeltplätze mit einer Kapazität von 5100 Zelten, drei Plätze für insgesamt 130 Wohnwagen, Bootsausleihstationen, gastronomische, kulturelle und sportliche Einrichtungen wurden geschaffen. Ein umfangreiches Sportprogramm wird durch ein Sportaktiv unter Mitwirkung der Sportgemeinschaften des DTSC, der Gesellschaft für Sport und Technik und des Deutschen Roten Kreuzes für die gesamte Urlaubssaison organisiert.

Insgesamt entstanden von 1966 bis 1969, dem 20. Jahrestag der DDR, 1779 neue Anlagen für den Freizeit- und Erholungssport in Betrieben, Wohngebieten und Erholungszentren.

Die Sportlerinnen und Sportler der DDR leisteten bei der Pflege, Modernisierung und Neugestaltung von Sportanlagen 6 780 217 freiwillige Aufbaustunden im Nationalen Aufbauwerk. In die Reihe der neuen Initiativen sind auch die Gesundheitssportgruppen, zum Beispiel in allen Stadtbezirken Berlins, einzuordnen, außerdem die neugeschaffenen Möglichkeiten, einen Sporturlaub zu erleben.

Ein zweiter Schwerpunkt in der Führungs- und Leitungstätigkeit besteht darin, aussagekräftige Normative und Programme für das Sporttreiben der verschiedenen sozialbiologischen Kategorien zu schaffen.

Je treffsicherer und nachhaltiger die Normative und Programme das Sporttrei-

ben der Werktätigen beeinflussen, um so größer wird die Überzeugungskraft solcher Materialien sein, um so schneller und wirkungsvoller wird sich das Bedürfnis nach regelmäßigem Sporttreiben herausbilden.

Durch umfangreiche Forschungen sportmedizinischer, sportpädagogischer und sportsoziologischer Art an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) in Leipzig werden dafür die erforderlichen Grundlagen geschaffen. Jetzt kommt es darauf an, diese Normative und Programme massenwirksam einzusetzen. Ein origineller Versuch ist der in diesem Jahr im Sportverlag erscheinende „Taschentrainer“; mittels einer mehrfach kombinierbaren Drehscheibe kann sich der einzelne Werktätige entsprechend seinem Gesundheitszustand und Leistungsvermögen die objektivierten Belastungsgrößen und Übungsformen auswählen. Aber auch andere Mittel und Formen wurden entwickelt, die für jeden Sporttreibenden die Ermittlung der Leistungsfähigkeit ständig ermöglichen. So wurde zum V. Turn- und Sportfest der DDR in Leipzig eine Teststraße vorgestellt. Mit Hilfe von sieben Testübungen (Ballzielwurf, Rumpfaufrichten, Rumpftiefbeugen, Sprungtest, Gleichgewichtstest, Gewichtheben und Laufen auf einem Laufband) kann anhand einer Punktwertung für jede einzelne Übung und einer nach Altersgruppen gestaffelten Gesamtwertung der Grad der konditionellen Entwicklung bestimmt werden. Diese Teststraße wurde seither in vielen Sportstätten in Betrieben und Wohngebieten, in Erholungsgebieten und Urlaubsorten aufgebaut.

Die Grundübungen dieses Konditionstests sind außerdem in viele Wettbewerbe und sportliche Veranstaltungen einbezogen worden. So wurden sie durch die bereits erwähnte Fernsehreihe „Mach mit — bleib fit“ bekannt gemacht und sind bereits auch im gemeinsamen Sportprogramm von FDGB und DTSC enthalten.

Das massenwirksamste Normativ in jeder Hinsicht ist jedoch das Sportabzeichen der DDR „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der Heimat“. Es ist das Grundprogramm der körperlichen Erziehung und Ausbildung für alle Bürger der Deutschen Demokratischen Republik und erweist sich als bedeutender Faktor einer interessanten und inhaltsreichen Freizeitgestaltung.

Da die vielseitigen Normen des Sportabzeichens eine umfassende körperliche Ausbildung anstreben, bildet das Programm des Sportabzeichens auch die Grundlage des organisierten Übungs-, Trainings- und Wettkampfbetriebes in den Sektionen und Sportgemeinschaften des DTSC sowie auch für den Freizeit- und Erholungssport.

Die sportlichen Bedingungen sowie der Bewertungsmaßstab gestatten die Durchführung von Vergleichskämpfen auf der Ebene von Punktwertungen. Viele Bürger erwerben jährlich das Sportabzeichen und tragen als Ausdruck ihrer wiederholten ständigen Bemühungen die Sportabzeichenmedaille.

Die Anzahl der Menschen, die das Sportabzeichen der DDR erwerben, steigt von Jahr zu Jahr an:

1965	634 534
1966	768 454
1967	774 268
1968	865 292
1969	1 041 994.

Neben dem Programm des Sportabzeichens wird auch auf die Erarbeitung und Verbreitung anderer wirkungsvoller Normative und Programme Wert gelegt. Die Qualifizierung der Kader auf dem Gebiet des Freizeit- und Erholungssports gilt als weiterer wichtiger Schwerpunkt. Sie vollzieht sich in zwei Richtungen: Einmal unter dem Aspekt der Aus- und Weiterbildung des Sportlehrers, Übungsleiters und Funktionärs im Freizeit- und Erholungssport und zum anderen durch Wissensvermittlung über die Notwendigkeit, über die Art und den Umfang der körperlich aktiven Erholung im System der Gesunderhaltung und der Persönlichkeitsentwicklung in den Bildungseinrichtungen der Erwachsenenqualifizierung, insbesondere für Leitungskader.

Da die Zahl der Sportlehrerkader für den Freizeit- und Erholungssport vor allem im FDGB, der FDJ und dem DFD in den nächsten Jahren zunehmen wird und diese Organisationen nicht über die Fachkader für deren Qualifizierung verfügen, ist durch die Vorstände und Leitungen des DTSB die Aus- und Weiterbildung der Übungsleiter und Sportorganisatoren zu sichern, wie das in der EntschlieÙung des IV. Turn- und Sporttages des DTSB fixiert ist.

Die ehrenamtlichen Kader werden zumeist in Wochenendlehrgängen auf der Grundlage einheitlicher Lehrprogramme und methodischer Ausbildungsmaterialien qualifiziert.

Im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung vor allem von Leitungskadern in Wirtschaft, Politik und Kultur geht es darum, daß geeignete Themen in die Lehrpläne dieser Bildungseinrichtungen aufgenommen werden. Dabei erstreben wir Bildungsinhalte von hohem Überzeugungswert, der die Leiter befähigt, selbst im erforderlichen Maße Sport zu treiben und als Beispiel voranzugehen. Im Sozialismus ist die Gesellschaft unmittelbar an der allseitigen Entwicklung eines jeden Bürgers interessiert. Die Sorge um die Gesundheit, um die harmonische geistige und moralische sowie körperliche Entwicklung jedes einzelnen Bürgers wird zur Sache des ganzen Volkes.

Die Pflege der Volksgesundheit ist von größter Bedeutung für das persönliche Wohl und die Lebenserwartung der Bürger. Die Gesundheit ist die Quelle schöpferischer Aktivität, der Leistungsfähigkeit und der Lebensfreude. Aber erst der Sozialismus schuf die gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür, daß das persönliche Interesse der Bürger mit den humanistischen Zielen der Gesellschaft übereinstimmen kann. Immer mehr Bürger verstehen sehr gut den Zusammenhang von Volksgesundheit, schöpferischer Aktivität, Leistungsfähigkeit und optimistischem Lebensgefühl.

Dabei geht es uns in besonderem Maße um die sinnvolle Verwendung des ge-

wachsenen Anteils an freier Zeit. Diese gewinnt für uns in ihrer unlösbaren Einheit von Arbeitszeit und Freizeit eine neue gesellschaftliche Bedeutung. In vollem Umfang trifft die Vorhersage von Karl Marx zu, daß die Freizeit eine unerläßliche Bedingung für die Entwicklung der Persönlichkeit und all ihrer Lebenskräfte ist.

Es geht nicht darum, die Freizeit irgendwie zu nutzen, sondern vielmehr darum, den Inhalt der Freizeit aus der Sicht einer vielseitigen Bildung und Entwicklung der Persönlichkeit zu gestalten. Körperkultur und Sport erfüllen in der sozialistischen Gesellschaft diese Vorstellungen in hohem Maße. Es entspricht demnach dem Auftrag unserer Verfassung, wenn wir die dem Sozialismus eigene Körperkultur des Volkes als Bestandteil unserer Nationalkultur, des Bildungssystems und der Arbeits- und Lebensbedingungen unserer Werktätigen immer umfassender ausprägen.

Das Wohl des Menschen steht im Mittelpunkt der Politik von Partei und Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. Darum — so betont Erich Honecker auf dem VIII. Parteitag der sozialistischen Einheitspartei Deutschlands — „werden wir auch künftig Leistungssport und Breitensport, der sportlichen Betätigung der Kinder und Jugendlichen die gleiche hohe Aufmerksamkeit schenken“.

Oskar Neumann Deutsche Selbstdarstellung

Als Oberbürgermeister Vogel die Bewerbung Münchens um die Olympischen Spiele 1972 dem IOC in Rom vortrug, zitierte er Pierre de Coubertin: „Es bedarf neben der vollkommenen Organisation noch eines anderen: Anwesenheit der führenden Geister, Zusammenwirken der Musen . . .“; und er versprach eine geistige und kulturelle Atmosphäre, die „sich mit dem sportlichen Programm zu einer Einheit verbinden“ sollte.

So ist es nachzulesen auf Seite 178 eines Werks, das sich „Olympisches Lesebuch“ nennt, allen Schülern der Bundesrepublik zur geistigen Einstimmung auf die Spiele dienen will, und das mit folgendem Anspruch: „Das Buch ist für alle Altersklassen von 12 Jahren an gedacht und keineswegs auf den Deutschunterricht beschränkt. Auch in Geschichte, Gemeinschaftskunde, Biologie, Französisch, Englisch, Religion läßt sich mit diesem Lesebuch so manche aktuelle, lebendige Stunde gestalten. Jede Schule sollte mindestens einen Klassensatz zur Verfügung haben.“

Kein Zweifel, das muß ein wichtiges Stück der versprochenen Einheit von Sport, Geist und Kultur sein, so eine Art „Olympisches Prinzip zur Durchdringung des Gesamtunterrichts“. Nur schade, daß der Platz laut Beschluß der Kultusministerkonferenz schon vom „Ostkundlichen Prinzip“ belegt ist. Um es gleich zu sagen: Man sollte da keinen Gegensatz suchen. Dieses „Olympische Lesebuch“ ist ein anti-olympischer Skandal, nahtlos einzuordnen in die herkömmliche ostkundliche Verdummung und Verhetzung und damit, was die Perversion der Idee Coubertins angeht, durchaus mit dem Mißbrauch der Spiele von 1936 zu vergleichen.

Der „Welterfolg“ von 1936

Um zunächst bei diesem Datum und in der Nähe Münchens zu bleiben — wie war das eigentlich mit den Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen? Wieviele Nazigegner wurden gerade um diese Zeit nach Dachau eingeliefert, wieviele im KZ ermordet? Was schrieb der „Völkische Beobachter“, was stand im „Stürmer“ und wie formulierte damals Herr Globke seinen Kommentar zu den Nürnberger Rassegesetzen? Das „Olympische Lesebuch“ für 1972 weiß von alledem nichts. Es weiß und es lehrt seine Leser folgendes:

„Die Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen waren ein voller Erfolg. Es waren die bisher bei weitem teuersten Winterspiele, sie hatten mit 500 000 Zuschauern mehr Besucher als alle vorhergegangenen Winterspiele zusammen, die Wettkämpfe waren mustergültig organisiert und obendrein vom

Wetter begünstigt. So dienten diese Winterspiele zugleich als eine wirkungsvolle Werbung für die Sommerspiele“ (Seite 142). Das ist buchstäblich der Text, ich habe nichts hinzugefügt und nichts weggelassen.

Demnach ist am Ergebnis der Sommerspiele in Berlin schon kaum noch ein Zweifel möglich. Und in der Tat: „Die Spiele wurden ein Welterfolg . . .“ Gründe dafür: „Die organisatorische Leistung“, „die kulturellen Veranstaltungen“, „der erstmals durchgeführte Fackellauf, der nach einer Idee von Carl Diem von Olympia nach Berlin führte“, „zum erstenmal stand eine Fernsehkamera im Olympiastadion“, „ein zwei Abende füllender Film wurde über die Spiele gedreht“, „die Wettkämpfe wurden vom Rundfunk in 41 Länder der Erde übertragen“, „die deutschen Sportler erzielten Erfolge wie nie zuvor und nie mehr seitdem“.

Wer da meint, diese Auswahl aus Seite 141 sei böswillig, lese die dem „Olympischen Lesebuch“ im „Lehrer-Beiheft“ angefügten „Anregungen für Schwerpunktbildung“. Da heißt es zum Kapitel XI (1936 — 1939): „1. Hitler nur Gast, nicht Veranstalter der Spiele! 2. Stadionplan für 300 000 Menschen. 3. Fackellauf Athen—Berlin. 4. Erste Fernsehaufzeichnungen, erster Olympiafilm“. Wer Punkt 2 nicht ganz verstehen sollte: „Hitler wollte ein Stadion für 350 000 Zuschauer und war enttäuscht, daß der Architekt Werner March nur 100 000 Zuschauer vorsah. Dennoch wurden alle baulichen und organisatorischen Maßnahmen von seiten der Regierung großzügig unterstützt“ (Seite 141).

Damit ist wohl der letzte Zweifel beseitigt, die Rolle des Gastes Hitler und seiner Regierung beschränkte sich darauf, großzügig zu sein. Und so stellten sie eben auch für den Olympiafilm das Beste zur Verfügung, was sie hatten, die Parteitagfilmerin der NSDAP Leni Riefenstahl. Der Welterfolg war über jeden Zweifel erhaben, und als im nächtlichen Olympiastadion Ludwig van Beethovens IX. Symphonie mit dem Schlußchor „Seid umschlungen, Millionen“ erklang, erreichte die Begeisterung in Deutschland und weit darüber hinaus ihren Höhepunkt.

Das hätte sich auch in den kommenden Jahren eigentlich gar nicht zu ändern brauchen, im Gegenteil. Einige „deutsche Zugriffe“ (Seite 142) — auf Polen, Dänemark und Norwegen, Luxemburg, Belgien und Holland, dann im „Blitzfeldzug“ gegen Frankreich samt der Niederlage der englischen Expeditionsarmee bei Dünkirchen — werden von den Historikern des „Olympischen Lesebuches“ noch heute als „Erfolge“ gewertet, durch die „der Friede in greifbare Nähe gerückt schien“ (Seite 142). Hätten uns bloß die 42 am Ende gegen Hitler-Deutschland verbündeten Staaten nicht am weiteren Ausbau des Großdeutschen Reiches gehindert, denen hätten wir spätestens 1972 in der „Hauptstadt der Bewegung“ Spiele hingelegt . . .

Daß es gegen das Dritte Reich einen Widerstand deutscher Arbeiter, nicht zuletzt aus den Reihen der Arbeitersportler, gab — kein Gedanke. Von den mit oder ohne Gerichtsurteil Ermordeten kein Wort: Nicht von dem sechsmaligen deut-

schen Meister und Olympiakämpfer im Ringen Werner Seelenbinder und von dem Radweltmeister Albert Richter, nicht von dem Langstreckenläufer Walter Böhne, dem Fußballer Heinz Steyer oder dem Alpinisten Kurt Schlosser, nicht von den Funktionären der „Kampfgemeinschaft für rote Sporteinheit“ Ernst Grube und Hermann Tops, von der Hockeyspielerin Käthe Tucholla oder den Wassersportlern Rudolf Seiffert und Kurt Biedermann, von keinem ein Wort. Sie müssen wohl selber schuld daran gewesen sein, daß sie sich außerhalb der „Volksgemeinschaft“ stellten, die doch gerade 1936 ihre Toleranz gegen Andersdenkende und Andersfarbige so großzügig bewiesen hatte. Zwar litten 1936 einige Sportler der USA „unter einem kleinen Negerkomplex“, aber was ein rechter Nazifanatiker war, der fand die Siege des Farbigen Jesse Owens ganz in Ordnung. Und er findet auch heute noch im „Olympischen Lesebuch“ dafür einleuchtende Gründe: Es geht dabei um „Natürlichkeit und Unbeschwertheit, die der Negerrasse im Gebiet der Leistungen von relativ kurzer Dauer besonders eigen sind“. Und dazu noch um „Elementarkraft“ (Seite 224). Klar, bei Intelligenz, Ausdauer, Technik, Konzentration, ob im Sport oder sonstwo, ist der weiße Mann vorne weg, und besonders am deutschen Wesen genest die Welt, auch die der Olympischen Spiele. Noch allemal.

Die miesen Spiele der anderen

Es ist schon ein Mordsglück, daß nicht die andern, sondern wir die Spiele 1972 organisieren. Schließlich hat es, abgesehen von 1936, in diesem Jahrhundert noch nirgends so richtig geklappt. Paris zum Beispiel, die Olympiastadt von 1900, strahlte zwar damals „einen gesellschaftlichen Glanz aus, wie kaum eine andere Stadt der Erde“, war aber im übrigen eine einzige Sauerei: „Es gab kein Olympiastadion, die Sportstätten befanden sich meist in schlechtem, die Unterkünfte der Sportler teils in skandalösem Zustand... Einen wahren Sturm der Entrüstung entfesselten die sportlichen Ehrenpreise, die man in Paris vergab. Es wurden Spazierstöcke, Portemonnaies, Schreibmappen, Busennadeln usw. von billigster Qualität überreicht, Preise, die auch nicht entfernt den Wert hatten, der in den Wettkampfausschreibungen angegeben war“ (Seite 108). Die wären vielleicht aufgelaufen mit so einer Nadel bei der Rosendahl.

1904 begann das olympische Debakel mit dem Streit zwischen Chicago und St. Louis. Dort gab es dann „praktisch amerikanische Meisterschaften mit mäßiger ausländischer Beteiligung... Die europäischen Teilnehmer waren enttäuscht von den Massenquartieren, in denen sie untergebracht wurden, und auch von den Sportgelegenheiten, die sich bis auf die Laufbahn in mäßigem Zustand befanden. Das Publikumsinteresse war überraschend gering“ (Seite 112).

Vier Jahre später in London war von vornherein „die Lage ziemlich hoffnungslos“. London trat als Lückenbüßer für Rom ein. Zwar waren die Anlagen sportlich zweckmäßig, aber „schmucklos und nüchtern“ (Seite 115). Ideal, so findet das „Olympische Lesebuch“, war die Lösung in London jedenfalls nicht, und

am Ende standen wieder „eine Reihe unerfreulicher Zwischenfälle“ und schließlich gar diplomatische Proteste infolge der hektischen Rivalität zwischen Amerikanern und Engländern (Seite 116).

1912 fanden die Spiele in Stockholm statt, wobei „es erstmals diplomatische Verwicklungen wegen einiger Flaggenfragen gab. Die kaiserlichen Kanzleien in Wien und Petersburg protestierten dagegen, daß Ungarn, Böhmen und Finnland mit eigenen Mannschaften auftreten wollten. Coubertin argumentierte, daß es für olympische Organisatoren eine ‚sportliche Geographie‘ gebe und ahnte nicht, wie aktuell eine solche Interpretation noch ein halbes Jahrhundert später sein sollte“ (Seite 119). Der Ahnungslose setzte sich durch und unterminierte so die Bonner Hallsteindoktrin. Im übrigen aber war Stockholm so übel nicht. „Nur von Berlin konnte man erwarten, daß es die Olympischen Spiele von Stockholm erreichen, wenn nicht übertreffen würde“ (Seite 121).

1916 war nun allerdings Krieg, das Übertreffen mußte — siehe oben — um zwei Jahrzehnte verschoben werden. So waren die Spiele von 1920 in Antwerpen von vornherein wieder ein faules Ding. Deutschland erhielt keine Einladung, und von Belgien war zu befürchten, daß es „der organisatorischen Aufgabe nicht gewachsen sein könnte. Antwerpen war stark zerstört, das Land verarmt“ (Seite 125). Wie die Belgier das wohl fertig bekamen, ihre Hauptstadt zerstören, ihr Land verarmen zu lassen? Kein Wunder, daß bei der Mißwirtschaft die Spiele „später hart kritisiert wurden“ und daß sie kein Publikumserfolg werden konnten, „weil man die Eintrittspreise zu hoch angesetzt hatte“ (Seite 125).

Paris 1924. Selbst das „Olympische Lesebuch“ findet, die Spiele verdienten, „ein Weltereignis genannt zu werden“ und das, obwohl „Paris mitteilte, man könne nicht für die Sicherheit der deutschen Sportler garantieren“ (Seite 129). Wie überhaupt die französische Regierung, abgesehen von ihren finanziellen Leistungen, wenig Verständnis bewies; sie „unterschätzte die Möglichkeit, den organisatorischen Erfolg dieser Spiele propagandistisch zu nutzen“ (Seite 128). So blieb wenig von ihnen übrig außer der Erinnerung an Nurmi: „Er war ein Mensch, der sich nicht mehr mit dem Menschen, sondern mit etwas Abstraktem, mit der Zeit an sich, auseinandersetzte“ (Seite 129). Vielleicht hatte er vor seinen vier Goldmedaillen-Läufen eben noch jenen Karlfried Graf Dürckheim nachgelesen, den das „Lesebuch“ auf Seite 207 zitiert: „Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß als realistisch nur der gilt, der das Häßliche, das Gemeine, das Niedrige als menschlich zu entschuldigen und ohne Befremden oder Betrübniß zu sehen, auszusprechen und zuzulassen vermag, während der für wirklichkeitsfremd gilt, der durch alle Deformationen der Welt hindurch noch die ans Licht drängende überweltliche Lebensform sieht und ihre Verwirklichung als ein gültiges und mögliches Ziel menschlichen Werdens hinstellt.“ (Was ich allerdings auch mehr für die Religion als für den Deutschunterricht empfehlen möchte.)

Schließen wir die Liste ab. 1928, Amsterdam, war wieder ein „Skandal“, und zwar wegen des Fotografiervverbots, gefolgt von „peinlichen Polizeimaßnahmen“

(Seite 132). Die ersten Olympischen Spiele nach dem Zweiten Weltkrieg litten darunter, daß man in London 1948 „die Kriegsschäden nicht übersehen konnte, und die Bevölkerung der Stadt gegenüber dem sportlichen Ereignis noch eine reservierte Haltung zeigte“ (Seite 147). „Den Spielen fehlte es an Glanz“, und obendrein hatte der Alliierte Kontrollrat für Deutschland 1945 „die Sportorganisationen verboten“, offenbar in völliger Unkenntnis der Tatsache, daß sie sich doch gegenüber der Nazidiktatur immer „eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren“ gewußt hatten (Seite 141).

Die Spiele in Helsinki 1952 standen unter dem bösen Vorzeichen, daß „der Sport von nun an — nach den sportlichen Erfolgen der Sowjetunion, d. V. — bewußt und konsequent als Instrument politischen Prestigegewinns eingesetzt wurde. Dem atomaren Wettrüsten entsprach ein sportliches Wettrüsten, dem die USA zuerst nur zögernd folgten“ (Seite 150). Dennoch erreichte vier Jahre später in Melbourne „der sportliche Prestigekampf USA — UdSSR seinen Höhepunkt“, allerdings mit dem erstaunlichen Resultat: „Sportliche Erfolge konnten nicht geplant werden“ (Seite 155). Rom war dann endlich wieder einmal „ein prachtvoller Rahmen“, „nicht einmal das befürchtete Verkehrschaos trat ein“, und wir waren wieder, wenn auch unter der schwarz-rot-goldenen „Kompromißfahne“ mit den olympischen Ringen, „gesamtdeutsch“. Natürlich hätten wir „noch bessere Ergebnisse erzielen können, wenn die kräfteraubenden vorolympischen Ost-West-Ausscheidungen bei manchen Athleten nicht zuviel Substanz gekostet hätten“ (Seite 159).

Tokio, erlebnisreich durch „seine Vielschichtigkeit“, veranstaltete zum ersten Mal Olympische Spiele in Asien: „Die Jugend der Welt begegnete sich hier nicht allein in einem exotischen Land, sie sah auch die Begegnung zweier Welten. Man erfuhr das faszinierende Nebeneinander und vitale Durchdringen der sogenannten westlichen Zivilisation und des technischen Zeitalters mit der Tradition einer uralten, feinsinnigen Kultur“ (Seite 162). Außer dem letzten Auftreten einer gesamtdeutschen Olympia-Mannschaft ist von Tokio noch „eine Art psychologischer Regeneration des japanischen Volkes“ zu verzeichnen, „das nach über 2000-jähriger Geschichte erstmals den Schock einer vernichtenden militärischen Niederlage erlitten hatte“ (Seite 163). Wie wird da erst nach weit mehr Niederlagen in weit kürzerer Geschichte München auf das deutsche Gemüt wirken.

Die Spiele in Mexiko-City behandeln wir gnädig: „Man traute den Mexikanern organisatorisch nicht viel zu. Doch die Veranstalter lösten ihre Aufgabe weit besser als erwartet. Schwierigkeiten bereiteten allerdings die weit auseinanderliegenden Schauplätze der Wettbewerbe und die unzureichenden Verkehrsbedingungen“ (Seite 167). Ja, und dann gab es da „noch Demonstrationen der amerikanischen Black-Power-Bewegung bei den Siegerehrungen in der Leichtathletik“ (Seite 166). Das nächste Kapitel beginnt bereits mit Anton Fingerle „Ein Brief über München“. Er läßt hinter Baugruben und Verkehrsbehinderungen das Werden unserer Stadt aufscheinen und möchte dadurch zum Verständnis ihres We-

sens beitragen. Und auch die „Weltstadt mit Herz“ bleibt einem nicht erspart.

Kalter Krieg von vorn bis hinten

Da bisher fast ausschließlich Texte über die Olympischen Spiele und deren Veranstalter zitiert wurden, könnte vermutet werden, die zeitgeschichtlichen Abschnitte mit ihren politischen und wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Mitteilungen seien besser. Richtig ist und zu beweisen war: *Selbst* die Kapitel über die Spiele strotzen von dem Ungeist des Chauvinismus und der imperialistischen Geschichtsfälschung, der die historischen Darstellungen dieses „Lesebuchs“ von vorn bis hinten nicht nur durchzieht, sondern bestimmt.

„Blutig“ beginnt das 20. Jahrhundert nicht etwa mit der imperialistischen Intervention in China, sondern durch den „antieuropäischen Aufstand der Boxer“ (Seite 105). „Ausschreitungen“ gab es nicht auf seiten der reaktionären Unterdrücker der Frauen, sondern infolge der „drastischen Mittel“, mit denen diese um ihre Emanzipation kämpften. Übrigens nicht in Deutschland; da zielten sie mehr „auf Einfluß im kulturellen Bereich“, und bekamen auch prompt am Wannsee „das erste Familienbad“ (Seite 114). Deutschland geriet um diese Zeit international in die Isolierung (und anschließend wohl auch in den 1. Weltkrieg), aber keinesfalls wegen der Politik der All- und Großdeutschen, sondern „da auf die Bündnistreue Italiens kein Verlaß war“ (Seite 113). Wie überhaupt die Kriege nichts zu tun haben mit imperialistischer Aggressivität und Rivalität; sie entstehen vielmehr — wie zum Beispiel im Fall der Türkei — infolge der „Schwäche“ des Überfallenen (Seite 116).

Zwischendurch ein Stück Kulturgeschichte, 1924—1927: „Von dem Österreicher Franz Kafka, der im selben Jahr in Prag starb, wurde die Erzählung ‚Ein Hungerkünstler‘ vorgelegt. Thomas Mann veröffentlichte den ‚Zauberberg‘ ... Koschka begann mit seinen Städtebildern, Picasso malte abstrakt ... Corinth malte seine Waldenseebilder, Beckmann und Chagall vertraten, abseits der vorherrschenden zeitgenössischen Kunstrichtungen, ihren ganz persönlichen Stil ... Hollywood übernahm die Führung in der Filmproduktion. In Berlin wurden die erste Funkausstellung, die erste Automobilausstellung und der Flugplatz Tempelhof eröffnet“ (Seite 127/128).

Schade, daß in dieser erfolgreichsten Phase der Weimarer Republik das „proletarisierte Bürgertum“ (was tat eigentlich das nichtproletarisierte?) bereits den Keim für den Untergang legte. Er mußte aufgehen, nachdem die „Börsenverluste“ des Schwarzen Freitags in New York die Weltwirtschaftskrise ausgelöst hatten (Seite 130) und mit der „Eisernen Front“ auch noch seitens der SPD und der Gewerkschaften eine „Bürgerkriegsformation“ gebildet wurde, absolut auf die gleiche Stufe zu stellen mit SA, SS und den anderen Terrorbanden der „Harzburger Front“ (Seite 134). Verzeihung, die heißen ja „nationale Kampfverbände“, und nur mit ihrer Hilfe war überhaupt die politische Einheit Deutschlands zu bewahren gewesen (Seite 126). So gehörten denn auch Hinden-

burg und Papen nicht etwa zu dem Kreis der Herrschenden, der Hitler an die Macht schob; sie glaubten eben, ihn so besser an die Kandare zu legen (Seite 138). Wie es nach der Panne „deutscher Zugriffe“ weitergeht? Ununterbrochen und ausschließlich mit allen Klischees des Kalten Kriegs, der Verteufelung des Sozialismus, der Hetze gegen die Sowjetunion und die „SBZ“. Natürlich geschah die Vereinigung von SPD und KPD unter „sowjetischem Druck“ (Seite 144), waren die revolutionären Ereignisse des Jahres 1948 in der Tschechoslowakei „ein Staatsstreich“ (Seite 145), verlief die Geschichte der deutschen Spaltung so simpel nach Westschema, wie in Adenauers Memoiren (Seite 145). Daß allerdings Heinemann, der in den Remilitarisierungsplänen die Versteinerung der deutschen Spaltung und die Gefahr neuer militärischer Abenteuer erkannte, aus dem Adenauer-Kabinetts ausgeschieden sein soll, weil er „mit der Wiedervereinigungspolitik der BRD nicht einverstanden“ war, ist eine selbst für hiesige Geschichtsklitterer beachtliche Rekordleistung.

So geht das unentwegt weiter. Während andere künstlerische Schaffensmethoden aus der Arbeit von Schriftstellern oder Malern hervorgehen, ist der sozialistische Realismus „staatlich befohlen“ (Seite 154). Drei Seiten später ist es nicht etwa so, daß der Spionageflug der U 2 die Sowjetunion brüskierte, vielmehr brüskierte die Sowjetunion den Präsidenten der USA. 1956 drohte nicht etwa ein imperialistischer Überfall auf Ägypten; gedroht hat nur die Sowjetunion — nämlich mit militärischer Hilfe für den Überfallenen. In Vietnam entstand ein „Chaos“, keinesfalls durch den Vernichtungskrieg der USA gegen das vietnamesische Volk, sondern weil die Vietkong eine Offensive entfesselten (Seite 169). Und die Ereignisse in der CSSR entwickelten sich 1968 vor allem darum so kritisch, weil „Ost-Berlin“ gegen „die Gewährung demokratischer Freiheiten“ in Prag war (Seite 164). Was blieb der Caslavská da in Mexiko anders übrig, als daß sie am Stufenbarren und am Schwebebalken nicht um Medaillen, sondern „um die Freiheit kämpfte“ (Seite 237/38, 244/45)?

Diese Erkenntnisse entstammen nun nicht mehr den historischen Abschnitten des „Olympischen Lesebuchs“, sondern dem Teil „Olympische Anekdoten“. Dahinter folgt noch „Sport in der Literatur“, u. a. immerhin mit Siegfried Lenz, Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Joachim Ringelnatz, Günter Herburger und weiteren Autoren, die es nicht verdient haben in so miserabler Umgebung verbraten zu werden. „Prominente Schriftsteller wurden für die Propagierung einer chauvinistischen Sportideologie mißbraucht“, schreibt Rudolf Schwing in der Nürnberger Ausgabe der „Abendzeitung“ vom 9. Juni 1971.

Dem ist nichts hinzuzufügen, außer noch einer guten Nachricht aus Nürnberg. Das Schulamt der Stadt hat entschieden: Nürnbergs Schüler werden sich mit dem Olympia-Lesebuch, produziert vom Schroedel-Verlag in Hannover und herausgegeben als „Akt deutscher Selbstdarstellung“ von der „Deutschen Olympischen Gesellschaft“, nicht zu beschäftigen haben. Das ist das einzige Beispiel, das in dieser Sache Schule machen sollte.

Kunst im Dschungel von IOC, NOK, DOZ, OBG

Über das kulturelle Management in Firma „Olympia 72“ sprach die Redaktion *kürbiskern* mit dem Vorsitzenden des Münchner Arbeitskreises für Demokratisierung der Kultur, Rudi Winkler.

In einigen Randgebieten ist das Milliardenunternehmen Olympia 72 recht publikationsfreundlich. Man weiß, Herr Brundage wird im Hotel „Vierjahreszeiten“ residieren und im Maximilianeum werden das Internationale und das Nationale Olympische Komitee tagen; das Fernsehzentrum DOZ wird über mehr als 3000 Bild-, Ton- und Betriebsleitungen verfügen und der „Generalstab für das Fernmeldewesen“ wird seine vierzehn Köpfe anstrengen, um dafür reichlich 500 Millionen Mark unter die Leute von Siemens und AEG-Telefunken zu bringen. Die Bezeichnung „Generalstab“ ist dafür übertrieben, es kann sich bestenfalls um ein Management der zweiten Linie handeln, deutlich eine Etage unter der Topgruppe Daume-Kunze-Reichart. An diesem Dreigespann muß irgendwie und irgendwo — davon dringt allerdings bisher kaum etwas in die Öffentlichkeit — auch das Führungsteam hängen, das für die künstlerischen Veranstaltungen und Umrahmungen der Spiele zuständig ist, offenbar mit recht erheblichen Sonderetats, so zum Beispiel allein sechs Millionen Mark für die geplante Kunstspielstraße; noch von ganz anderer Dimension sind natürlich die Beträge für künstlerische Gestaltung der Bauten und Anlagen.

Nun meint „Die Zeit“ vom 23. Juli 1971, dort herrsche, und zwar erfolgreich, das Bestreben, „eine imposante Diskussionsmaschine in Gang zu setzen“, zusammengesaltet aus „allen, aber auch wirklich allen bewegenden Kräften des geistigen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sportlichen Lebens“; die Teilnehmerliste lese sich „von Ahlers bis Zuckermayer wie ein unerhört exklusives Who's who“. Entspricht das den Erfahrungen, die Sie, Kollege Winkler, als Vorsitzender des Arbeitskreises für Demokratisierung der Kultur gemacht haben?

„Unerhört exklusiv“ stimmt sicher insofern, als die Mitglieder des Kunstausschusses des Organisationskomitees für die Spiele der XX. Olympiade München 1972 — so lautet die offizielle Anrede — völlig unter Ausschuß der Öffentlichkeit berufen worden sind. Was ihre dortige Funktion angeht, so hat noch niemand bisher je von einer Plenarberatung dieser Gruppe gehört; sie wird wohl auch niemals zustande kommen. Offenbar ist sie zum einen — das gilt speziell für die Auswahl der Künstler — rein dekorativ, ausschließlich nach dem Gesichtspunkt der, mindestens aus der Sicht des Herrn Willi Daume, „weltweiten

Namen“. Zum andern ist sie unter dem Aspekt der Vertretung herrschender und regierender gesellschaftlicher Schichten durchaus repräsentativ. Wie anders käme sonst der Direktor des Siemens-Konzerns *Siegfried Janzen* hier zu seiner Kunstfunktion? Und welche künstlerische Urteilsfähigkeit oder auch welches Vertretungsrecht künstlerischer Gruppen prädestiniert den Pressesprecher der Bundesregierung *Conrad Ahlers* nun gerade zur Mitgliedschaft im Kunstausschuß? Andererseits, und davon ist unsere Initiative als Arbeitskreis für Demokratisierung der Kultur ausgegangen: Die wirklich bewegenden Kräfte, die Künstler, ihre Verbände, ihre Organisationen wurden ganz einfach übergangen.

Sie haben sich in dieser Angelegenheit im September 1970 bereits mit gleichlautenden Schreiben an den Kunstausschuß des Organisationskomitees, an den Kulturpolitischen Ausschuß des Bayerischen Landtags und an das Kulturreferat der Stadt München unter anderem mit folgenden Fragen gewendet:

„Welche demokratischen Grundsätze waren bei der Bildung des Kunstausschusses des Olympischen Komitees maßgebend? Auf welche Weise wurde die Beteiligung und Mitarbeit einer breiteren Öffentlichkeit in Betracht gezogen? Welchen Einfluß haben die maßgebenden Institutionen im Sinne einer dem mündigen Bürger gerechtfertigten Beteiligung ausgeübt? Wer sind die Mitglieder des Kunstausschusses? Nach welchen Gesichtspunkten erfolgt die Vergabe von Aufträgen künstlerischer Art für das olympische Gelände und für den Ablauf der olympischen Spiele? Welche Wettbewerbe, außer den rein sportlichen, sind geplant?“

Wie haben die angeschriebenen Stellen darauf reagiert?

Der Landtag zog sich ganz einfach aus der Affäre, indem er sich als Parlament ausschaltete und mit Antwort vom 14. 10. 1970 die Zuständigkeit des Staatsministers für Unterricht und Kultus behauptete. Das Bayerische Staatsministerium schloß sich diesem Verfahren mit Brief vom 9. 11. 1970 insoweit an, als es gleichfalls seine Unzuständigkeit erklärte und die Weiterleitung des Schreibens an das Organisationskomitee der Spiele und an die Olympische Baugesellschaft (OBG) mit großem Dienstsiegel und Unterschrift bestätigte.

Ähnlich liegt die Antwort, die uns *Der Vorsitzende des Kunstausschusses beim Organisationskomitee für die Spiele der XX. Olympiade München 1972, Dr. Herbert Hohenemser*, zukommen ließ. Er weist auf eine „grundsätzliche Vereinbarung“ hin, der zufolge Herr Daume unsere Fragen beantworten würde; immerhin mit dem einen informatorischen Zusatz, der Präsident habe „im Einvernehmen mit dem Vorstand des Olympischen Komitees den Kunstausschuß gebildet“. Soviel wissen wir also nun seit dem 3. 11. 1970.

Präsident Daume ließ am 16. 12. 1970 von sich hören. Eine einzige von allen unseren Fragen wurde dabei geklärt, die nach der Zusammensetzung des Kunstausschusses, und zwar mit der schon genannten 22-Mann-Liste — es ist wirklich keine Frau dabei — von *Ahlers* über *Janzen* bis *Zuckmayer*, wovon Herr Daume allerdings in seinem Schreiben nur *Günter Grass*, *Herbert von Karajan*, *Erich Kästner* und *Carl Zuckmayer* als Träger „einer gewissen Autorität auch dem

IOC gegenüber“ für nennenswert hält. Dabei stehen da doch durchaus noch einige andere interessante Namen — etwa der schon seit Hundhammers Zeiten mit allen reaktionären Entscheidungen verbundene Münchner Ministerialbürokrat *Walter Keim*, der sogar den stellvertretenden Vorsitz im Kunstausschuß innehat; dann der Westberliner Hofkritiker aus dem Haus Axel Cäsar Springer, *Friedrich Luft*, nicht zu vergessen auch der inzwischen dank CSU-Patronage avancierte Fernsehboß *Helmut Oeller*, den Lesern des *kürbiskern* 3/71 bestens bekannt.

Im wesentlichen verschanzt sich Herr Daume hinter den Satzungen des IOC, wonach „allein das Organisationskomitee über alle Fragen zu entscheiden hat“, es dürfte demnach „nur Ausschüsse einsetzen, die beratende Stimme haben, nicht aber Entscheidungen treffen können“. Das geht völlig vorbei an der Frage: Wie kam dieser beratende Ausschuß in Sachen Kunst zustande? Er sei, sagt sein Vorsitzender Hohenemser, vom Präsidenten im Einvernehmen mit dem Vorstand des Organisationskomitees, also nicht einmal von diesem alles entscheidenden Organ selbst, „gebildet“ worden. Herr Daume formuliert vorsichtiger: Danach hat der „Vorstand des Organisationskomitees die Nominierten in den Kunstausschuß berufen“, und zwar nach einer Vorschlagsliste, die der Bund, das Land Bayern und die Stadt München in ihrer Eigenschaft als Kostenträger für die Spiele zusammengestellt hatten. So also kommen „weltweite Namen“ zusammen!

Was bleibt, ist die bestätigte und unzweifelhafte Tatsache: Es wurden schon bei den Vorschlägen und dann auch bei den Berufungen weder die Gewerkschaften, noch irgendwelche Kulturorganisationen oder Künstlerverbände gefragt, es gehört keiner ihrer Vertreter dem Ausschuß an, und es gibt für die Kunstausschußmitglieder keine demokratische Legitimation. Dafür findet sich nun aber nicht der geringste Grund in den von Herrn Daume bemühten Satzungen des IOC. Diese Satzungen decken auch in keiner Weise die Gepflogenheiten, die bisher bei der Auftragsvergabe herrschen und in denen als Motto wiederum nur eines erkennbar ist: *Unter Ausschluß der Öffentlichkeit*.

Nehmen wir aus diesem Komplex bloß das sechs Millionen-Projekt „Spielstraße“. Wir sind geradezu stolz auf unsere detektivischen Fähigkeiten, die uns neuerdings eine Information eingebracht haben, der Verantwortliche dieses Bereichs sei der Essener Maler *Rubnau*. Wer ist mit ihm im Geschäft, welcher Art Ideologie soll da in Aktion gesetzt werden? Vielleicht ein wenig olympische Rattenfängerei im Stil der Schwabinger urbs rosa? Wir sind deswegen an diesem Punkt so skeptisch, weil ursprünglich von einer „offenen Spielstraße“ die Rede war, gegen die es dann feuerpolizeiliche und andere ordnungsamtliche Bedenken gegeben haben soll. Werden die Kunstspiele inzwischen im Sinn der amtlichen Anpassungsstrategie geordnet? So viele Probleme, so viele Informationslücken. Und die werden auch keineswegs dadurch geschlossen, daß inzwischen Kulturprogramme der verschiedensten olympischen und nichtolympischen Stellen, von der privaten Konzertagentur über die Stadt bis hin zur Staatlichen Verwaltung

der Schlösser, Gärten und Seen so ziemlich alles aus West und Ost offerieren — von der Folklore über die Klassik bis Op und Pop.

Kollege Winkler, Sie hatten ja noch eine zweite Frage gestellt, die auf die Auftragsvergabe für das olympische Gelände zielt, von der finanziellen Seite her ein offenbar recht gewichtiges Geschäft, wie schon nach der Affäre um das größte und mit Abstand teuerste Dach der Welt abzusehen ist.

Zu diesem Problem verweist Herr Daume seinerseits wieder auf einen nächsten Verantwortlichen, den „Bauherrn auf dem Oberwiesenfeld, die Olympia-Baugesellschaft“, an deren Spitze OBG-Hauptgeschäftsführer Carl Mertz steht, vormals Präsident der Bundesbaudirektion. Zur Arbeit im Bereich der künstlerischen Ausschmückung des Oberwiesenfeldes erfahren wir weiter, da gebe es zwei Verfahren, „einmal die Erteilung direkter Aufträge an Künstler, zum anderen Wettbewerbe“. Womit wieder alle wirklich interessierenden Fragen offenbleiben — etwa in welchem Verhältnis die direkten Aufträge zu Zahl und Umfang der Wettbewerbsverfahren stehen, oder wie sich die offenen Wettbewerbe zu den Einladungswettbewerben — so bei den Plakaten praktiziert — verhalten, oder welche Chancen nun ein Künstler wirklich hat, dem es ja — laut Herrn Daume — „freisteht, sich bei der OBG um Beteiligung zu bewerben“.

Dabei kommt übrigens noch eine neue Instanz zum Vorschein, von Herrn Daume schlicht als „die Kulturabteilung unseres Hauses“ benannt und angeblich bemüht, „zwischen den Bewerbern und der OBG zu vermitteln und die Bewerber zu unterstützen“. Der Satz verrät zwar nicht, wer da nun wieder am Drücker sitzt, ist aber insofern eine rühmliche Ausnahme im Text, als er wenigstens ein definiertes Subjekt enthält; im übrigen nämlich erfahren wir nur, es würden Künstler angeschrieben, es seien kleinere Wettbewerbe architektonischer Art vorgesehen, es sei im Bereich des Olympischen Dorfs ein Wettbewerb speziell für die Fußgängerzonen in Vorbereitung. Allerdings auch: es paßten nicht alle künstlerischen Maßnahmen in „dieses Gesamtkonzept“ einer „integrierten Kunst“.

Wo ist dieses Gesamtkonzept, wer hat integriert, wer verdient wie viel daran? Wiederum: so viele Fragen, so viele fehlende Antworten.

Um so informativer ist allerdings die Praxis. Was bei Herrn Daume zum Beispiel noch als freier Wettbewerb zur Gestaltung der Eingangszonen — U-Bahn, S-Bahn, Straßenbahn — erschien, lief in Wirklichkeit als Bearbeitungsangebot an dreißig Auserwählte. Dennoch befanden die Herren Carl Mertz und Günter Behnisch, der Chefarchitekt und Zeltdachschöpfer: „Keinem fiel etwas ein, was auch nur am Rande des olympischen Geschehens Anspruch auf Verwirklichung hätte“ (Münchner „Abendzeitung“, 24./25. 7. 71), im übrigen sei auch jetzt schon gar keine Zeit mehr zu weiterer Arbeit an den Ideen dieser dreißig Wettbewerbsteilnehmer. Warum auch — die olympischen Kunstgötter hatten längst andere Fäden geknüpft, ausschließlich in die USA, mit ausschließlichen Anspruch der „Berufenen“ auf Verwirklichung, und das nicht nur am Rande des olympi-

schen Geschehens. So werden wir das Glück haben, daß uns Walter de Maria durch den Schuttberg auf dem Oberwiesenfeld ein 120 Meter tiefes Loch bohrt, Verzeihung, er gestaltet eine „Säule nach unten“, die „Negativform eines Denkmals“; dort und anderwärts geborgene Klamotten wird Carl Andre zu einer „Baudokumentation“, natürlich „imaginär“, verbasteln; Dan Flavin wird sich irgendetwas mit Leuchtröhren einfallen lassen und Andy Warhol will uns „Son-niges“ auf die Hundert-Meter-Wand der Schwimmhalle zaubern. Was wir davon haben? Von all dem wissen wir nur: Der Steuerzahler darf das alles bezahlen. *Geben Sie sich damit zufrieden, Kollege Winkler? Müssen wir uns mit diesem Stand der Dinge jetzt, ein Jahr vor den Spielen, als nicht mehr zu ändernd wohl oder übel abfinden?*

Darauf spekulieren die Hintermänner und das Management des Unternehmens Olympia 72. Wir sind dazu nicht bereit. Darum haben wir schon in den ersten Schreiben, die jetzt ein Jahr alt sind, keinen Zweifel an unserer Absicht gelassen, uns in Publikationen und Veranstaltungen an die Öffentlichkeit zu wenden; so begrüßen wir es auch, daß uns die Redaktion *kürbiskern* die Möglichkeit dieses Gesprächs und damit der Information ihrer Leser gibt.

Sicher ist die Lage inzwischen nicht günstiger geworden, Zeit ging verloren, und weitere vollendete Tatsachen gegen das demokratische Interesse der Öffentlichkeit, speziell der Künstler und ihrer Verbände wurden geschaffen. Aber auch wir sind nicht untätig geblieben. Der Arbeitskreis für Demokratisierung der Kultur in München hat im Einvernehmen mit den hiesigen Künstlerverbänden die gemeinsamen Forderungen präzisiert und die Verantwortlichen erneut darauf hingewiesen, daß die gesamten Spiele und gerade der künstlerische Teil der Veranstaltungen nur zu leisten sind unter breiter öffentlicher Anteilnahme an den Vorbereitungen. Um jetzt, wenn auch sehr verspätet, noch Öffentlichkeit herzustellen, schlagen wir unter anderem vor, eine Ausstellung zu veranstalten, die die Pläne und Projekte in Modellen, Darstellungen, Erläuterungen und Vorträgen vorstellt. Um nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, damit werden nur weitere Gelder der Steuerzahler verbraucht: Die teuerste Methode ist allemal der Ausschluß der Öffentlichkeit; denn da gehen die unkontrollierbaren Geschäfte, und da kommen die miserabelsten Ergebnisse heraus. Beides wenn schon nicht mehr zu verhindern, so doch einzudämmen, ist der Sinn unserer Initiative.

V.H.Brandes
Olympia und die Presse in der BRD — Beispiel Mexiko 1968

I.

Den westdeutschen Sportjournalisten, die im Oktober 1968 ihre Olympiaberichte aus Mexico in die Bundesrepublik sandten, ging es trotz aller Beschwörungen der offiziellen Sportideologie, die angeblich nichts als die individuelle Leistung des einzelnen Sportlers würdigt, nicht nur um Sport. In den Wettkämpfen wurden für sie und für Millionen Leser, Rundfunkhörer und Fernsehzuschauer Fragen nationalen Prestiges und rassistischer Überlegenheit entschieden — mit einer brutalen Offenheit, die erstaunen ließ.

Unter dem Eindruck unerwarteter Erfolge afrikanischer Langstreckenläufer begriffen unsere der „Nation“ verpflichteten Journalisten die Wettbewerbe sehr schnell als einen erbitterten Kampf zwischen den Rassen, in dem die „weiße Herrenrasse“ wie vielleicht nie zuvor im Sport in ihrer Stellung bedroht war. Beunruhigt stellte die *Zeit* am 25. Oktober fest, daß die Bilanz „für den weißen Mann betrüblich genug aussieht“, und *Bild*-Leser äußerten, daß „bei dieser Neger-Olympiade nicht viel herauskommt“ (zitiert nach *Spiegel*, 28. 10.). Die Absicht hinter diesen Klagen, die selbst von offiziellen Stellen kamen, war eindeutig: im Sport soll sich die „Nation“ vereinen und soziale Gegensätze überwinden. Gleichgeschaltet und diszipliniert soll sie der Zukunft entgegensetzen. Der Sport lenkt Aggressionen ab und setzt sie frei, wo das System nicht mehr gefährdet ist — so lange Hunderttausende noch am Wochenende in die Stadien trotten, demonstrieren sie nicht auf den Straßen für ihre wahren Interessen.

Die Erfolge, die die „Schwarzen“ in Mexico erzielten, erschienen den deutschen Journalisten dämonisch, unglaublich und zweifelhaft. Da liegt über den deutschen Boxern ein seltsames Verhängnis, von *Bild* (15. 10.) als „Neger-Komplex“ bezeichnet: deutsche Boxer unterliegen farbigen Boxern, nicht weil sie die schlechteren Sportler sind, sondern weil sie gegen *Neger* kämpfen müssen. Das schlechte Abschneiden vieler „weißer“ Sportler findet die seltsamsten Erklärungen. So gibt es zum Beispiel die „Höhenmenschen-Theorie“: die Läufer aus Kenia oder Äthiopien sind als „Höhenmenschen“ besser an die Höhe von Mexico (über 2000 m) gewöhnt als Europäer oder Nordamerikaner und können deshalb Siege erringen, die sie im Flachland nie erreichen könnten.¹

¹ Der dritte Platz im 10 000 m Lauf, der an einen „Afrikaner aus dem Flachland“ (Tunesien) fiel, wurde von *BILD* (15. 10.) so erklärt: „Bronze hat schließlich ein dunkelhäutiger Mann gewonnen, der zwar in Tunesien keine Höhenluft atmet, dem aber genügend Zeit zum Höhenttraining zur Verfügung stand.“ War er wirklich der einzige Läufer, dem genügend Trainingszeit zur Verfügung stand? Rundfunksprecher Maegerlein machte den Tunesier zunächst sogar zu einem Bewohner des marokkanischen Hochlandes, um dessen „Höhenerfolg“ verständlich zu machen.

So bringt *Bild* am 15. Oktober die Hiobsbotschaft: „Da sahen sie nur noch schwarz“, denn die Weißen „wurden Opfer der ‚Höhenmenschen‘ aus dem schwarzen Erdteil.“ Wo das „Höhengespenst“ (*Bild*) zuschlägt, ist die Niederlage ein teuflisches Verhängnis. Das Mitgefühl mit den Opfern ist für *Bild* eine Selbstverständlichkeit. Am gleichen Tag meldet es: „Weiße Athleten stöhnen über Sauerstoff-Olympiade.“ Mit Genugtuung aber kann dann die *Süddeutsche Zeitung* eines Tages doch feststellen, daß der Teufelskreis durchbrochen worden ist: „Weiß vor Schwarz im 800 m Endlauf“ (SZ 17. 10.).

Eine andere Theorie, die das Versagen der weißen Sportler zu erklären versucht, spricht offen von Betrug. Die Münchner *Abendzeitung* bringt am 17. Oktober die Schlagzeile: „Der große Bluff des schwarzen Mannes“ und einen Tag später: „Kenias Wunderläufer mit List und Tücke zu Gold und Silber.“

Und im pseudo-wissenschaftlichen Jargon interpretiert die *Zeit* (25. 10.) die Erfolge Afrikas und Afroamerikas: „Sind sie rassistisch oder gar anatomisch prädestiniert? Viel stärker scheint mir hier das sozial-rassenkämpferische und für die Afrikaner noch das nationalistische Moment eine Rolle zu spielen.“ Offen oder versteckt steht hinter vielen dieser Berichte das Vorurteil, das ein ausgeschiedener deutscher Läufer unverblümt ausgesprochen haben soll: „Diese Schwarzen wissen ja noch nicht einmal, was Olympische Spiele sind.“ (SZ 10. 10.)

Was die BRD-Presse und ihre Leser über die erfolgreichen „Schwarzen“ denken, welche Strukturen rassistischen Denkens sich dabei offenbaren, läßt an die Zeiten des kaiserlichen Kolonialreichs zurückdenken. Sportler aus Afrika sind nicht Vertreter einer gleichberechtigten Nation, sondern Repräsentanten einer verachteten Rasse: da läuft ein „Mann aus dem schwarzen Erdteil“, da begegnet man einem „Kenia-Boy“ (trifft man auch auf einen „Deutschland-Boy“?), einem „Kenia-Neger“, einem „Mann aus Kenia“ oder einem „Kenia-Gespann“ (AZ 22. 10.); die „Kenia-Leute“ sind natürlich „kaffeebraun“ oder „pechschwarz“ und der Spurt „der wild dahinstürmenden Gruppe aus Afrika“ hat etwas Animalisches an sich (SZ 19. 10.). Olympiasieger Keino wird beschrieben als „dieser schwarze Mann, dessen Gesicht, wenn er lacht, nur aus Zähnen besteht“ (AZ 22. 10.), und den Teamchef von Kenia sieht man selbstverständlich nur „das schwarze Kraushaar streichelnd“ (AZ 17. 10.).

An Pferdesport erinnert eine andere Beschreibung der Langstreckenläufer aus Kenia: „Kenias Wunderläufer haben nicht nur Lungen wie Pferde, sie sind auch listig wie Füchse“ (AZ 18. 10.). Das Gefühl eines echten Kolonialabenteuers vermittelte das *Hamburger Abendblatt* seinen Lesern: „Ganz vorn hatten die Jäger aus Kenia ihr Opfer für sich. Genüsslich, Vorfriede im dunklen Gesicht, trieben sie Gamoudi vor sich her“ (nach *Zeit* 25. 10.). Am 23. Oktober konnte man in der *Abendzeitung* von der Sage erfahren, daß Gott dem Stamm des Olympiasiegers Temu einst „Antilopenbeine“ gab. Und die *Welt* hörte, was niemand sonst hörte: „Dumpfes Buschtrommelgedröhn sandte die Botschaft von strahlenden Siegen farbiger Athleten in die Welt.“ (nach *Spiegel* 28. 10.)

Nicht weniger überzeugend wußte die *Zeit* (18. 10.) die Olympiade als Kampf der Rassen darzustellen. Den Lauf Temu gegen Wolde kommentierte sie mit der Äußerung: „Der Neger gewinnt gegen den Hamiten.“ Und der 100-m-Lauf war für sie „ein schwarzes Finale mit einer einzigen Aufhellung. Sieben Neger und ein Mulatte kauerten in den Startblöcken . . . Alle Vertreter der weißen Rasse stammten aus der DDR, waren indessen . . . im Semifinale gescheitert, wie auch der einzige Gelbe, ein Japaner. Und den einzigen Weißen, Paul Nash aus Südafrika, der die Chance hatte, ins Finale vorzudringen . . . hatten schwarze Politiker schon vor den Spielen ausgeschaltet.“

II.

Bei der Siegerehrung demonstrierten der erste und dritte des 200 m Laufes, Tommie Smith und John Carlos, mit einem schwarzen Handschuh über der geballten Faust und einem Schuh in der anderen Hand gegen die Rassendiskriminierung in den Vereinigten Staaten. Presse und Rundfunk glaubten mit geheuchelter Entrüstung eine weltweite spontane Kritik an dieser „Entweihung“ des Sports durch eine politische Demonstration feststellen zu können. Die *Abendzeitung* meinte am 22. Oktober, Smith und Carlos seien mit Recht ausgepöffelt worden, „denn wo geraten die Olympischen Spiele hin, wenn jeder Überlegene das Forum sportlichen Wettkampfs zur Demonstration seiner Belange benützt.“ *Bild* zitiert am 19. Oktober den Präsidenten des amerikanischen Olympischen Komitees, der den beiden Sportlern vorwarf, sie hätten „die grundlegenden Maßstäbe sportsmännischen Geistes und des guten Benehmens, die sonst in den USA weitgehend Beachtung finden“, verletzt.

Der Ausschluß der „Protest-Neger“ (*Bild*, 19. 10.) aus dem amerikanischen Olympiateam wird allgemein begrüßt. Schadenfroh stellt *Bild* an diesem Tag fest: „Die Saat der ‚schwarzen Gewalt‘² — Black Power — ist aufgegangen: Tommie Smith und John Carlos wurden aus der Mannschaft der USA ausgeschlossen . . .“ Und die BZ begrüßt diesen Ausschluß, da die beiden Sportler die „Gunst der Stunde“ genutzt hätten, „um demonstrativ dem eigenen Vaterland eine Ohrfeige zu versetzen.“ Amerika konnte da nicht anders als „hart durchgreifen.“ (zitiert nach *Spiegel* 28. 10.)

Die Trennung von Sport und Politik wird von greisen Olympiamillionären wie Avery Brundage (der in Mexico „das teuerste Hotelzimmer der Welt“ bewohnte, AZ 22. 10.) immer dann wieder als Argument hervorgesucht, wenn ein politisches Ereignis ihren eigenen Interessen zuwiderläuft. So wünschte der notorische Rassist Brundage (der 1936 nach den Olympischen Spielen in Berlin seine Begeisterung für Hitler von 20 000 Menschen im Madison Square Garden in New York feiern ließ) die Teilnahme des Apartheidstaates Südafrika mit der Begründung, man solle nicht Politik und Sport vermischen. Wenn Zuschauer im

² Die korrekte Übersetzung für Power ist nicht Gewalt sondern Macht.

Olympiastadion die Mannschaft der CSSR demonstrativ begrüßten — so war das offensichtlich eine *politische* Meinungsäußerung, die allerdings von keinem Brundage kritisiert wurde. Demonstrierten jedoch farbige Sportler gegen Rassismus, so wurde das in den Augen der Herrscher über Olympia plötzlich zu einem politischen Akt, der die Idee des „reinen“ Sport zu zerstören drohte.

Über die Hintergründe der Demonstration erfährt man so gut wie nichts aus der Presse. Für die Journalisten ist sie Ausdruck eines chauvinistischen schwarzen Rassismus und kein sozialer Protest. Die *Abendzeitung* (18. 10.) meinte, die Olympischen Spiele seien durch diese Demonstration „für die Kraft der schwarzen Rasse“ noch nie so „in rassistischer Hinsicht“ ausgenützt worden. Gehässig schrieb *Bild* am 18. Oktober, daß Smith und Carlos mit der einen Hand demonstrierten, während sie mit der anderen, in der sie einen Sportschuh hielten, geschickt Werbung betrieben: „... sie demonstrierten gleichzeitig einen gesunden Erwerbsinn mit ihren Schuhen in der Hand.“ Die *Süddeutsche Zeitung* fand derartige Demonstrationen eher komisch und berichtete am 17. Oktober über die Sprinterin Wyomia Tyus, daß sie glaube, „nur in einer schwarzen Hose und nicht in der weißen amerikanischen Nationalkleidung gewinnen zu können.“

Aber gegen was demonstrieren diese eher symbolischen Protestformen einer Tyus oder eines Smith, Carlos oder Evans? Hin und wieder findet ein verstümmeltes Zitat seinen Weg in die Presse. „Nur wenn es um Medaillen geht“, sagte einer der „Protest-Neger“, „kann man uns gebrauchen. Unsere Erfolge haben jetzt ‚Nordamerikaner‘ errungen. Wären wir besiegt worden, hätten ‚die Neger‘ versagt“ (*Spiegel* 28. 10.). Durch die Presse der Bundesrepublik, die mit Akribie zwischen „Amerikanern“ und „farbigen Amerikanern“, „US-Negern“, „dunkelhäutigen Amerikanern“, „amerikanischen Neger-Athleten“ usw. zu unterscheiden weiß, wird diese Feststellung nur erhärtet.

Nicht gegen die Verantwortlichen des Rassismus wenden sich die Zeitungen, sondern gegen die sich auflehrenden Opfer. Lee Evans, Sieger über 400 m, versuchte seinen Erfolg auf eine Weise zu erklären, die den verschleierte Rassismus westdeutscher Presseberichterstattung in aller Schärfe aufdeckt: „Wir hatten zu Hause wenig zu essen, wie das eben in vielen Negerfamilien ist. Wenn mein Bruder und ich hungrig waren, klauten wir auf den Feldern Früchte, am liebsten Pfirsiche und Birnen. Aber die Landbesitzer und ihre Knechte lagen mit ihren Gewehren auf der Lauer. Oft mußten wir Reißaus nehmen, so schnell wir konnten. Wenn ich heute Rennen laufe, spüre ich manchmal noch die Gewehre im Rücken. Glauben Sie mir, das treibt einen mehr an als hundert Dopingspritzen.“ (*Stern* 3. 11.)

Und John Carlos sagte: „Wir hatten das Gefühl, man behandelt uns als Menschen zweiter Klasse, die ihr bestes für Amerika gegeben haben und denen man nach dem anerkennenden Klaps auf die Schulter wieder einen Tritt in den Hintern gibt, weil sie Neger sind“ (AZ 18. 10.). Zu viele Jahrzehnte hatte sich Afroamerika mit dem Tritt in den Hintern abgefunden. Jetzt aber ging es darum, ein

neues Selbstbewußtsein und das Recht auf freie Selbstverwirklichung zu behaupten. Die in Lederhandschuhen steckenden Fäuste von Smith und Carlos sollten nach ihren eigenen Worten „die geballte Kraft aller Menschen, die eine schwarze Hautfarbe haben“, dokumentieren.

Die Demonstration der Sieger von Mexico wurde zum Teil des Emanzipationskampfes „farbiger“ Menschen. Kritik an ihrem Verhalten, unter welcher Form auch immer, heißt, die soziale und psychologische Funktion dieses symbolischen Befreiungsaktes nicht verstehen wollen oder können. Ihr Beispiel zeigte der Welt wie bereits die Gettorebellionen der vergangenen Jahre, daß sie nicht länger bereit sind, ohnmächtige Figuren auf dem Schachbrett der Mächtigen zu sein.

Hör, Angela!

Natürlich riskiert man sein Leben, wenn man gegen den Kapitalismus kämpft.
Angela Davis

Hör, Angela!
wie die letzten Tageslaute
aus der Stille gleiten.
Hör, wir kommen dir zur Nacht
einen Sieg bereiten.
Spür,
wie wir uns schweigend in deiner
Zelle drängen.
Warm wird noch morgens unser Atem
am Kalk der Wände hängen.
Hier, Angela,
wir haben viel Neue mitgebracht;
mehr in jeder Nacht.
Sieh,
die Liebenden sind gekommen
sich mit den sanften Bögen deiner Brauen
zu bewehren.
Denn am Morgen tragen wir wieder
in Seminare und Maschinenhallen
dein Aufbegehren.
Und weißt du,
den ganzen Tag war heut Sonne da.
Schlaf,
Genossin Angela.

Musik: Peter Gotthardt

Text: Jutta Schlott

HÖR, ANGELA!

SOLO Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! wie die letzten

CHOR Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

Ta-ges-lau-ke — aus der Stül — la — glei — ten — Hör — wir kom-men

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

dir zur Nacht — einen Sieg — be-rei-ten — Angela,

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

Hör! Angela, hör! Angela, hör! Angela! Spür, wie wir uns schweigend in deiner Zel —

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

le drän — gen — Warm — wird noch morgens — unser

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

Atem — an Kälte der Wän — de hien — gen — Angela! Hör, Angela!

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

Hier —! Hier, Angela, hier wir haben Neu mit ge-bracht —; mehr —

Hier, Angela! Hier, Angela! Hier, Angela! Hier, Angela! Hier, Angela!

in jeder Nacht — mehr — in je — der

Hier, Angela

Nacht — (summen)

Hör, Angela! Händeklatschen in Synkopen

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

Sieh —, die Lieben — den — sind, auch gekommen (ff)

P Hör, Angela!

sub. PP, sind auch ge — kommen sich mit den sanften Bö — gen — deiner Brauen

Hör, Angela!

zu be- wehren — die Liebenden — sind auch ge —

kommen, sind auch gekommen

Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela! Hör, Angela!

Hör! Angela, hör! Angela, hör! Angela, hör! Angela! Dem am Morgen

am Morgen tragen wir wieder in Se-mi-nare und Maschinenhallen

dein Auf-begeh-ren

Hör, Angela, hör! Hör, Angela, hör! Und weißt du, den

Hör, Angela! Hände klatschen in Synkopen

gan-zen Tag war heut Sonne da

Schlaf Genossin An-ge-lis

gelb

(p)

Seit dem 9. Dezember 1970 gibt es in München keine öffentliche Würdigung für Lenin mehr. Das Lenin-Relief am Haus Nummer 46 der Kaiserstraße war gegen 3.40 Uhr früh weggesprengt worden — von „unbekannten Tätern“, wie die bürgerliche Presse ihren Lesern arglos und unauffällig berichtete: „Die Bewohner der Häuser an der Kreuzung Kaiser-/Römerstraße wurden gestern durch einen lauten Knall aus dem Schlaf aufgeschreckt. Kurz darauf standen sie, nur mit Pyjamas und Morgenmänteln bekleidet, auf der Straße und diskutierten den Vorfall“, schrieb die Münchner Abendzeitung auf der letzten Seite ihrer Ausgabe vom 10. 12. 70.

Kein Wort davon, daß dieser Anschlag das halbe Dutzend Attentate vollmachte, die alle regelmäßig zu Jahrestagen der kommunistischen und Arbeiterbewegung stattfanden. Dieses Mal war der Anschlag auf die Feier der DKP zum 150. Geburtstag von Friedrich Engels gefolgt.

Kein Wort davon, ob und in welche Richtung Spurensicherung und Recherchen über mögliche Täterkreise durch die Münchner Polizei gehen würden. Für den politisch ahnungslosen Bundesbürger mußte die hier — wie in vielen anderen antikommunistischen und antidemokratischen Terrorakten — praktizierte Vertuschung durch die verantwortlichen Stellen ohnehin folgerichtig erscheinen. Hatte doch der Münchner Polizeipräsident bei seinen „Argumenten“ gegen die Angriffe der Jungsozialisten, er lasse griechische Faschisten schützen, die Möglichkeit angedeutet: würden faschistische Feiern verboten, müßte man auch Lenin-Feiern unterbinden. Hat dies der Münchner Oberbürgermeister in Leningrad auch erläutert, als er Münchens Eignung für die Spiele anpries? Es ist im übrigen nicht zu übersehen, daß Münchner Polizisten mehrfach zum Schutz von Faschisten eingesetzt und von ihren Vorgesetzten zum lebhaften Gebrauch „polizeilicher Mittel“ ermutigt wurden — zu deutsch: zur Vorbeuge festnehmen, schlagen und knüppeln, so geschehen beim Schutz von Gerhard Freys „Deutscher Volksunion“.

Was ändern daran verbale Kunstgriffe des Münchner Oberbürgermeisters gegen Neonazis und nationalistischen Terror? Weiß doch jedes Kind, daß Vogels eigentliche Aktivität gegen Jusos und Kommunisten gerichtet ist. Was besagt denn seine aus diplomatischen Gründen erzwungene „Abscheu“ über den Anschlag auf das Lenin-Relief in der Kaiserstraße? Welche Glaubhaftigkeit enthält sein Versprechen gegenüber dem Botschafter der UdSSR, sowjetischen Journalisten und der Münchner Öffentlichkeit, daß die Tafel wieder angebracht werde? Kann der gegenwärtige Oberbürgermeister der Olympiastadt dieses Versprechen überhaupt halten? Was sagt der Besitzer des Hauses Nummer 46 in der Kaiser-

straße dazu? Was meinen seine Bewohner? Was sagen die Nachbarn? Tatsache ist, daß die Tafel nicht wiederangebracht wurde.

Am Morgen nach dem Sprengstoffanschlag hatte ich eine Reihe von Interviews in der Kaiserstraße gemacht. Auf der Straße, in den neben der Nummer 46 liegenden Läden — beim Metzger, beim Friseur, im Kaiserhof, der gegenüber liegenden Wirtschaft. Der erste Schock war vorüber. Wer in der Nacht aus dem Schlaf aufgeschreckt worden war, hatte nun offenkundig das Bedürfnis, sich Luft zu verschaffen. Doch war auffallend, daß viele Äußerungen unter dem Eindruck einer allgemeinen Hilflosigkeit und Angst standen: Wir können ja doch nichts machen. Wer hilft uns denn? Wer garantiert — nach den verschiedenen Vorkommnissen um die Lenin-Tafel —, daß das nächste Mal nicht das Haus in die Luft fliegt und Menschen ums Leben kommen? Die Einwohner des Viertels waren mit Lenin an der Wand ganz friedlich ausgekommen, obgleich die Mehrheit der Menschen gewiß keine Kommunisten sind, eher unpolitisch: Menschen, die man dazu gebracht hat, daß sie mit ihren Alltagssorgen genug zu schaffen haben, und die im übrigen ihre Ruhe haben wollen.

Der Öffentlichkeit ist nicht bekannt, ob sich Dr. Vogel um die Meinung der Bewohner und Nachbarn gekümmert hat, als er erklärte, die Tafel werde wieder angebracht. An den Hausbesitzer hat er sich nie gewandt. Ich habe das getan. Meinen Gesprächen an der Kaiserstraße vom 9. Dezember 1970 folgt ein Interview mit Günter Puchner, dem Besitzer des Hauses, vom 23. Juli 1971.

Interviews an der Kaiserstraße

1.

Haben Sie mitgekriegt, was heute Nacht passiert ist? — Ja. — *Wann war das?* — Um 1/4 nach 3 Uhr etwa. — *Was meinen Sie dazu?* — Ich find, die gefährden die ganzen Leute hier, weil das immer noch schlimmer wird. Denn das ist ja schon einmal gewesen. Einmal haben sie es mit einem kleineren Knallkörper probiert und dann war das mit der Farbe. Das ist halt politisch. — *Was soll man jetzt machen?* — Was kann man da schon machen? Wir stellen uns vor, daß die wieder kommen. — *Und wie verhindert man das?* — Das können wir nicht sagen. Das macht von uns keiner.

2.

Wer könnte es gewesen sein? — Wissen Sie, wir sehen da hinten hinein. Da ist eine Frau rausgekommen. Ich habe gemeint, da sind nur Ausländer drin. Aber da ist eine Frau rausgekommen, die hat gesagt: Die Säue, jetzt ist er weg, hat sie gesagt. — Wir haben ja nichts gesehen, weil wir nicht hinsehen. — Ich sag Ihnen mal was, das war furchtbar! — Haben Sie's auch gesehen? — Ja, wir wohnen ja hier! *Und was meinen Sie, was man jetzt machen müßte?* — Was man machen müßte? Ich finde, man müßte diese Leute suchen und einsperren! — Was kann man schon viel machen, das Ziel ist politisch. — Ja, wahrscheinlich deshalb, weil der Brandt das in Moskau unterzeichnet hat und . . . — . . . ja, das denk ich auch!

— *Sie meinen deshalb?* — Ja, ja, ganz bestimmt. — *Da müßte doch die Regierung ein bißchen energischer einschreiten?* — Ich finde schon, ja. Die gehören schon richtig eingesperrt. Damit sind wir auch gefährdet. Wir dachten, das wäre eine Explosion, irgendwo in einem Haus, in einem Keller. — Also ich hab mir das gleich gedacht: Das kann kein Auto gewesen sein, da haben's den Lenin runtergesprengt. — *Haben Sie gleich gedacht?* — Sofort, weil das doch schon einmal war. Vor etwa einem Jahr. Und dann haben sie ihn schon oft mit Farbe angeschmiert, zwei Mal. Einmal mit einer roten und einmal mit einer schwarzen.

3.

Was meinen Sie zu dem Sprengstoffanschlag? — Ja, was kann man da sagen? Ich weiß es nicht, ich bin kein Politiker. — *Aber das ist doch in einer Wohngegend, das interessiert doch jeden.* — Ich hab da kein Interesse, ob das da dranhängt oder nicht. — *Haben Sie Interesse, daß so etwas passiert?* — Nein. — *Was müßte man jetzt tun?* — Hat das mit Politik was zu tun? — *Ich frage ja Sie.* — Ja, ja, Sie fragen mich. Also ich bin Invalide, 70 Prozent, ich hab ja mit mir selber zu tun. Ich hab Anfälle und muß schauen, daß ich selber durchkomme. Was würden Sie tun, wenn Sie heute 70 Prozent sind und bekommen nichts? Einen Prozeß hab ich geführt mit dem Staat, bis an die höchste Stelle ist es gegangen. — *Und Sie haben nichts gekriegt?* — Nein. Bloß weil ich mit sechs Jahren unter zwei Pferde gekommen bin. Jetzt führen die's darauf zurück. Mir hat nichts gefehlt, Schlosserei hab ich gelernt, sämtliche Führerscheine. In Paris hab ich die ersten Anfälle bekommen, durch eine Verwundung im Krieg — und jetzt ist's der Pferdehufschlag. Glauben Sie, meine Frau hätte mich mit der Krankheit geheiratet? Sie brauchen das nicht denken. — *Warum sagen Sie jetzt, der Anschlag geht Sie nichts an, Krieg fällt doch nicht vom Himmel, der fängt doch mit Terror wie diesem an?* — Na ja, mein Gott. Die, die das anfangen, sollen das ausfechten. Sehen Sie, ich hab gesehen, wie die da in Belgien gefallen sind. Da hat's eben geheißen: vor. Die oberen Zehntausend, die gehen ja nicht vor, die schauen zu, wie der arme Teufel fällt. Die sollen das ausmachen.

4.

Wohnen Sie auch in der Nachbarschaft? — Nein, wir sind nicht von hier. — *Was meinen Sie dazu?* — Ein Schmarrn ist sowas, wenn man sowas anfängt. — *Was soll man dagegen machen?* — Das weiß ich auch nicht. Es kommt drauf an, wer das war. Wenn das Studenten waren, dann gehört einmal ein bißchen rapide vorgegangen. Man dürfte nicht mehr so viel Studentenhilfe geben. — *Warum sollen denn das Studenten gewesen sein?* — Ich weiß es ja nicht, ich meine nur — denn wer sollte es denn gewesen sein? — *Wer könnte es denn gewesen sein?* — Ja, das weiß man nicht. — *Haben Sie von der Aktion Widerstand gehört?* — Nein. — *In Würzburg schrien sie 'Brandt an die Wand'.* Haben Sie davon noch nichts gehört? — Doch, das hab ich gehört, das hab ich gehört. — *Könnte das mit denen nichts zu tun haben?* — Ja schon. Da sind so viele Sachen da, die man annehmen kann, aber mein Gott, unsereiner ist doch praktisch gesagt ein Laie.

Aber irgendwer muß doch etwas machen? — Ja logisch, da gehört was gemacht. — *Aber was?* — Die Verantwortlichen soll man eben zur Rechenschaft ziehen. — *Wer sind die Verantwortlichen?* — Ja, das weiß man eben nicht. Das sind Sachen, die wir hier nicht so wissen.

5.

Was meinen Sie zu dieser Geschichte? — Sie, ich weiß gar nicht viel davon. — *Haben Sie gar keine Meinung?* — Daß man das grundsätzlich nicht machen soll.

6.

Die haben die Tafel hier weggesprengt, ich wohn nämlich gleich neben dran. — *Haben Sie's gehört?* — Na, ich wäre ja beinahe aus dem Bett gefallen. Ich hab gedacht, jetzt ist etwas in die Luft gegangen. Das war wie eine Sprengung. — *Was sagen Sie dazu?* — Was soll man da sagen? Ich sag lieber nichts. — *Haben Sie Angst davor, etwas zu sagen?* — Nein, ich hab keine Angst. — *Aber?* — Das haben eben Antibolschewisten gemacht. — *Wer ist das?* — Das sind junge Leute. — *Was für junge Leute?* — Die machen das im Anschluß an den Polenvertrag. Die sind nicht dafür, so stell ich mir das vor. — *Meinen Sie, daß das richtig ist?* — Na ja, der hat einmal hier gewohnt, der Mann. Also ich gebe jedem Recht. Warum soll man dem da keine Tafel hinsetzen? — *Was meinen Sie zur Sprengung?* — Die Sprengung ist bestimmt nicht richtig, weil man so etwas nicht machen sollte.

7.

Haben Sie es heute Nacht auch gehört? — Herzweh haben wir bekommen. Jetzt machen sie ihn wieder hin. Die machen jedesmal einen besseren dran. — *Sie meinen, wenn man den Lenin wegmacht, wäre die Sache gelöst* — Ja. — *Warum?* — Damit das Haus nicht in die Luft geht. — *Gibt es nicht eine andere Möglichkeit?* — Das weiß ich nicht. — *Wer könnte das gemacht haben?* — Das weiß ich auch nicht. Kommunisten sind es nicht, weil es ja der Lenin ist. — *Können Sie sich niemand vorstellen, der das gemacht hat?* — Ja, das sind solche, die — das ist ein Akt gegen den Pakt mit den Russen, das ist doch ganz klar.

8.

Ja, bei meiner Schwester hab ich es gehört und erschrocken sind wir schon so, daß sie zum Doktor gegangen ist. Erschrocken sind wir beide, daß wir uns gesagt haben: um Gottes willen, das Haus fällt ein. Zuerst haben wir uns gefragt, was ist denn da los. Dann hab ich gesagt, zwei Autos sind zusammengerumpelt. Sagt sie: nein. Dann hat sie gesagt, ich kann nicht mehr schlafen. — *Was müßte man jetzt machen?* — Da kann ich nichts drauf sagen... schauen, daß man die erwischt, die das immer wieder machen. Das ist ja eine politische Sache. Wir haben halt die Angst, meine Schwester und ich, daß die heute wieder kommen. Ich hab auch gesagt, hoffentlich kommen die heute nicht wieder.

9.

Haben Sie heute Nacht gehört, was da passiert ist? — Ich hab hier nur mein Geschäft. Ich wohne nicht hier. — *Und was meinen Sie dazu?* — Ach ja, ein

Witz ist das. — *Ein Witz?* — Ja also, ich finde es nicht richtig, daß man so etwas macht. — *Was können wir jetzt tun?* — Die werden die Leute wahrscheinlich nicht finden, die das getan haben. — *Und warum nicht?* — Ich glaube es nicht, daß man die findet. — *Was würden Sie machen?* — Der Sache auf den Grund gehen. Auf alle Fälle — nachforschen.

10.

Wahrscheinlich werden das wieder so Studenten gewesen sein. Das ist das Einzige. — *Warum gerade Studenten?* — Na ja, das sieht man ja, man braucht ja nur die Augen und Ohren aufmachen. Der Großteil, was bei uns passiert, das geht doch alles — links oder rechts — von Studenten aus. Das hat sich bei uns so eingebürgert. Ich finde ja gut, daß manche Studenten auf die Barrikaden steigen, für eine sinnvolle Sache. Wenn es eine sinnvolle Sache ist, bin ich auch dabei. Aber für so was, daß man da mit brutaler Gewalt — *Warum verbinden Sie die Studenten mit brutaler Gewalt?* — Sie brauchen nur die Demonstrationen anzuschauen, wie sie in Berlin und bei uns waren. — *Wer war denn da brutal? Brutal geschlagen hat die Polizei und es waren Studenten, die erschossen wurden.* — Das ist richtig, die brauchen ja bloß nicht mitmachen. *Einer war zum ersten Mal auf einer Demonstration.* — Das ist natürlich Pech, da geh ich auch nicht hin!

11.

Abmontieren und weg damit. — *Ja?* — Jawohl! Gerade so wie in der Schweiz, in England, in Frankreich. — *Woher sind Sie?* — Tschechoslowake bin ich, jawohl! Und kenn ich die Kommunisten sehr! — *Sie finden also, daß das abmontiert werden soll?* — Ja natürlich sofort. — *Wie lange sind Sie in München?* — Zwei Jahre. — *Wer könnte das gemacht haben?* — Das haben die Kommunisten gemacht, die dann alles wieder den Rechten in die Schuhe schieben.

12.

Ich wohne gleich hier unten. Um 20 vor 4 ist es passiert. Wir fahren aus unseren Betten hoch, ein so grellblauer Blitz und dann ein Gestank, so schwefelig — und in dem Augenblick kamen auch die Fensterscheiben reingeflogen. Die Fenster waren fast alle kaputt in diesem Haus. Und dann ist auch ein Brocken drüben ins Fenster vom Wirtshaus geflogen. — *Wen vermuten Sie hinter dem Anschlag?* — Die Rechten, Aktion Widerstand und so. Da vorne war eine Feier im Schwabinger Bräu wegen Engels. Und da sind Leute gewesen, die rein wollten. Das hat mir heute ein Journalist erzählt. Die haben sie nicht reingelassen und da sind die wahrscheinlich anschließend hierher. — *Das vermuten Sie? Woher wissen Sie, daß die von der Aktion Widerstand waren?* — Das hat einer erzählt, ein Journalist, heute morgen. — *Was müßte jetzt geschehen?* — Ja — ich finde das ja komisch, daß die Polizei bis jetzt noch nichts rausgebracht hat, nachdem die das schon so oft gemacht haben. — Nein, diesmal werden sie weiter nachhaken. Das Haus gehört meinem Schwager. Er war damals auch dafür, daß die Tafel angebracht wurde, weil er an sich nichts gegen den Lenin hat. Die ist jetzt seit 68 im April da und es ist ja andauernd was passiert. Jetzt zu seinem 100. Geburtstag,

da haben sie Farbe angerichtet und dann wieder im August, als das mit der Tschechei war. — *Einige Frauen meinen, die Lösung sei, die Tafel zu entfernen.* — Na ja, eine Lösung ist das auch nicht. — Nein, an sich nicht, aber für das Haus ist das eine zu große Gefahr. Die haben Angst. Ich möchte wetten, wenn da eine neue Tafel hinkommt, über kurz oder lang passiert es wieder und eines Tages wird das eben so schlimm, daß Menschenleben dabei in Gefahr kommen. — *Damit haben doch die Attentäter bewiesen, daß sie mit Gewalt — und das von offizieller Stelle unbehindert — durchsetzen können, was sie wollen?* — Die haben ihr Ziel erreicht, ja. *Hat sich Ihr Schwager an die Polizei gewendet?* — Ach, so oft. Sie haben gesagt, sie hätten ihr Möglichstes getan und können nichts feststellen. — *Sie meinen, daß von Seiten der Verantwortlichen zu wenig unternommen wurde?* — Ja sicher. Die polizeilichen Maßnahmen waren unzuverlässig. — So kraß würde ich das nicht sagen, weil ich mir wirklich vorstellen kann, das ist doch praktisch eine Nadel in einem Heuhaufen suchen. — Bei einer gewissen Cleverness der Polizei hätten sie sich ausrechnen können, daß gestern was passiert. — Ja, da hast du recht. — *Ist das nicht falsch und gefährlich, hier nachzugeben, auch wenn es sich um einen verhältnismäßig glimpflich verlaufenen Sprengstoffanschlag handelt, bei dem es nur zu Sachschaden gekommen ist?* — Natürlich ist es die falsche Richtung. Das ist ganz klar. Aber schauen Sie, wenn jetzt wieder etwas passiert und es kommt wirklich dabei ein Mensch ums Leben — wenn hier heute nacht einer gestanden hätte, der wäre hin gewesen. Ich bin sicher, bei der Druckwelle, das ist ja unheimlich gewesen. Und wie das Zeug durch die Gegend geflogen ist. Die ganze Strecke war ja voller Steinbrocken. Überlegen Sie sich: Zehn Minuten später kam die Zeitungsfrau und hat ihre Zeitungen ins Haus gebracht.

Interview mit dem Hausbesitzer

Der Stifter des Reliefs — Herr Bock — hatte zunächst den Wunsch, die Tafel an der Siegfriedstraße 14 befestigen zu lassen. In diesem Haus hatte Lenin die längste Zeit in München gewohnt. Doch der Besitzer — Pschorr-Bräu A. G. München — weigerte sich, die Tafel anbringen zu lassen. Angesichts der Vorbereitungen für die Olympiade 1972 empfand die Stadt den öffentlichen Eklat wohl als peinlich und empfahl nun dem Besitzer des Hauses Kaiserstraße 46, die Gedenktafel zu nehmen: Günter Puchner hielt die Idee für gut: nach seiner Auskunft gab es auch von Seiten der Mieter keinen Einwand — „lediglich der Vorsitzende des bayerischen König-Ludwig-Vereins schrieb mir nach Anbringung der Tafel einen etwas kuriosen Brief“.

Herr Puchner, Sie haben seinerzeit die Anregung der Stadt, die Lenin-Tafel anbringen zu lassen, begrüßt. Hat die Stadt München diese private Initiative noch in anderer Form unterstützt?

Bei der Enthüllung der Tafel, zu der der Botschafter der UdSSR, Herr Zarapkin,

gekommen war, fehlte zu meinem Bedauern der Oberbürgermeister unserer Stadt. Wenn er verhindert war, hätte er doch einen Vertreter schicken können, das hätte das politische Fingerspitzengefühl erfordert. Vielleicht wäre hier sogar der Ministerpräsident am Platz gewesen. Jedenfalls war ich schon damals über die Stadt verärgert.

Das mußte doch als Ermunterung für die Gegner der Tafel wirken? Herr Bock ist ja auch kein Leninist und die Ehrung durch ein Relief verlangt von offizieller Seite kein Bekenntnis zu Lenin.

Ob das Fernbleiben der Offiziellen als Ermunterung für die Gegner der Tafel wirkte, weiß ich nicht. Jedenfalls gab es eine Reihe von Anschlägen auf die Gedenktafel . . .

. . . wie viele gab es bisher?

. . . vier, oder fünf. Mit Farbe fing es an. Auf meine Bitte hin wurde von der Brandwache ein Feuerwehrmann geschickt, denn die Farbe mußte möglichst schnell entfernt werden, um eine Verhärtung des Lacks zu verhindern. Im übrigen war ich verwundert, als mir für die Reinigung nach dem ersten Anschlag eine Rechnung zugeschickt werden sollte. Ich leitete sie an die Stadt weiter, denn dafür konnte sie ja nun wirklich aufkommen, und das tat sie in der Folge auch.

Gibt es noch andere Gründe für Ihre Verärgerung über die Stadt?

Ja. Die Anschläge fanden regelmäßig zu bestimmten Jahrestagen statt, zum Beispiel an Lenins Geburtstag oder am 21. August. Nach jedem Anschlag telefonierte ich mit der Polizei und bat um Absicherung der Tafel an den entsprechenden Tagen, die nach aller Erfahrung von den Attentätern für ihre Anschläge ausgewählt werden.

Hat man Ihrer Bitte entsprochen?

Es hat mündliche Zusicherungen gegeben — beispielsweise vom Revier — in Wirklichkeit wurden sie aber nicht oder kaum eingehalten. Das hätte zentral gesichert werden können und gesichert werden müssen. Es gibt doch die entsprechenden Herren in den unauffälligen Regenmänteln. Bei Zarapkin waren sie auch da, fotografierten allerdings nicht Herrn Zarapkin, sondern die Teilnehmer an der Leninfeier.

Was hat die Spurensicherung der Polizei ergeben?

Laut Auskunft der Kriminalpolizei handelte es sich bei dem Sprengmaterial um Plastiksprengstoff aus amerikanischen Heeresbeständen. Die Plastikpaste war offenbar schon einen Tag zuvor angebracht worden, wahrscheinlich um die Tafel herum. Im übrigen empfand ich die Art, wie der Beamte bei mir recherchierte, seltsam: Er erkundigte sich nach meiner politischen Einstellung, worauf ich ihn nach der seinigen fragte.

Wie verhielten sich die Bewohner und Nachbarn des Hauses?

Die Bewohner hatten nach all den Erfahrungen Angst vor größeren Sprengungen. Sie hatten ja mitbekommen, daß sie keinen Schutz erhielten. Es gab sogar eine Unterschriftensammlung von Hausbewohnern und Umliegern gegen die

Wiederanbringung der Tafel. Sie wurde abgeblasen, als durchsickerte, daß die Tafel nicht wieder angebracht werde.

OB Vogel hat schon damals erklärt, die Stadt werde für die Wiederanbringung der Tafel sorgen.

Herr Vogel hat mich weder angerufen noch angeschrieben. Das ist überhaupt eine merkwürdige Geschichte. Anfangs hatte ich es mit dem Hochbaureferat zu tun, offenbar, weil es sich um einen Baugegenstand über der Erde handelte. Später hatte ich die Ehre, mit dem Vertreter des Stadtdirektors Dr. Kohl zu verhandeln. Höher als bis zum Vorzimmer des Dr. Kohl bin ich nicht gelangt, und auch das nur telefonisch.

Sind Sie prinzipiell gegen die Wiederanbringung der Tafel?

Ich bin prinzipiell für die Wiederanbringung. Ich verlasse mich aber nicht mehr — wie in der Vergangenheit — auf vage Zusicherungen, daß für spezielle Tage Schutz gewährt werde. Mir genügt jetzt — nach der letzten bedrohlichen und menschengefährdenden Entwicklung — eine Bewachung zu speziellen Anlässen nicht mehr. Ich verlange, zumindest für die erste Zeit, eine geeignete Dauerbewachung. Darin haben doch die Herren von der Polizei Erfahrung.

Dem Bonner Korrespondenten der Moskauer Wochenzeitung „Neue Zeit“, Lew Besymenskij, gegenüber, hat Herr Vogel vor wenigen Wochen erneut versichert, daß eine Kopie der gesprengten Tafel bereits fertiggestellt sei und wiederangebracht werde.

Einem Juristen mußte klar sein, daß er letztere Zusicherung nicht ex motu proprio geben kann.

Der Pressesprecher des Oberbürgermeisters informierte nach dem besagten Gespräch Herrn Besymenskij, daß auch der Hausbesitzer seine Zustimmung gegeben habe.

Wenn das stimmt, ist das eine glatte Unverschämtheit.

Das zwielichtige Vorgehen des Münchner Oberbürgermeisters — damit ist nicht Vogels Politik innerhalb der Münchner SPD gemeint, die an Eindeutigkeit ja nichts zu wünschen übrig läßt — legt die Frage nahe, was nun eigentlich geschehen soll: wie lange will er gegenüber Vertretern der UdSSR beteuern, Lenin kommt wieder hin, während er doch wissen muß, daß der Hausbesitzer ohne geeigneten Schutz dagegen ist. Soll etwa die Sache so lange aufgeschoben werden, bis neben einigen Tausend Sportlern zugleich das gewaltigste Aufgebot von Polizei in Münchens Geschichte aufmarschiert? Wir haben Dr. Vogels Wort noch deutlich im Ohr: ich kandidiere nicht mehr. Doch es ist zu anstrengend, die möglichen Varianten beim Planspiel des Oberbürgermeisters um die bescheidene Lenin-Tafel nachzuvollziehen. Bescheiden wir uns mit folgenden Forderungen.

1. Schutz für Bewohner und Nachbarn des Hauses 46 in der Kaiserstraße durch Verfügung des Münchner Oberbürgermeisters und des Polizeipräsidiiums und sofortige Wiederanbringung der Lenin-Gedenktafel in der Kaiserstraße.

2. Überprüfung der verantwortlichen Stellen der Stadt, ob sie ihrer Sorgfalt bei der bisherigen Forderung nach Schutz vor Terroranschlägen gegen die Bewohner an der Kaiserstraße 46 nachgekommen sind, sowie Überprüfung, ob die gesetzlich vorgeschriebene Untersuchung aller Spuren des Sprengstoffanschlags vom 9. Dezember 1970 erfolgt ist.

In diesem Zusammenhang ist es unerlässlich, zu recherchieren, ob es Verbindungen zwischen militanten antikommunistischen Emigrantenorganisationen und neonazistischen Terroristen gibt. Dazu gehören die vom CIA finanzierten und geleiteten Sender „Radio Free Europe“ und „Radio Liberty“. Wer es im Verlauf von zwei Jahren nicht fertiggebracht hat, ein kleines Schwabinger Mietshaus mit einer Lenin-Tafel vor antikommunistischen Terroristen zu schützen, muß durch praktische Schritte beweisen, ob er für den Schutz von Tausenden Sportlern aus der UdSSR und anderen sozialistischen Ländern aufkommen kann. Oder hat die Nachlässigkeit etwa damit etwas zu tun, daß dort fast „nur“ griechische Gastarbeiter wohnen?

Hausdurchsuchung bei NPD-Funktionär

Wie der „Presseausschuß der Demokratischen Aktion“ erfährt, wurde am 5. August nachmittags bei dem „Führer“ des „Arbeiterkomitees Deutsche Einheit“, Viktor R. Gislo — wohnhaft Kaiserstraße — eine Hausdurchsuchung durchgeführt.

Gislo zählt zu den militanten NPD-Funktionären — er ist Mitglied des Bezirksvorstandes Oberbayern — und übernahm gegenüber Presseagenturen die Verantwortung für das während des Physiologenkongresses erfolgte Entfernen und Beschädigen der DDR-Flagge.

Nach Auffassung des PDA ist es erstaunlich, daß die Münchner Polizei die Öffentlichkeit weder über die Hausdurchsuchung noch über die sichergestellten Materialien informiert; u. a. wurden Überkleber beschlagnahmt:

S olches	D ie rote
P ack verrät	K röte quakt, was
D eutschland	P opanz Ulbricht sagt

Das diskrete Verhalten der Münchner Behörden scheint ebenso unverständlich wie die Tatsache, daß man nicht bei den polizeibekannten Gesinnungsfreunden Gislos ebenfalls Hausdurchsuchungen durchführte.

Der PDA erklärte am 13. 8. 1971 gegenüber Vertretern des niederländischen Fernsehens, daß „keine Sicherheit gewährleistet ist gegen geplante neonazistische Ausschreitungen während der Olympiade 1972“.

H. P. Alvermann
Rede vor Gericht

Im Rahmen der Antinotstandskampagne wurden 1965—67 von H. P. Alvermann einige Dutzend handelsübliche Kunststoff-Sparschweine in den Farben schwarz-rot-gold bemalt, mit einem weißen Kreis im roten Feld und auf dem Rücken ein Hakenkreuz über dem Geldschlitz. Auf dem Bauch des Tierchens befand sich ein Zettel mit dem Text: „Viel Glück! Wenn ich fett und vollgefressen bin, muß ich geschlachtet werden!“ Der Titel des Massenprodukts lautete „Das Deutsche Notstandsschwein“.

Die Staatsanwaltschaft nahm 1967 an dem Kunstobjekt anstoß und ließ die NS-Viecher in ganz Westdeutschland und Westberlin suchen und einkassieren. In der ersten Instanz wurde 1969 ihre Freigabe verfügt. Die Staatsanwaltschaft legte Revision ein, der vom BGH stattgegeben wurde. Die Verhandlung fand am 15. Juli 1971 in Köln vor einer Staatsschutzkammer statt, die die Konfiszierung der Tierchen mit dem notwendigen juristischen Segen versah. Vor Gericht erklärte Alvermann:

Die deutsche Geschichte kann sich über einen Mangel an politischen Strafprozessen gegen die progressivsten Teile der eigenen Bevölkerung nicht beklagen. Es gibt so ungefähr keinen prominenten linken Namen aus der deutschen Geschichte, der nicht irgendwelche Straftaten ziert und sie auf diese Weise vor dem Vergessen bewahrt. Sehr im Gegensatz zu diesem Vorgehen gegen die „Linke“ hat es die Klassenjustiz bisher in der Regel verstanden, gegenüber den Verbrechen der Reaktion beide Augen zuzudrücken.

Der Künstler, der heute die historische Tatsache verschweigt, daß das, was einst hier in Köln in dem „Kölner Kommunistenprozeß“ seinen Anfang nahm, seine logische Fortsetzung in den Todesurteilen gegen die Männer des 20. Juli fand, der hat seinen Beruf verfehlt und verdient in diesen bösen Zeiten nicht mehr den Namen eines Produzenten von Kultur. Jeder Künstler, der heute den Anspruch erhebt, seinen Grips in den Dienst der kulturellen Weiterentwicklung der Menschheit zu stellen, aber gleichzeitig ignoriert, daß ein Karl von Ossietzky für einen kritischen Bericht über die Militärpolitik von der Justiz der Weimarer Republik ins Gefängnis geworfen und von den Nazis im KZ umgebracht wurde, während die Mörder von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg niemals ernsthaft gesucht wurden und heute noch frei unter uns herumlaufen, der hat schlicht und einfach nichts vom Notstand unserer Kultur begriffen. Jeder Produzent von Kultur, der diesen geschichtlichen Skandal in seiner Arbeit nicht in Rechnung

stellt, der wird — ob er nun will oder nicht — zu einer Perpetuierung der politischen Verhältnisse in unserem Land, die derartige Skandale hervorbringen, sein täglich Scherflein beitragen.

Man hat uns nach dem Zusammenbruch 1945 weiszumachen versucht, daß jetzt alles ganz anders und wunderschön neu bei uns werden würde. Die Anklage hier — um auf dem Gebiet der Rechtssprechung zu bleiben — ist nicht die erste, die diese Propaganda Lügen straft. Ich will hier nicht auf die ausgesprochen politischen Prozesse der deutschen McCarthy-Ära eingehen, die massenhaften Prozesse gegen Mitglieder der KPD und solche, die man dafür hielt, und die eine sehr deutliche Sprache im Hinblick auf unser Demokratieverständnis und unser Verhältnis zum Grundgesetz sprechen. Soweit ich mich entsinne, hat es bislang drei oder vier Kunstprozesse politischer Couleur gegeben. Bezeichnenderweise waren jedesmal Franz-Josef Strauß oder ehemalige Nazigrößen wie unser verflossener Bundeskanzler und sein Präsident die Zielscheibe der politischen Kritik. Das jüngste Beispiel dieser Art ist der Prozeß des Herrn Strauß gegen Hachfeld. Alle diese Prozesse, obgleich sie eindeutig politischen Charakter haben, bewegten sich jedoch formaljuristisch auf der Ebene der Zivilklage. Es sind Beleidigungsprozesse, die jene anstrengen, die sich durch ein Kunstwerk ihrer Feigenblätter beraubt sehen, da das Kunstwerk zeigt was ist, und nicht, wie der Kitsch oder Herr Springer, die die Leute so beschreiben, wie sie sich gerne sehen. Dieser Prozeß hier ist nach meiner Kenntnis jedoch der erste in der deutschen Nachkriegsgeschichte, in dem sich die Bundesrepublik Deutschland, vertreten durch den Herrn Staatsanwalt, persönlich beleidigt sieht, weil ein kleines Kunstwerk sie so schildert, wie sie sich tendenziell in wichtigen Teilen seit 1945 gemauert hat, und sie nicht so beschreibt, wie sie sich selbst immer noch gerne sehen möchte.

Nicht eine Lüge hat dieses Gericht zusammengetrommelt sondern das Erschrecken vor einer Wahrheit, deren Veröffentlichung verhindert werden soll.

Als Beleidigung — oder wie es feinsinnig im Gesetz heißt: Verunglimpfung — soll ausgegeben und per Gerichtsurteil bestätigt werden, was der Wahrheit leider nur allzunahe kommt. Man bemüht sich seit nunmehr vier Jahren, die Welt per Gerichtsurteil auf den Kopf zu stellen, das was ist hinwegzujudizieren und aus dem Ankläger einen Angeklagten zu machen.

Sie, meine Herren Rechtsgelehrten, wissen sicherlich so gut, wie wir alle, daß der charakteristische Inhalt von Beleidigungsprozessen darin besteht, daß einer von jemand anderem etwas behauptet, das für dessen guten Ruf oder das, was er dafür hält, nicht gerade schmeichelhaft ist. Nun weiß jedermann, daß derartigen Beleidigungsklagen in der Regel Behauptungen des Beklagten zugrundeliegen, die mehr oder weniger zutreffend sind, und es nur noch eine Frage ist, ob er die Richtigkeit seiner Behauptungen auch beweisen kann. Letztenendes kann man derartige Prozesse als Verfahren bezeichnen, die der sich beleidigt Fühlende anstrengt um zu verhindern, daß die Wahrheit über ihn an den Tag kommt und

ungehindert verbreitet werden kann. Sofern diese Prozesse — vor allem wenn Politiker in sie verstrickt sind oder sie einen politischen Hintergrund haben — sofern sie nicht offensichtlich der Vertuschung dienen, geht es in ihnen von der Materie her im allgemeinen weniger um die Wahrheitsfindung als die Beweis-suche. Vieles aber ist unbestreitbare Wahrheit, obwohl es nicht immer schwarz auf weiß vor Gericht zu belegen ist. Da sind dann Beweismittel oftmals unter geradezu mysteriösen Begleitumständen verschütt gegangen, andere haben sich über Nacht in Luft aufgelöst und die Zeugen verlieren vom einen auf den anderen Tag plötzlich ihr Gedächtnis oder aber es tauchen plötzlich Zeugen aus der Versenkung auf — wie jüngst in Westberlin geschehen —, deren Glaubwürdigkeit der des amerikanischen Präsidenten im Hinblick auf den Vietnamkrieg in nichts nachsteht. Ich erinnere nur an die FIBAG-Affäre und einige Strauß-Verfahren im Zusammenhang mit der Starfighterbeschaffung. Dieses Gericht — wenn es anerkennt, daß die „Deutschen Notstandsschweine“ die Bundesrepublik, vertreten durch ihre Farben verunglimpfen — kann selbstverständlich der Bundesrepublik den Persilschein ausstellen, der die historische Wahrheit Lügen straft, indem es mit einem solchen Urteil zwangsläufig behaupten muß, daß es in diesem Land keine Notstandsgesetze und in diesem Staat und seiner Wirtschaft in führenden Positionen niemals ein ganzes Heer ehemaliger nationalsozialistischer Prominenz, keinen Kiesinger, keinen Globke, keinen Vialon und keinen Lübke, keinen Abs und keinen Flick, daß es keine Aktion Widerstand und keine NPD, keine Vertriebenenverbände und keinen Strauß niemals nicht gegeben habe.

Für die in dem „Deutschen Notstandsschwein“ behaupteten Fakten hat die deutsche Nachkriegsgeschichte vor aller Welt den Nachweis geführt. Dieser Prozeß soll nur verhindern, daß diese Wahrheit mit künstlerischen Mitteln auch für alle Zukunft dokumentiert und verbreitet wird. Dieses Kunstobjekt hat sich als wirk-samer erwiesen als eine Anzahl von langatmigen und klugen Abhandlungen zum gleichen Thema, die alle nichts anderes behaupten und durch Fakten belegen, als das, was in diesem Objekt ausgedrückt wird.

Von daher konnte mir und meinem kleinen buntbemalten Schweinchen keine überzeugendere Anerkennung im Hinblick auf die Richtigkeit und Präzision des von mir in ihnen formulierten Sachverhaltes entgegengebracht werden, als durch diesen Prozeß.

Das Düsseldorfer Landgericht war im Einziehungsverfahren noch geschickt genug, die Verunglimpfung zwar als im Prinzip gegeben anzusehen, sie aber in nüchterner Einschätzung der beschränkten künstlerischen Meinungsfreiheit in unserem Land als relativ wirkungslos und damit unschädlich für das Ansehen der BRD zu werten. Es ging in seiner Urteilsbegründung unausgesprochen davon aus, daß die Meinungsfreiheit zwar formell gegeben sei, in der Praxis aber so gut wie gar nicht existiere, da Kunst eh nur eine begrenzte Minderheit von Liebhabern erreicht. Das heißt, das Landgericht unterstellt sehr richtig, daß es auf dem Papier zwar eine Meinungsfreiheit gibt, die aber, wo sie aufgrund ihres wahr-

heitsgetreuen Realismus im Kunstwerk gefährlich wird, gar nicht erst von staats-wegen eingeschränkt zu werden braucht, da die Marktbedingungen, die die Kunst vorfindet, schon ganz von allein für ihre Reglementierung und Gleich-schaltung im Sinne des Systems Sorge tragen. In dieser Hinsicht ist das erstinstanzliche Urteil als ebenso realistisch wie zynisch anzusehen: Die Begründung für die Aufhebung der Beschlagnahme in der ersten Instanz war für die kultur-politische Wirklichkeit in diesem System wesentlich demaskierender, als es die praktischen Folgen einer entgegengesetzten Entscheidung gewesen wären. Genau darin sehe ich den eigentlichen Grund, weshalb der Bundesgerichtshof sich ver-anlaßt sah, das erstinstanzliche Urteil aufzuheben.

Ich wiederhole: Das Einschreiten der Staatsanwaltschaft gegen die „Notstandsschweine“ hat letztlich keinen anderen Hintergrund als den Versuch — versteckt unter einem Haufen papierner Paragraphen und einem Wust mehr oder weniger hilfloser juristischer Argumente —, aus dem Ankläger einen Angeklagten zu machen und der Bundesrepublik ihr Feigenblatt wieder vor den Bauch zu binden, an dem der Alvermann respektlos genug war so lange herumzuknibbeln, bis das Hakenkreuz zum Vorschein kam. Was hier über die Bühne geht, ist nichts weiter als die exakte Wiederholung des Märchens von des Kaisers neuen Kleider. Man will per Gerichtsurteil unter Beweis stellen, daß die Bundesrepublik auch das ist, als was sie sich permanent auszugeben bemüht ist. Wie der Kaiser im Märchen hat sich die BRD seit ihrer Gründung von ihren Schneidermeistern in den Schreibstuben der Zeitungsverlage, der Rundfunkanstalten und des Fernsehens ständig Kleider verpassen lassen, die in ihrer farblichen Zusammenstellung an die Tradition jener Patrioten und Demokraten erinnern sollen, die mit dem Ham-bacher Fest und der Revolution von 1848 begann, die sich in den Farben schwarz-rot-gold symbolisiert und der unsere ganze Sympathie, unsere ungeteilte und tiefe Verehrung gehört. Aber man kleidet sich nicht ungestraft mit Kleidern und Farben, die einem nicht zu Gesicht stehen. Spätestens die Verabschiedung der Notstandsgesetze zeigte — wenn schon die Wiederaufrüstung, die Fünf-Prozent-klausel, das Verbot der KPD und das Betriebsverfassungsgesetz uns die Augen nicht öffneten — wes Geistes Kind jene sind, die in diesem Staat die Macht haben und sich als unsere Herren gebärden.

Der Unterschied zwischen der Realität, auf die sich meine „Notstandsschweine“ beziehen, und diesem Prozeß besteht ganz gewiß in ihrer unterschiedlichen Ge-wichtigkeit. Denn während das eine — die NS-Gesetze — zur juristischen Ab-sicherung des coup d'état und damit zur organisierten Vorbereitung der nationa-len Tragödie installiert worden sind, scheint das andere sich allmählich zur lokalen Posse zu mausern. Das Gericht wird mir und dem Gros der einigermaßen Informierten verzeihen, wenn es uns schwer fällt bei allem Respekt vor Recht und Ordnung, vor dem Hohen Gericht selbst und der Bundesrepublik und ihren Farben im Besonderen, den Zug der Komödie in diesem Prozeß zu übersehen. Worum es hier geht, das haben Andersen und das Volk seit über hundert Jah-

ren im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern längst beschrieben: Das Urteil, das am Ende dieses Prozesses steht, wird klarstellen, wofür sich dieses Gericht entscheidet: den schönen Schein und seine Kostümierung oder die nackte Wirklichkeit.

Ich möchte feststellen, daß ich mich hier nicht zu verteidigen gedenke in der Weise, daß ich nachzuweisen versuche, wie ich zu den Farben schwarz-rot-gold und dem Hakenkreuz stehe. Ich bin sicher, daß meine Haltung in diesem Land unzweideutig und landläufig genug bekannt ist, als daß dem noch irgendwelche Erklärungen hinzugefügt werden müßten. Was man von jenen nicht unbedingt voraussetzen kann, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Gerichte bemühen, um mit ihrer Hilfe und unter dem Vorwand der Verunglimpfung der BRD oder der Verwendung verbotener Kennzeichen eine Kritik an der BRD und den heimlichen Propagandisten des Faschismus in unserem Land einzuschränken oder gar unmöglich zu machen.

Es ist für mich einigermaßen schwer vorstellbar, daß die bislang in der Sache „Notstandsschweine“ erkennenden Gerichte es mit ihren Urteilen auf eine politische Kastration der Bildenden Kunst im vollen Bewußtsein aller daraus sich ergebenden Konsequenzen sowohl für die Kunst als auch für unsere Kultur abgesehen hätten. Ein solcher Grad an Kulturbarbarei ist mir zur Zeit trotz aller kritischen Einstellung zum kapitalistischen System nur widerwillig vollziehbar. Ich bringe beim besten Willen nicht soviel Böswilligkeit auf, um hinter diesem sich nunmehr seit über vier Jahren hinschleppenden Verfahren politisches Kalkül und langfristige Planung zu erkennen. Aber bitte, erklären Sie mir doch, meine Herren Richter, Beisitzer und ganz besonders Sie, sehr geehrter Herr Staatsanwalt, wie es zu erklären ist, daß man sich seit nunmehr vier Jahren alle Jahre wieder so um die Sommerszeit mit einem Verfahren an die Öffentlichkeit wagt, das im besten Fall Kopfschütteln und im schlimmsten Fall Gelächter erntet, und das, wenn es wirklich ernst genommen werden will, in letzter Konsequenz für die politisch engagierte Kunst eine radikale Kampfansage darstellt, ohne zu erkennen, daß der Kunst nicht durch Urteile beizukommen ist und daß Jurisprudenz und Ästhetik nicht einmal über die Staatsgewalt und den Gummiknüppel mit einander zu verkuppeln sind.

Sie werden verzeihen, daß ich mir über die Hintergründe dieses Prozesses auch so meine Gedanken gemacht habe. Und da kommt man dann eines Tages nach vier Jahren zu dem Problem: Jemand, der sich derartig in die Nesseln zu setzen bereit ist, jemand der derartig konsequent das Gesicht zu verlieren bereit ist, jemand der jedes Jahr wieder das Risiko eingeht, am Ende wie der Kaiser im Märchen nicht nur in Unterhosen sondern splitterackt vor der Öffentlichkeit dazustehen, der muß doch wohl mehr zu verbergen haben, der muß Interessen vertreten, denen gegenüber die Blamage und das öffentliche Gelächter gering einzuschätzen sind. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich den Verdacht nicht los werden kann, daß Sie meine Herren Staatsanwalt, Richter und Beisitzer im Interesse

einer reichlich falsch verstandenen Staatsraison mißbraucht werden und daß Ihr guter Ruf aufs Spiel gesetzt wird, um irgendwelche „Höheren Interessen“ durchsetzen zu können, ohne daß Ihnen bisher je irgendjemand in plausibler Form mitgeteilt hätte, welches der konkrete Inhalt einer solchen Staatsraison vor allem in diesem Prozeß ist.

Es tut mir leid, aber ich kann mir beim besten Willen keinen anderen Reim auf die Sache machen, als den, daß hier der durchsichtige Versuch gestartet werden soll, die Kunst — vor allem die politisch engagierte Kunst — eines entscheidenden Teils ihres Sprachschatzes und ihrer Argumentationszusammenhänge zu berauben, um das, wofür diese Zeichen stehen, aus der Beschreibung und damit aus dem Bereich des Erkennens ausklammern zu können. Hier hat jemand etwas zu verbergen und zitiert zu diesem Zweck die Staatsraison und hofft wieder einmal eine Reihe Staatsanwälte, Richter und Juristen bemühen zu können, die im Interesse eines von ihnen selbst nicht einmal zu durchschauenden „Staatsinteresses“ bereit sind, ihren guten Ruf als ernstzunehmende Bürger zu Markt zu tragen. Es kann an dieser Stelle nicht ausdrücklich genug betont werden, daß eine Verunglimpfung der Bundesfarben oder eine Verwendung verbotener Kennzeichen zum Zweck der Propagierung der mit ihnen verbundenen Gesellschaftsideologie eine Angelegenheit ist, die grundsätzlich außerhalb des Interesses jeder ernsthaften Kunstäußerung liegt — denn vom Kitsch brauchen wir hier ja wohl nicht zu reden. Kunst als Realismus, als Widerspiegelung bestehender, historisch bestimmter, gesellschaftlicher Zustände und Verhältnisse kann ihrem innersten Wesen entsprechend nicht beleidigen. Wohl aber kann die Wirklichkeit, die sie schildert, eine Beleidigung der jeweils herrschenden Moralgesetze, der jeweils vorgegebenen Staatsideologie darstellen: wenn sie die Diskrepanz zwischen moralischem oder ideologischem Anspruch und der konkreten gesellschaftlichen Praxis nachweist. Die historisch ständig neu sich stellende Aufgabe der Kunst war und ist, die tatsächlich vorgefundene gesellschaftliche Praxis an dem zu messen, was die Menschen einer Zeit an Wünschen und Vorstellungen an diese Praxis herantragen, bzw. als was diese Praxis von den jeweils Herrschenden ausgegeben wird. An einem Beispiel ausgedrückt: Die Kunst interessiert sich nicht für den § 218 sondern für die Diskrepanz zwischen dem § 218 und der tagtäglichen Praxis von hunderten von Frauen, die trotz dieses Paragraphen abtreiben. Das, was sich hinter dieser Diskrepanz verbirgt, das allein interessiert die Kunst. Wenn sich auf diese Weise der § 218 als wirklichkeitsfremd und mittelalterlich demaskiert, dann kann man dafür nicht die Kunst, sondern allein die gesellschaftliche Praxis und den überholten Paragraphen verantwortlich machen. Das umgekehrte Verfahren, die gesellschaftliche Praxis als in Übereinstimmung mit dem § 218 befindlich darstellen zu wollen, kann sich keiner von uns hier im Saal wohl anders als in den Farben des blühendsten Kitsches vorstellen. Denn entweder ist eine Hervorbringung auf dem Gebiet der praktischen Ästhetik Kunst — und damit ihrem Begriff nach nichts anderes als ein Mittel zur Beschreibung tatsächlich vor-

handener Verhältnisse und der Gedanken der Menschen über diese Verhältnisse, und dann trifft ihre Beschreibung mehr oder weniger zu — oder aber sie lügt den Leuten was vor, und dann wird sie entweder von Springer verlegt oder fällt unter die Kategorie Kitsch. Ich möchte das noch an einem anderen Beispiel verdeutlichen. Jeder — auch der juristisch Uneingeweihte — wird einsehen, daß es qualitativ ein grundlegender Unterschied ist, ob jemand die Farben der Bundesrepublik — oder die gleichen der DDR, worauf ich im Hinblick auf die Ereignisse bei Stophs Besuch in Kassel hinweisen möchte — herunterreißt und verbrennt oder vollpinkelt oder sonst etwas Unanständiges damit anfängt, oder aber ob sie in einem Kunstwerk als unumgänglich notwendiges Requisit zur Beschreibung historischer und gesellschaftlicher Verhältnisse benutzt werden.

In diesem Zusammenhang ist noch eine Aussage der ersten Instanz im Einziehungsverfahren interessant. Es wird dort als erschwerend bzw. als Mangel aufgeführt, daß die „Notstandsschweine“ in ihrer Aussage „wenig konkret“ seien und dann auf den berühmten-berühmten Durchschnittsbürger und sein sattem bekanntes Kunstverständnis verwiesen. Sowohl ich als auch viele meiner Kollegen werden sich bis zum letzten Weigern, den Zeitgenossen Gebrauchsanweisungen oder Lehrbücher zu der Welt, in der sie leben, zu fabrizieren. Wir werden uns nach besten Kräften bemühen, die Welt zu schildern, wie sie ist, wir werden — sofern wir besonders engagiert sind — uns nach besten Kräften bemühen, das unterentwickelte Urteilsvermögen des Betrachters in dieser oder jener Weise weiterzuentwickeln. Aber man wird uns um nichts in der Welt dazu bewegen können, die Kunst zu einer Klippschule für die Denkfaulheit des aus der Zeit des tausendjährigen Dingsbums bis heute überlieferten gesunden Volksempfindens zu machen.

Vor allem: wo ist er denn, der von der Staatsanwaltschaft bemühte Durchschnittsbürger mit seinem beschränkten Horizont? Dort wo die „Deutschen Notstandsschweine“ bislang öffentlich oder privat gezeigt wurden, hat er sich bisher nicht ein einziges mal gemeldet — von den Herren Kriminalbeamten einmal abgesehen, deren berufliche Pflicht es zu sein schien, ein Durchschnittsbewußtsein zu produzieren, das ein Einschreiten rechtfertigt. Ich habe an dieser Stelle den dringenden Verdacht, daß dieser berühmte Herr Durchschnittsbürger nichts anderes ist als die Summe der personifizierten Vorurteile auf Seiten der Staatsanwaltschaft selbst.

Darüberhinaus weiß ich nicht, ob es einem Gericht der Bundesrepublik im Jahre 1971 so besonders gut zu Gesicht steht, wenn es derart unbekümmert den Rückgriff auf Rechtsvehikel wagt, die aus der Zeit des Nationalsozialismus noch immer in allzu unangenehmer Erinnerung sind. Damals sprach man zwar nicht vom Verständnis des Durchschnittsbürgers, sondern vom gesunden Volksempfinden. Aber in der Praxis kommt es auf das gleiche heraus.

Da wir hier gerade vor einer Mumie stehen, die man leider in diesen Prozessen wieder bemühte, lassen Sie mich zu guter Letzt noch auf eine andere politisch-

juristische Mumie zu sprechen kommen, die im Bundesgerichtsurteil wieder ausgebuddelt wurde, und von der ich doch gerne verhindern möchte, daß sie auch durch das Urteil dieses Gerichtes geistert. Es ist da im Bundesgerichtsurteil an mehreren Stellen recht ausführlich vom „politischen Frieden“ die Rede. Es heißt da an einer Stelle sehr vielsagend, „daß durch die Symbole des Nationalsozialismus der politische Friede erfahrungsgemäß besonders leicht gestört werden kann“. Eine Formulierung, die eines Tartüff würdig ist. Das Bundesgericht macht es sich — mit welcher Absicht, wenn man fragen darf — außerordentlich leicht. Die Biederkeit der Formulierung hat das Format von Bauernfängerei, denn jedermann ist selbstverständlich sofort bereit, aus den Tageszeitungen abzulesen, daß es jedesmal in der Öffentlichkeit handfesten Krach gibt, wenn die NS-Embleme irgendwo auftauchen. In der Tat und ganz unzweifelhaft stört ihr Auftauchen jedesmal den politischen Frieden. Aber wie käme man denn dazu, danach zu fragen, wessen politischer Friede gestört wird? Der politische Friede scheint im Kopf der Herrn Bundesrichter so etwas wie eine Art volksgenossenschaftlicher Eintopf oder großangelegter Pfannekuchen zu sein. Wer darin herumstochert, ist ein Unruhestifter. Friede-Freude-Eierkuchen — der politische Friede ist vom politischen Friedhof nicht mehr zu unterscheiden.

Muß ich diesem Gericht hier erklären, daß es einen grundlegenden Unterschied gibt zwischen dem öffentlichen Protest der Gewerkschaften, der demokratischen Organisationen und der fortschrittlichen Zeitungen, wenn die Symbole des Faschismus in affirmativer Absicht als Propaganda für die neuen Nazis vom Schlage der NPD veröffentlicht werden, und jenem Protest, der vor allem in letzter Zeit von den Gerichten bemüht wird, wenn diese Embleme als Alarmsignal veröffentlicht werden, um eben vor dem Aufleben dessen zu warnen, was sie symbolisieren. Muß ich dem Gericht hier tatsächlich erklären, daß der politische Friede, so wie ihn der Bundesgerichtshof versteht, nichts als ein Wunschtraum ist, solange in diesem Lande auch nur die leiseste Gefahr besteht, daß via Notstandsgesetze oder NPD, via Strauß oder Thadden ein neuer, modernerer, angepaßterer, zeitgemäßerer Faschismus unser Land frißt? Wenn Brecht sagte: „Der Schoß ist fruchtbar noch aus dem das kroch!“, ohne daß dieser Ausspruch bislang gerichtlich einkassiert wurde, dann habe ich mit den „Notstandsschweinen“ nichts weiter als eine bescheidene Illustration zu dieser Aussage hinzugefügt. Wenn der Bundesgerichtshof von politischem Frieden redet, dann ist das so lange nichts als Augenwischerei, als die gesellschaftlichen Verhältnisse in unserem Land nicht derart organisiert worden sind, daß die Greuel des Faschismus ein für allemal gebannt bleiben. Oder aber dieses Gerede vom politischen Frieden stellt nichts anderes dar als ein Attentat auf die freie Meinungsäußerung, das die kritische Stimme und den Protest gegen Zustände und Tendenzen, die nichts als blanken Hohn auf die Farben Schwarz-Rot-Gold darstellen, ein für alle mal zum Verstummen bringen soll. Dieser politische Friede ist in sich selbst nichts anders als die Friedhofsruhe einer faschistisch gleichgeschalteten öffentlichen Mei-

nung. Der Bundesgerichtshof mag es mit sich selbst ausmachen, für wen er sich mit seinen Sprüchlein vom politischen Frieden zum Anwalt gemacht hat. Die Geschichte, da bin ich sicher, hat sich über dies Stück Papier und seine Verfasser längst ihr Urteil gebildet.

Noch ein letztes Wort.

Sie meine Herren werden am Ende dieses Prozesses zu einem Urteilsspruch kommen und für Recht erklären, was Sie für Recht halten. Ich bin nicht blind und unbedacht in das kritische politische Engagement als Künstler eingestiegen, um mich durch Fragen des formalen Rechts und die Folgen, die sich aus seiner Auslegung ergeben könnten, schrecken zu lassen. Ich kann Sie versichern bei allem schuldigen Respekt vor Ihrem Amt, vor Recht und Sitte, vor allem aber vor jenen, in deren Namen Sie Recht zu sprechen erklären, dem Volk: Ich nehme meine Aufgabe als bildender Künstler in dieser Zeit zu genau, um mir durch irgendeinen Spruch vorschreiben lassen zu können, welche Embleme in welchem Zusammenhang ich verwenden darf und welche in welchem Zusammenhang nicht. Darüber kann — allein von der Sache her — kein Gericht befinden. Darüber befindet einzig und allein meine Anschauung von der Welt in der ich lebe, und die kann mir nun einmal kein Gericht diktieren.

Die Eingriffe von Seiten der Direktionen und Leitungen bei Fernsehen, Film und Funk, Theater und Verlagen in die freie Meinungsäußerung von Autoren und Redakteuren mehren sich. Neben die eingeübten Mechanismen von indirekter Zensur und Selbstzensur treten Verbote, Kündigungen, Entlassungen, Absetzung bestellter Arbeiten. *kürbiskern* 3/71 hatte einige der „Fälle“ im Bereich von Funk und Fernsehen dokumentiert. Inzwischen sind neue hinzugekommen, wie beispielsweise die Absetzung der „Bildstörung“, der kritischen Jugendsendung des Bayerischen Rundfunks. (Eine ähnliche Kampagne findet an den Hochschulen statt, deren Besonderheiten eine eigene Darstellung erfordern.)

Die Beispiele für die wachsende geistige Unterdrückung lassen sich freilich nur begrenzt darstellen, weil viele Betroffene eine Dokumentation ihrer Erfahrungen aus Furcht vor weiteren Repressalien und dem Entzug ihrer Existenzgrundlage scheuen. Es ist ein Mittel der Herrschenden die Abhängigen einzuschüchtern. Das Rezept ist bekannt: der Antikommunismus aller Schattierungen. Was ist an der jetzigen Entwicklung neu?

Die Erfolge der demokratischen und sozialistischen Bewegung, vor allem die wachsende Bedeutung der DKP — bei den Streiks der Arbeiter, in den Rote-Punkt-Aktionen, in der Studentenbewegung, in der ideologischen Orientierung — sowie ein erkennbarer Verschleiß der Kalten-Kriegs-Ideologie nach der Unterzeichnung der Verträge von Moskau und Warschau veranlassen die Herrschenden, ihre Methoden der Meinungsmanipulation den neuen Bedingungen anzupassen. Angesichts der zunehmenden Unzufriedenheit bei Arbeitern, Angestellten, Bauern und der Intelligenz mit den sozialen Verhältnissen erscheinen ihnen manche bisherigen Spielräume für individuelle Entscheidung liberalen Zuschnitts als ein zu großes Risiko bei der Stabilisierung einer Gesellschaftsordnung, die nach den täglichen Erfahrungen der Bürger zumindest verbessert werden muß. Damit nicht der Gedanke aufkommt, es bedürfe letztlich einer grundlegenden Veränderung der Eigentums- und Machtverhältnisse, die sich sogar realisieren lasse, gilt schon die Diskussion darüber als ein Störfaktor. Der „Pluralismus“ der Meinungen — der ohnehin nur in der Selbsttäuschung liberalen Denkens existierte und keinesfalls in der Wirklichkeit — läuft den Interessen des Monopolkapitals zuwider. Die liberalen Freiheitsräume bürgerlicher Individualisten werden in der bisherigen Form nicht mehr gebraucht. Gebraucht werden bedingungslose Gefolgsleute und Manager des staatsmonopolistischen Systems, qualifizierte Service-Men für Kapitalprofit und massenhafte Gehirnmassage. Direktor Oeller vom Bayerischen Fernsehen bemüht sich selbst hier noch um eine

Idealisierung der Mitarbeiter: „Wir brauchen weiterhin die Auseinandersetzung und Beteiligung der Kollegen in der Kommunikation und im Programm.“ Zu deutsch: Macht mit, die Mängel dieses besten der denkbaren Gesellschaftssysteme zu beheben, das System zu stabilisieren. Das Interesse der Monopole kann keine Zufälle bei der Maximierung ihrer Profite zulassen. Das verlangt Stärkung der Macht mit allen Mitteln.

Man sollte sich bei den bürgerkriegsähnlichen Einsätzen der Polizei gegen einige wenige Anarchisten — die Folge sind natürlich, wie gehabt, tödliche „Schüsse aus Notwehr“ —, den Provokationen von Unternehmensspitzen, Verfassungsschutz, Polizei und Streikbrechern gegen streikende Chemiearbeiter, dem massiven Einsatz von Münchner Polizisten gegen Antifaschisten (zum Schutz von Gerhard Freys „Deutscher Volksunion“), der faktischen Duldung des neofaschistischen Terrorismus — man sollte sich darüber im klaren sein, was das zu bedeuten hat. Das ist so, wie es sich zeigt: Zu jedem Mittel bereit, um die Reaktion an der Macht zu halten. Machen wir uns keine Illusionen: wer den Völkermord in Südostasien auch dann noch deckt, wenn ihn selbst Teile des amerikanischen Kapitals mit der Veröffentlichung der „Pentagon-Papiere“ entlarven lassen, erzieht potentielle Mörder im eigenen Land. Die gegenwärtige Kampagne der Reaktion erfaßt alle Bereich des gesellschaftlichen Lebens. Die Zuspitzung des Klassenkampfes verdeutlicht zunehmend, worum es geht: wer beeinflusst wen, wer besiegt wen.

Auch das eine gewisse Zeit in diesem Land sprichwörtlich gewordene Spiel auf linken Wiesen wird für die Herrschenden fragwürdig. Die Freiräume werden verkleinert, selbst konzessionierte Spielwiesen werden gesäubert.

In letzter Zeit erregten großes Aufsehen die Kündigungen von Heinar Kipphardt und Arnfried Astel. Sowohl bei der Entscheidung der Münchner Bürokratie, Kipphards Vertrag zu kündigen, als auch der Mitteilung des saarländischen Rundfunks, daß Astel entlassen sei, gab der direkte Einfluß reaktionärer politischer Kräfte den Ausschlag. Beide Male kam es zu einer bedeutsamen Solidarisierung vieler namhafter Kollegen unseres Landes. Der entscheidende Erfolg — die Wiedereinstellung der Entlassenen — ist bislang ausgeblieben.

Nimmt man die Liste der Unterzeichner für Heinar Kipphardt, die den Boykott der Kammerspiele angekündigt haben und zum Teil bereits praktizieren, bedenkt man die vielfachen Warnungen in der bürgerlich-liberalen Presse („München wird Theaterprovinz“; richtiger wäre: „Theatermuseum“), fragt man sich unwillkürlich, warum die rechten Sozialdemokraten — z. B. Oberbürgermeister Vogel und Kulturreferent Hohenemser — noch kein Gentleman's Agreement angeboten haben. Als erfahrene Opportunisten haben sie doch gerade darin beträchtliche Routine entwickelt. Hinzu kommt, daß Biermanns „Dra-Dra-Dra“ intern doch als „antistalinistisch“ angeboten und abgesichert wurde — „liebe Geldgeber, versteht doch bitte, das geht letztlich gegen die Kommunisten, die DDR, die Sowjetunion!“ Ein schlechtes Spektakel wurde halbwegs umfunktio-

niert, eine Reihe lokaler „Drachen“ bei Namen genannt — und schon war der Krach da, so als ob man ihn gesucht hätte. Anhänger des „dritten“ (oder „vierten“) Weges zum Sozialismus machen sich vielleicht noch die Illusion, sie hätten mit ihrer Drachen-Liste den Kapitalismus zielsicher getroffen. Sie haben einige seiner Vertreter gereizt. Vogel läßt Kipphardt nicht feuern, weil ihn jener — nicht einmal öffentlich, sondern denunziert durch Günter Grass — einen „Dra“ nannte, Kipphardt wird gefeuert, weil man ihn in München nicht mehr benutzen mag.

Carl Amery meinte in diesem Zusammenhang, es sei doch beklagenswert — und für die gewerkschaftliche Orientierung des VS keine besonders erfreuliche Aussicht —, daß gerade von gewerkschaftlicher Seite für Kipphardt keine Unterstützung erfolgt sei. Einerseits ist nicht zu übersehen, daß seit Jahren — insbesondere aber seit der SPD/FDP-Regierung — einige gewerkschaftliche Spitzenfunktionäre ihre Hauptaufgabe darin sehen, den Arbeitern die Solidarität abzugewöhnen. Andererseits sollte man aber auch nicht erwarten, daß Institute wie die Kammerspiele in ihrer Gesamthaltung („elitäre Spielwiesen“) Arbeiter zur Solidarität ermuntern: welche ihrer Interessen sollten sie denn auf den Bühnen des bürgerlichen Theaters widerspiegeln sehen? Gerade in München kommt noch hinzu, daß gewerkschaftliche Solidarität für Kipphardt von derselben Gruppe eingedämmt wird (Vogel-Koch-Preißinger), die schon den liberalen Unterbezirksvorstand der SPD um Dr. Meyer liquidiert hatte. Sowohl bei der Absetzung des Unterbezirksvorstandes als auch bei der Kampagne gegen Kipphardt geht es

1. um die Isolierung fortschrittlicher Gruppen von der organisierten Arbeiterschaft und
2. um die Demonstration des Willens und der Fähigkeit zur Regierung im Sinne des herrschenden Systems.

Die rechten Sozialdemokraten wollen sich von der CDU/CSU nicht lumpen lassen: Wir können es, wenn es sein muß, auch, und wenn es unbedingt nötig ist, können wir es noch viel besser, und wenn ihr dann noch einmal kommt und meint, man brauche jetzt die Faschisten, um die Unzufriedenheit der Bevölkerung über steigende Mieten, Preiserhöhungen, schlechte Schulen, Krankenhäuser und miese Umweltbedingungen zu kanalisieren, dann demonstrieren wir euch, wie gut wir sind; wir haben für diesen Staat die Notstandsgesetze erst ermöglicht und wir lassen uns nicht mehr aus dem Staat drängen. Darum scheißen wir auf Kipphardt, auch wenn der angeblich einen Sozialismus will, den wir gegen die Kommunisten ausspielen können. Es ist gleichgültig, ob da einige hundert Intellektuelle protestieren, demonstrieren, schreien oder weinen. Die Arbeiter und Angestellten sind zur Zeit nicht bereit, für sie einzutreten. Und wir lassen uns nicht auf der Nase herumtanzen. Im übrigen kriechen die intellektuellen Theatermacher bald wieder zu Kreuz: die müssen doch auch ihr Geld verdienen. Die Macht bleibt — und das ohne jede Diskussion — wo sie ist.

Das Vorgehen gegen Kipphardt hat Signalwirkung ebenso wie die Entlassung von Astel. Wenn sich für die Betroffenen die Eingriffe in ihre Tätigkeit auch

als ein persönlicher Konflikt äußern — mit einem Vorgesetzten, einem Gremium, die sich auf Redeln, Vorschriften, Gesetze berufen, vor allem auf die „freiheitlich demokratische Grundordnung“, Amen, Halleluja und Bannfluch der herrschenden Klasse, so wäre die Annahme, ein guter Chef, ein besseres Gremium würden das nicht zulassen, eine Illusion (siehe Wolfgang Drescher über Günter Gaus in *kürbiskern* 3/71). So verschieden die Anlässe bei Kipphardt und Astel sind, so verschieden auch die Positionen sein mögen, die Wirkungen sind dieselben, sie sind typisch für die ideologische Mobilmachung der Reaktion.

Solidarisierung aus dem Kreis kulturschaffender Intellektueller ist notwendig, letztlich aber zu wenig. Wie ist es möglich, Arbeitervertreter für eine Solidarisierung zu gewinnen?

Keineswegs werden Arbeiter und Angestellte von selbst begreifen, warum es auch in ihrem Interesse liegt, sich mit Autoren zu solidarisieren, solange diese sich der Organisation fernhalten. Für Schriftsteller ist die Tätigkeit in den Landesverbänden des VS der erste Schritt. Trotz der reaktionären Einflüsse durch die rechte Sozialdemokratie und die CDU/CSU innerhalb der Gewerkschaften ist es unerlässlich, daß sich die Autoren gewerkschaftlich orientieren und — nach dem Industrieprinzip — organisieren, wobei es zunächst um die unmittelbaren sozialen, wirtschaftlichen Interessen der Autoren selbst geht. Eine wirksame Vertretung dieser Interessen ist jedoch ohne die allmähliche gegenseitige Annäherung von geistig und körperlich Arbeitenden nicht realisierbar.

Der Antikommunismus der herrschenden Klasse — Hauptwaffe jeder Reaktion — macht Distanzierungen aus Opportunitätsgründen gegenüber der DKP zu einer Fessel der eigenen Aktivität. Wer meint, er könne unter den gegenwärtigen Bedingungen sich weiterhin auf leisen Sohlen durch die Institutionen schleichen, verdammt sich zur Wirkungslosigkeit. Wer den Kampf ohne die in der DKP organisierten Arbeiter und Angestellten, Bauern, Studenten und Intellektuellen führen will, erschwert sich selbst und der Sache der Demokratie und des Sozialismus für unser Land den Weg zum Erfolg. Das verlangt kein Lippenbekenntnis zur DKP, gebraucht werden kritische und handelnde Menschen. Das setzt Bereitschaft zum Bündnis voraus.

München, 3. 8. 1971

Redaktion „*kürbiskern*“

Dokumentation eines Verfassungsbruchs: Bremer Senat gegen Professor Holzer

1. Gründungsrektor Dr. Thomas von der Vring schrieb in einem Brief vom 30. 3. 71: „Sehr geehrter Herr Holzer, der Gründungssenat der Universität Bremen hat auf seiner 44. Sitzung am 21./22. März 1971 den Vorschlag der Berufungskommission Kommunikation/Ästhetik bestätigt, Sie als Hochschullehrer auf Lebenszeit (H 4) für das Fachgebiet Soziologie/Kommunikationsforschung an die Universität Bremen zu berufen.“

2. Mit Schreiben vom 20. 4. 71 teilte der Senator für das Bildungswesen, Moritz Thape, mit: „Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß der Senat der Freien Hansestadt Bremen Ihnen durch Beschluß vom 20. 4. 71 einen Ruf auf die bei der Universität Bremen zu besetzende Hochschullehrerstelle / Professor auf Lebenszeit für das Fachgebiet Soziologie/Kommunikationsforschung erteilt hat.“ In München war Horst Holzer inzwischen — und zwar mit Datum 16. 4. 71 — von Kultusminister Prof. Dr. Hans Maier zum Wissenschaftlichen Rat und Professor für Soziologie am Soziologischen Institut der Universität München ernannt worden; aus rein formal-beamtenrechtlichen Gründen wurde Holzer zunächst in ein Beamtenverhältnis auf Probe übernommen.

3. Am 22. 4. 71 kam brieflich die Versicherung: „Nachdem der Senat der Freien Hansestadt Bremen Ihre Berufung an die Universität Bremen beschlossen hat, möchte die Universität Ihre Einstellung möglichst schnell einleiten . . . Nach Eingang Ihrer Antwort werde ich mich wegen des Abschlusses einer Berufungsvereinbarung wieder mit Ihnen in Verbindung setzen.“ Unterschrift: Gründungsrektor Dr. Thomas von der Vring.

4. Die Berufungsverhandlungen fanden am 12. 5. 71 statt, die Berufungsvereinbarung wurde vom Gründungsrektor am 1. 6. 71 und von Holzer am 6. 6. 71 unterzeichnet. In dieser Vereinbarung heißt es unter anderem: „Herr Holzer ist mit Wirkung vom 1. 7. 71 in Lehre und Forschung im Bereich Kommunikation und Ästhetik tätig. Er ist bereit und verpflichtet, dieses Fach angemessen zu vertreten sowie erforderlichenfalls an den in Betracht kommenden akademischen und staatlichen Prüfungen teilzunehmen.“

5. Auf seiner 48. Sitzung beschloß der Gründungssenat der Universität Bremen, Prof. Holzer in die Berufungskommission „Kommunikation und Ästhetik“ zu berufen. Aufgabe dieser Kommission war es, die zweite Gruppe von Hochschullehrern auszuwählen, die zum Wintersemester 71/72 ihre Arbeit im Bereich Lehrerbildung / Abteilung Kommunikation und Ästhetik aufnehmen sollen.

6. Als Übergang bis zur beamtenrechtlichen Ernennung, die nicht — wie in der Berufungsvereinbarung fest zugesagt — zum 1. 7. 71 erfolgte, bot die Universität

Bremen, vertreten durch den Gründungsrektor, Prof. Holzer einen (Honorar-) Vertrag an, durch den er beauftragt wurde — wie es in diesem Vertrag heißt — „seine Tätigkeit als Hochschullehrer an der Universität Bremen im Rahmen der in der Berufsvereinbarung beschriebenen Arbeitsgebiete“ vorzubereiten. Gründungsrektor von der Vring unterschrieb den Vertrag am 5. 7. 71 — Holzer am 6. 7. 71.

7. Am 6. 7. 71 bekam Prof. Horst Holzer von einem Verwaltungsbeamten der Universität Bremen telefonisch den Bescheid, daß über seine Ernennung in der Sitzung des Senats der Freien Hansestadt Bremen vom 13. 7. 71 entschieden werden sollte. In einem Brief mit Datum 7. 7. 71 teilte jedoch Gründungsrektor von der Vring Horst Holzer mit: „Der Senator für das Bildungswesen bittet Sie, im Auftrag des Senats um Entschuldigung dafür, daß wegen der Sondersitzung der Bürgerschaft am 13. 7. die angesagte Senatssitzung auf den 14. 7. verschoben werden muß. Ich bin autorisiert, Ihnen zu versichern, daß in dieser Sitzung über Ihre Einstellung positiv entschieden wird.“

8. Zu diesen schriftlich fixierten Äußerungen von Vertretern des Senats der Freien Hansestadt Bremen und des Rektorats der Universität Bremen kommen noch zahlreiche Gespräche, die Holzer mit dem Gründungsrektor, dessen persönlichem Referenten, Hans-Dieter Müller, Mitgliedern der Universitätsverwaltung, der Planungskommission „Lehrerbildung“, der Berufungskommission „Kommunikation und Ästhetik“, nicht zuletzt mit seinen zukünftigen Bremer Kollegen führen konnte. In allen diesen Gesprächen kam nie der leiseste Zweifel an Holzers Ernennung auf.

9. So war es für Holzer auch eine Selbstverständlichkeit, als er am 13. 7. 71 nachmittags von der Personalabteilung der Universität Bremen angerufen und für den nächsten Tag, den 14. 7. 71, um 15.00 Uhr in die Universität gebeten wurde, um seine Ernennungsurkunde in Empfang zu nehmen.

10. Horst Holzer kam, wie bestellt, am 14. 7. 71 in der Universität Bremen an; zufällig traf Holzer Gründungsrektor von der Vring im ersten Stock des Universitätsgebäudes. Er erklärte Prof. Holzer: „Guten Tag, Ihre Urkunde ist leider nicht dabei, Ihre Ernennung ist aus beamtenrechtlichen Gründen zurückgestellt worden. Der Bremer Senat hat beschlossen, ein zusätzliches Gutachten über Ihr politisches Verhalten beim bayerischen Kultusminister Maier anzufordern.“ Holzers Frage nach dem Grund für dieses Vorgehen des Senats beantwortete Herr von der Vring mit der Bemerkung: „Es ist wieder hochgekommen.“ Auf Holzers erstaunte Frage, was da wieder hochgekommen sei, sagte Herr von der Vring: „Ihre Parteimitgliedschaft.“ Horst Holzer ging daraufhin zum persönlichen Referenten des Gründungsrektors. Dieser bestätigte ihm die Auskunft von Herrn von der Vring.

11. Am nächsten Tag, dem 15. 7. 71, begann die Tagung der Berufungskommission „Kommunikation und Ästhetik“, der Holzer als Professorenvertreter angehörte und noch angehört. Dort wurde die Verschiebung von Holzers Ernennung

diskutiert und der Beschluß gefaßt, Gründungsrektor von der Vring solle vom Vorsitzenden der Berufungskommission, Dr. Hartwig Zander, aufgefordert werden, ein Gespräch mit dem Präsidenten des Senats der Freien Hansestadt Bremen, Herrn Koschnick, zu führen. Herr von der Vring tat das, wurde aber von Herrn Koschnick an Herrn Thape, den Bildungssenator (und Landesvorsitzenden der SPD Bremen), verwiesen. Daraufhin telefonierte Herr Zander mit Herrn Thape und machte diesem klar, daß die Berufungskommission „Kommunikation und Ästhetik“ zur Zeit nur unter Protest arbeite und die Arbeit ganz einstellen werde, wenn er nicht zu einem Gespräch über Holzers „Fall“ bereit sei. Herr Thape fand sich bereit und kam am 18. 7. 71 mit seinem Senatsdirektor, Herrn Kreuser, zu einer Diskussion in die Universität. An der Diskussion, die um 15.00 Uhr begann, nahmen teil: Prof. Dr. Walter Jens, Prof. Dr. Thomas Metscher, Dr. Hartwig Zander (als Delegierte der Berufungskommission „Kommunikation und Ästhetik“), Prof. Dr. Horst Holzer, Bildungssenator Thape und Senatsdirektor Kreuser.

12. Zu dieser Diskussion liegen inzwischen drei Eidesstattliche Erklärungen der Delegierten der Berufungskommission vor, die als Kernstück folgendes enthalten: „Senatsdirektor Kreuser äußerte sich während des Gesprächs am 18. 7. 71, 15.00, in der Universität gegenüber Holzer: ‚Ihre Ernennung ist dann sicher, wenn das Gutachten von Kultusminister Maier ergibt, daß Sie im Sinne des Beamtenrechts auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung stehen.‘ Jeder von uns mußte das als feste beamtenrechtliche Zusage auffassen derart, daß der Ernennung Holzers bei Eintreffen dieser Bestätigung durch Maier absolut nichts mehr im Wege steht. Senator Thape war während dieser Äußerung von Herrn Kreuser anwesend und hat in einer Weise nicht widersprochen, die als Zustimmung und Autorisierung der Zusage Kreusers gelten mußte.“

13. Am 23. 7. 71 vormittags suchte eine Delegation der bereits nach Bremen berufenen Hochschullehrer aus dem Bereich Lehrerbildung — die Hochschullehrer hatten sich vom 21. bis 23. 7. zu einer Tagung in Bremen getroffen — Gründungsrektor von der Vring auf. Zu dieser Delegation gehörten Prof. Dr. Johannes Bechert, Prof. Dr. Thomas Metscher und Dr. K. Heinz Wagner. Herr Bechert, Herr Metscher und Herr Wagner sollten laut Entschließung der tagenden Hochschullehrer Herrn von der Vring bitten, bei Senatsdirektor Kreuser nachzufragen, ob das Gutachten aus Bayern da sei, welchen Inhalt es habe und wie die Chance zu beurteilen sei, daß Holzer zum 27. 7. 71 (dem Termin der nächsten Senatssitzung) ernannt werde. Herr von der Vring telefonierte mit Herrn Kreuser und hörte von diesem, Herr Maier habe ein für Holzer positives Gutachten geschrieben. Herr Kreuser sagte außerdem, Holzer solle ruhig umziehen, da das einzige Problem jetzt sei, daß das Gutachten nicht rechtzeitig zur Senatssitzung ankomme. Auch zu diesem Gespräch liegen drei Eidesstattliche Erklärungen vor, die das eben Beschriebene bestätigen.

14. Gründungsrektor von der Vring ließ Holzer am Montag, den 26. 7. 71, durch Herrn Metscher bestellen, das Gutachten von Kultusminister Maier sei eingetroffen und Holzers ‚Fall‘ würde am nächsten Tag im Bremer Senat behandelt.

15. Am 27. 7. 71 gegen 17.00 Uhr rief Herr von der Vring Holzer an und teilte ihm mit: „Der Bremer Senat hat soeben beschlossen, Ihre Ernennung zum Hochschullehrer auf Lebenszeit abzulehnen. Der Grund besteht in Ihrer Mitgliedschaft in der DKP. Ich kann Ihnen nur raten, sich einen versierten Anwalt zu nehmen und zu klagen. Die Universität selbst wird keine Schritte unternehmen.“ Holzer fragte zurück: „Bin ich damit auch von der Universität her, aus dem Planungs- und Vorbereitungsprozeß für das erste Semester der Universität Bremen ausgeschieden?“ Die Antwort des Gründungsrektors: „Ja.“

16. Bis Anfang August lag Prof. Holzer noch kein offizieller Bescheid des Senats der Freien Hansestadt Bremen vor. Seine Ablehnung durch den Senat hat Holzer bis dahin nur — für ihn inoffiziell — durch Herrn von der Vring und aus der Presse erfahren. Beispielsweise äußerte Herr Thape in den *Bremer Nachrichten*, der Bremer Senat sei nicht bereit, „Mitglieder von rechts- oder linksradikalen Gruppierungen als Beamte nach Bremen zu holen.“ Und wörtlich: „Da ist die Grenze, die wir nicht überschreiten. Das gilt für die DKP wie für die NPD.“ (BN — 29. 7. 71)

Dazu Prof. Holzer: „Die Gleichsetzung der DKP mit der NPD ist niederträchtig.“

17. Die Verfassungswidrigkeit dieses Vorgehens und damit die Verletzung der Grundgesetz-Artikel 3,3 (Gleichheitsgrundsatz), 5,3 (Freiheit von Lehre und Forschung) und 12 (Freiheit der Berufsausübung) wird das Bundesverfassungsgericht festzustellen haben. Die unwahren Behauptungen, die von Vertretern des Senats der Freien Hansestadt Bremen inzwischen verbreitet worden sind, lassen sich jedoch schon jetzt widerlegen. Herr Thape beispielsweise hat behauptet, dem Senat sei Holzers Mitgliedschaft in der DKP erst am 14. 7. 71 bekanntgeworden — dem steht die Aussage eines Universitätsbeamten vom 14. 7. entgegen, daß der Innensenator der Freien Hansestadt Bremen bereits Ende April/Anfang Mai — also vor Beginn der Berufsverhandlungen — über Holzers Mitgliedschaft in der DKP unterrichtet wurde. Herr Thape stellte weiter in Abrede, daß Gründungsrektor von der Vring über Holzers Parteimitgliedschaft informiert gewesen sei — auch das trifft nicht zu, denn Gründungsrektor von der Vring war Holzers DKP-Zugehörigkeit bereits vor den Hearings, die im März 1971 stattfanden, bekannt. Herr Kreuser gibt seit neuestem vor, daß — entgegen seiner Auskunft vom 26. 7. 71 — das Gutachten von Kultusminister Maier nicht positiv sei — dem steht Herrn Maiers Auskunft gegenüber der *Münchener Abendzeitung* entgegen, ihm sei „von einer verfassungsfeindlichen Tätigkeit des Herrn Holzer nichts bekannt“ (AZ 30. 7. 71). Herr Thape und Herr Kreuser behaupten zur Zeit gemeinsam, sie hätten bei dem Gespräch in der Bremer Universität vom 18. 7. 71 Professor Holzer darauf hingewiesen, daß seine Mitgliedschaft in der

DKP ein „erhebliches Einstellungshindernis“ (Kreuser) sei — dem widerspricht einmal, daß der Bremer Senat schon seit spätestens Anfang Mai über dieses „Hindernis“ informiert war und demnach die Berufungsverhandlungen hätte gar nicht erst gestatten dürfen; und dem widerspricht zum andern das, was Prof. Dr. Walter Jens gegenüber der *Abendzeitung* (31. 7. 71) feststellte: „Ich habe damals Herrn Thape ausdrücklich auf die formale Mitgliedschaft des Herrn Holzer bei der DKP hingewiesen. Herr Thape tat so, als könne dies kein Hinderungsgrund für eine Professur sein.“

18. Prof. Dr. Kurt Sontheimer schrieb in einem Brief an den Senatspräsidenten Koschnick — und was er sagt, deckt sich weitgehend mit Äußerungen auch von Prof. Dr. Wolfgang Abendroth, Prof. Dr. Martin Bolte, Prof. Dr. Ilse Weber-Kellermann, Prof. Dr. Heinz Maus, Prof. Dr. Friedhelm Neidhardt: „Mit großem Befremden entnehme ich der heutigen Münchner *Abendzeitung*, daß Ihre Regierung sich weigert, meinen hiesigen Kollegen Horst Holzer zum Professor zu ernennen. Was immer die Beweggründe für diese Entscheidung gewesen sein mögen, sie ist in dieser Form sicherlich nicht vertretbar und sollte darum schleunigst revidiert werden. Es steht der Hansestadt Bremen sicherlich nicht gut an, demnächst durch ein Gericht daran erinnert zu werden, daß Ihre Regierung sich verfassungswidrig verhält. Im übrigen darf ich von meiner persönlichen Kenntnis des Herrn Holzer sagen, daß die Befürchtungen, die Sie in bezug auf seine Person vielleicht haben, mir nicht begründet erscheinen.“

Nachtrag: Mittlerweile ist bei Holzer der offizielle Ablehnungsbescheid (6. 8. 71) eingetroffen — und zwar ausgestellt von der Verwaltung der Universität Bremen im Auftrag des Senators für das Bildungswesen der Freien Hansestadt: DKP-Mitglieder würden grundsätzlich nicht als Beamte des Stadtstaates Bremen akzeptiert. Der Bildungssenator selber schrieb parallel zu dem Ablehnungsbescheid einen Brief (5. 8. 71), in dem er Holzer versicherte: „Ich bedaure die Entwicklung in Ihrer Angelegenheit menschlich sehr... Die weitere Klärung der unterschiedlichen Positionen wird sicherlich nur in einem gerichtlichen Verfahren möglich sein.“ Dennoch und trotz der Proteste durch VDS, BAK, GEW, DJU und mehrere Universitätsinstitute nahm sich der Senat der Freien Hansestadt bei seiner Sitzung vom 10. 8. nicht die Zeit, um noch einmal — wie von Senatspräsident Koschnick zugesagt — über den ‚Fall Holzer‘ zu debattieren; Herr Koschnick gab lediglich bekannt, daß er sich mit Angehörigen der Universität getroffen habe, und der Senat stellte lediglich fest, daß er bei seiner Entscheidung, Holzer nicht zu akzeptieren, bleibe. Die Bremer Landesregierung konnte dabei des Beifalls von seiten der SPD-Bürgerschaftsfraktion sicher sein, die einige Tage zuvor „den Beschluß des aus sieben SPD-Senatoren bestehenden Rumpfsenats begrüßt, an die Universität Bremen keine Lehrkräfte zu berufen, die Mitglieder der DKP sind“ (FAZ vom 7. 8. 71). Während dieser ganzen Auseinandersetzungen hörte man von der sogenannten ‚Universitätsspitze‘, insbesondere von Herrn von der Vring, nicht ein Wort.

Heinz Brüdigam Taschenbücher in der BRD

Bilanz einer zwiespältigen Entwicklung

Es gibt nicht wenige Leser in der Bundesrepublik, die, wenn vom Taschenbuch die Rede ist, vor allem an Reihen aus Groschenheftverlagen wie Heyne und Bastei denken, an „Romantic Thriller“, die „Western-Reihe“, die „Science-Fiction-Reihe“, an „Razzia-Kriminalromane“, „Jerry Cotton“, „Shell Scott“ oder auch an „Boulevard“, die „Reihe amerikanischer Erfolgsromane“, und „Brokat“, die „Serie der guten Unterhaltungsromane“. Seit langem bedienen sich auch die typischen Groschenheftverlage des Taschenbuchgewandes und in der Produktion 1970/71 findet man Titel wie diese: „Kommen Sie rasiert zur Hinrichtung“, „Wir haben Oma umgebracht“, „Blut auf den Schienen“, „Das Milliarden-Gehirn“, „Syndikat der Sünde“, „Champagner für ein leichtes Mädchen“, „Seine Hoheit Oskar Krause“ und „Die Verdammten der Liebe“.

Wer hätte wohl an diese Trivialliteratur gedacht, als vor 21 Jahren, in den Frühsommerwochen des Jahres 1950, die ersten deutschen Taschenbücher, die *rororo*-Taschenbücher, in den Auslagen der Buchhandlungen lagen. Heute erscheinen rund 2000 Taschenbuchtitel jährlich und das Taschenbuch hat einen Anteil von 5 bis 6,5 Prozent an der jährlichen Gesamttitelproduktion, wobei die Durchschnittsauflage in der Regel wesentlich höher als die gebundener Bücher ist. Ein systematisches Verzeichnis deutschsprachiger Taschenbücher, das halbjährlich herauskommt, nennt in unseren Tagen über 6000 lieferbare Titel aus mehr als 60 Taschenbuchreihen.¹

Von den 1969 veröffentlichten 2060 Taschenbuchtiteln gehörten 1156 der sogenannten „schönen Literatur“ an — unter diesem Begriff aus der Buchstatistik werden sowohl anspruchsvolle Romane als auch seichteste Unterhaltung gezählt. Als zweithöchste Gruppe in der Taschenbuchproduktion wurde das Sachgebiet „Philosophie, Psychologie“ mit 108 Titeln registriert. Politische Werke erschienen 62. Der immense Anteil der Belletristik ist also unübersehbar. Er betrug hier 56,1 Prozent, in der Gesamttitelproduktion dagegen nur 19,1 Prozent. Noch interessanter wird die Statistik, wenn man Übersetzungen betrachtet. Von den 1969 erschienenen Gesamttiteln waren 9,9 Prozent Übersetzungen, in der Taschenbuchproduktion dagegen 43,6 Prozent. In der „schönen Literatur“ wurden unter den 1969 insgesamt erschienenen Titeln 24,6 Prozent aus anderen Sprachen ins Deutsche übersetzt. Bei den Taschenbüchern 61,9 Prozent! Auf diese eindeutigen Angaben wird später noch zurückzukommen sein.²

¹ Systematisches Verzeichnis deutschsprachiger Taschenbücher, Verlag Dr. Rossipaul, Stammheim/Calw.
² Angaben nach: Buch und Buchhandel in Zahlen. Ausgabe 1970. Herausgegeben vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Frankfurt am Main.

Damals vor zwei Jahrzehnten begann es mit Falladas „Kleiner Mann — was nun?“, Graham Greenes „Am Abgrund des Lebens“, dem „Dschungelbuch“ von Rudyard Kipling, Kurt Tucholskys „Schloß Gripsholm“, Ernest Hemingways „Fiesta“ und dem „Oberst Chabert“ von Honoré de Balzac. So lauteten 1950 die ersten Taschenbuchtitel. Von traditionsbewußten Verlegern und Buchhändlern, die in Leinen gebundene Bücher über alles liebten, wurde dem Unternehmen ein schnelles und fürchterliches Ende vorausgesagt. Es kam anders. Zum erstenmal gelang mit Hilfe von modernen Druck- und Bindeverfahren dem guten preiswerten Buch eine Massenverbreitung von vorher nicht gekanntem Ausmaß. Aus dem Abenteuer *rororo* wurde ein Siegeszug des Taschenbuches. Allerdings bedurfte dieser „Siegeszug“ schon bald einer wesentlichen Einschränkung, da auch Taschenbücher ihrer äußeren Form nach zunächst nur bedrucktes Papier und noch keine Garantie für Qualität sind, noch nichts über Inhalt und Aussage zwischen den Einbänden bekunden. Nachdem das Taschenbuch einmal da war, zeigte sich schon nach relativ kurzer Zeit, daß alles, womit Papier bedruckt wurde, auch im Kleid des billigen Taschenbuches auftreten konnte.

Vorbild der *rororo*-Taschenbücher waren die amerikanischen Pocket Books, die schon damals in den USA eine große Verbreitung fanden. Heinrich Maria Ledig-Rowohlt war 1949 nach New York gereist, um die Massenproduktion der Pocket Books zu studieren. Am 17. Juni 1950 erschienen dann die ersten vier Titel der *rororo*-Taschenbücher. Doch neben dem amerikanischen Vorbild gab es eine deutsche Besonderheit: 1946, im deutschen Hunger- und Elendsjahr nach dem Hitlerkrieg hatte der Ernst Rowohlt Verlag das deutsche Leserpublikum mit einer neuen Idee überrascht. Romane der Weltliteratur, die in Deutschland während der Nazizeit nicht gelesen werden durften und jetzt wegen Papiermangel als Bücher nicht gedruckt werden konnten, erschienen auf billigem Zeitungspapier im Zeitungsformat in hohen Auflagen. Die *Ro-Ro-Ros*, die Rowohlt-Rotations-Romane waren geboren. In der Ernst Rowohlt-Monographie von Paul Mayer heißt es dazu u. a.:

„Nach der geistigen Dürre und der aufgezwungenen Leseenthaltbarkeit der zwölf Terrorjahre gab es einen zuvor nie gekannten Hunger nach Büchern. Bücher hatten einen Tauschwert; vielleicht bekam man für einen lebensverneinenden Schopenhauer einen lebenserhaltenden Katenschinken. Um den gewaltigen Lesehunger, vor allem den der jungen Generation zu stillen, mußte ein Verleger nach neuen Wegen suchen. Mit seinem nie genug zu bewundernden Wirklichkeitssinn erkannte Ernst Rowohlt die Situation der Nachkriegszeit. ‚Es kommt darauf an‘, schrieb er, ‚der Generation der Zwanzig- bis Dreißigjährigen etwas zu bieten, bei der man nichts voraussetzen darf.‘ Schon früher hatte Rowohlt oft betont, man müsse ein breites Publikum gewinnen, und das sei nur durch Senkung der Bücherpreise möglich.“

Die Lese-Hefte, die zum Preis von fünfzig Pfennig verkauft wurden, hießen

offiziell ‚Rowohlt-Rotations-Romane‘. Diese etwas komplizierte Bezeichnung machte aber bald der Abkürzung Platz: ‚RO-RO-RO‘.

Manche, denen die Situation der ersten Nachkriegsjahre nicht mehr deutlich gewärtig ist, vermuten, die verminderte Kaufkraft eines durch den Krieg verarmten Publikums sei der Grund für die Schaffung der Rotations-Romane gewesen. Tatsächlich aber hat nicht Geldmangel zur Entstehung der ‚RO-RO-RO‘-Hefte geführt, sondern der damalige Mangel an Materialien, die für ein gebundenes Buch erforderlich sind. Die Aufzählung der Titel der ‚RO-RO-RO‘-Hefte läßt erkennen, was den Deutschen zwölf Jahre lang vorenthalten wurde. Jetzt konnten die bisher verfemten deutschen und viele bis dahin mißliebige Ausländer erscheinen.“⁸

Zu den veröffentlichten Zeitungsromanen gehörten Ernest Hemingways „In einem andern Land“, Kurt Tucholskys „Schloß Gripsholm“, André Gides „Die Verließe des Vatikans“, Theodor Plieviers „Stalingrad“, Ignazio Silones „Fontamara“, Sinclair Lewis’ „Mantrap“, William Faulkners „Licht im August“, Günther Weisenborns „Memorial“, Viktor Nekrassows „In den Schützengräben von Stalingrad“ und Anna Seghers’ „Das siebte Kreuz“. An den Erfolg der Rotationsromane aus dem Hause Rowohlt konnten die rororo-Taschenbücher anknüpfen.

Gewiß hatte es auch früher in Deutschland nicht an Versuchen gefehlt, gute Literatur für wenig Geld unter einen breiten Leserkreis zu bringen. So gab schon im 19. Jahrhundert der Verleger August Schumann seine „Etuibibliothek der deutschen Klassiker“ und seine „Taschenbibliothek ausländischer Klassiker“ heraus. Zwei später begonnene Unternehmen, Reclams Universal-Bibliothek und die Insel-Bücherei, sind auch über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden und haben bis heute Bestand. Doch der Durchbruch zu großen Leserkreisen — ob auch zu neuen Leserschichten ist umstritten — gelang erst mit den Taschenbüchern unserer Tage, jenen broschierten Glanzfolienbänden, die man als eine Art Synthese aus gebundenem Buch mit Schutzumschlag und Reclam-Bändchen bezeichnen könnte.

Wenn nach demoskopischen Untersuchungen der Prozentsatz derjenigen Personen in der Bundesrepublik, die kein Buch besitzen, von 1958 bis 1967/68 von 32 auf 9 gesunken ist, so hat sicherlich das Taschenbuch einen gewissen Anteil an dieser Entwicklung. Allerdings scheint sich die Hoffnung, mit Taschenbüchern vor allem in den unteren Bevölkerungsschichten eine größere Reichweite zu erzielen, nicht erfüllt zu haben. Untersuchungsergebnisse weichen zwar in gewissen Punkten voneinander ab, doch wird die Reichweite des Buches weitgehend durch den Bildungsstand der Bevölkerung bestimmt. Das gilt auch für Taschenbücher. So ist festgestellt worden, daß von den Buchbesitzern mit Volksschul-

⁸ Paul Mayer: Ernst Rowohlt. rowohlts monographien 139. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Mai 1968, S. 156 f.

bildung über die Hälfte keine Taschenbücher kauften, während unter den Buchbesitzern mit höherer Schulbildung nur sehr wenige keine Taschenbücher anschafften.⁴

Bereits 1966 schrieb der Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Buchmarktforschung, Franz Hinze, in seiner Untersuchung über die „Organisation des Taschenbuchverkaufs im Sortimentsbuchhandel“, daß auf die Frage, wie die Situation auf dem bundesdeutschen Taschenbuchmarkt in einem Satz zu charakterisieren wäre, manche Verleger wahrscheinlich antworten würden: „Der Absatz von Taschenbüchern hat mit der Produktion nicht Schritt gehalten. Vertreter des verbreitenden Buchhandels jedoch dürften formulieren: Es werden zu viele Taschenbücher produziert, die kaum abgesetzt werden können.“⁵

Doch nach dem Anfangserfolg der rororo-Taschenbücher sah es noch anders aus. Auf Rowohlt folgten mit Taschenbüchern 1952 die Fischer Bücherei, der List Verlag und der Goldmann Verlag, 1954 der Ullstein Verlag und in den Jahren darauf viele andere Unternehmen. In diesen Anfangsjahren lag auch der Höhepunkt in den Auflagen der Taschenbücher. Auflagen werden zwar von den meisten Verlagen wie Staatsgeheimnisse behandelt. Doch, von Bestsellern abgesehen, weiß man, daß bei gebundenen Büchern eine verkaufte Auflage von 5000 Exemplaren schon gut und eine Auflage von 10 000 sehr gut ist. Wie Hans K. Platte in seiner „Soziologie der Massenkommunikationsmittel“ mitteilte, betrug die Durchschnittsauflage (!) aller westdeutschen Taschenbücher 1954 ca. 52 000 Exemplare.⁶

1955 begann man im Hause Rowohlt das Programm zu erweitern. Nach und nach kamen die Reihen Rowohlts Deutsche Enzyklopädie, Rowohlts Klassiker, Rowohlts Monographie rororo aktuell, rororo thriller, rororo Handbücher und andere hinzu.

Nach den Angaben des Rowohlt Taschenbuch Verlages lautete im März 1968 das Ergebnis der bisherigen Taschenbuchproduktion: Es erschienen 1500 Titel mit einer Gesamtauflage von 100 Millionen Exemplaren. Das ergibt eine Durchschnittsauflage von über 66 000 pro Taschenbuchtitel. Das ist ohne Frage für Rowohlt ein beachtlicher Erfolg. Denn wie Platte in seiner genannten Arbeit errechnete, erschienen bis 1961 6401 Taschenbuchtitel mit einer Gesamtauflage von 257 Millionen Exemplaren.⁷ Das wäre eine Durchschnittsauflage von gut 40 000 Exemplaren. 1966 wurde gar geschätzt, daß sich die Taschenbuchdurch-

⁴ vgl. dazu die materialreiche Arbeit von Ralf Zoll und Eike Hennig: Massenmedien und Meinungsbildung. Juventa Verlag, München, 1970, besonders im 2. Kapitel „Medienreichweite“; „Reichweite des Buches“, S. 77 ff.

⁵ Franz Hinze: Organisation des Taschenbuchverkaufs in Sortimentsbuchhandlungen. Berichte des Instituts für Buchmarkt-Forschung 24/25/26, Verlag für Buchmarkt-Forschung, Hamburg, 1966, S. 7

⁶ Hans K. Platte: Soziologie der Massenkommunikationsmittel. Ernst Reinhardt Verlag, München und Basel, 1965, S. 122

⁷ ebenda

schnittsaufgabe nur noch um 30 000 bis 35 000 Exemplare bewegt. Damals wurde auch die unterste Grenze genannt, innerhalb deren gerade noch die anfallenden Herstellungskosten der Taschenbuchproduktion zu rechtfertigen seien: 12 500 bis 15 000 Exemplare.

1970 gibt es kaum ein Gebiet, über das Bücher geschrieben werden, das nicht auch irgendwo im Taschenbuch anzutreffen ist. Von der Weltliteratur bis zu Kochbüchern, von Gesetzes-Texten und Sprachführern bis zu Geschichtswerken, politischen Darstellungen und Lexika. Es erscheinen wissenschaftliche Taschenbücher, wie die Delp-Taschenbücher, die Kleine Vandenhoeck-Reihe oder die Urban-Bücher. Der Fritz Knapp-Verlag bietet Taschenbücher für Geld, Bank und Börse an, religiöse Bücher veröffentlicht die Herder-Bücherei und die Siebenstern-Reihe. Die Ravensburger Taschenbücher und die Benzinger Taschenbücher wenden sich an Kinder und Jugendliche. Zahlreiche Klassiker wurden im Taschenbuchgewand veröffentlicht — von Gesamtausgaben Goethes und Schillers bis zu Heine und Shakespeare; auch Balzac gibt es in einer Taschenbuchgesamtausgabe. Die Verleger von Abenteuerliteratur blieben nicht zurück. Jack-London-Taschenbücher erschienen ebenso wie Karl-May-Taschenbücher.

Bald schon wurde die Form des Taschenbuches auch für Literaturgattungen genutzt, an die man sicherlich weder bei Rohwohlt noch bei anderen Verlagen am Anfang gedacht hatte, als die Bemühungen begannen, gute und wichtige Literatur für weniger Geld herzustellen. Bereits in den fünfziger Jahren tauchten in Unternehmen der „Volks- und Unterhaltungsliteratur“, wie sich Groschenheftverlage selbst gern nennen, in Taschenbüchern seichteste Abenteuer-, Western-, Liebes- und Schicksalsromane auf — einschließlich der Hedwig Courthmaler und ihrer schreibenden Töchter.

Auch dem Kriminalroman eröffnete das Taschenbuch ungeahnte neue Möglichkeiten. Die 1952 begonnene Reihe „Goldmanns Taschen-Krimi“ erhielt bald Nachfolger in zahlreichen anderen Unternehmen bis hin zu Groschenheftverlagen wie Moewig, Heyne, Pabel und Bastei. Nicht viel anderes geschah mit den Science-Fiction-Serien, die wie Pilze aus dem Boden schossen.

Es geht nicht darum, gegen den Kriminalroman oder den Science-Fiction-Roman an sich zu polemisieren, da es auch gute Beispiele dieser Gattungen gibt. Nur: Nachdem das Taschenbuch einmal auch für diese Literaturgattungen „entdeckt“ war, gab es für billigste Unterhaltung und für Schund keine Grenzen mehr. Kein Gebiet des gedruckten Wortes ist also dem Taschenbuch verschlossen geblieben, vom anspruchsvollsten Roman der Weltliteratur über jedes nur erdenkliche Sachbuch bis hin zum Kitsch-as-Kitsch-can. Die Taschenbuchproduktion ist inzwischen eine Widerspiegelung der kapitalistischen Buchherstellung in der Bundesrepublik insgesamt geworden. Daß sie dabei nach einigen Seiten besonders „ausschlägt“, darauf wird noch zurückzukommen sein.

1961 wurde der Deutsche Taschenbuch Verlag gegründet. Dieses Unternehmen war auf seine Art auch ein Ausdruck der beginnenden Verlagskonzentration.

Träger des Deutschen Taschenbuch Verlages sind elf Verlage.⁸ 1970 traten als zwölfter Gesellschafter eine Anzahl Jugendbuchverlage bei. Ab 1971 soll die neue Reihe „dtv-Junior“ erscheinen. 1963 stieg auch der Suhrkamp Verlag ins Taschenbuchgeschäft ein. Seine Reihe „edition suhrkamp“ ist aber bereits in mancher Hinsicht eine „neue Generation“ des Taschenbuches, wie wir noch sehen werden. Unter den „alten“ Taschenbüchern hat der Deutsche Taschenbuch Verlag noch einmal den Beweis dafür erbracht, welche großen Möglichkeiten das Taschenbuch im positiven Sinne hat. Wie schnell sich der Begriff dtv durchsetzte, ist nur vergleichbar mit dem Bekanntwerden des Markennamens rororo. Man mag zu einzelnen dtv-Bänden, je nach Interesse und Auffassung, persönlich stehen wie man will, billige Konzessionen an den sogenannten „Publikumsgeschmack“ — auf den sich die Groschenheftverlage immer so gern berufen — wurden hier kaum gemacht. Allerdings haben auch die dtv-Reihen die Gesamtrendenz der Taschenbuchentwicklung zur Verflachung nicht aufhalten können. Obwohl beispielsweise die Sachproduktion in den letzten Jahren auch im Taschenbuch erheblich zugenommen hat, ist sie gegenüber der Belletristik im weitesten Sinne in der Minderheit geblieben.

Die nachfolgende Aufstellung gibt einen Überblick über die Taschenbuchtitelproduktion für die Monate Oktober bis Dezember 1970 in zehn Verlagen. Die Angaben stammen von den Verlagen selbst, aus Prospekten vom Herbst 1970 bzw. aus Verlagsanzeigen der Messesondernummer des Buchhändler-Börsenblattes.⁹ Soweit die Angaben der Verlage einer besonderen Erläuterung bedürfen, erfolgen diese in Fußnoten.

Taschenbuch-Titelproduktion Oktober bis Dezember 1970

Verlag und Reihe	Okt.	Nov.	Dez.	Zusammen
rororo				
Romane und andere Prosa	5	5	6	16
Kriminalromane	2	2	2	6
Farbige LIFE-Bildsachbücher	1	—	1	2
Sachbücher	4	1	—	5
Handbücher	1	2	1	4
Klassiker	1	1	1	3
Monographien	1	1	1	3
Enzyklopädie	1	1	1	3
Sexologie	1	—	1	2
	17	13	14	44

⁸ Gründer und Gesellschafter des Deutschen Taschenbuch Verlages sind folgende Unternehmen: Artemis Verlag, Zürich-Stuttgart; Verlag C. H. Beck, München; Biederstein Verlag, München; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; Carl Hanser Verlag, München; Jakob Hegner Verlag, Köln; Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; Kösel-Verlag KG, München; Nymphenburger Verlagshandlung, München; R. Piper & Co. Verlag, München; Walter-Verlag, Olten-Freiburg.

⁹ Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurt/Main, 26. Jahrgang, 2. September 1970, Sondernummer Frankfurter Buchmesse 1970

dtv				
Allgemeines Programm	9	9	8	26
Wissenschaftliches Programm	4	5	5	14
	13	14	13	40
Fischer Bücherei				
Allgemeine Reihe	5	7	8	20
Sonderreihen	2	3	1	6
Wissen	4	2	3	9
	11	12	12	35
Ullstein Bücher				
Allgemeine Romane	8	5	4	17
Kriminalromane	6	6	6	18
	14	11	10	35
Suhrkamp Verlag				
edition suhrkamp	8	6	6	20
Goldmann Taschenbücher ¹⁰				
Gelbe Taschenbücher	monatlich 10—15 Titel			ca. 40
Abenteuer Taschenbücher	1	1	1	3
Weltraum Taschenbücher	1	1	1	3
Taschenkrimi	8	8	8	24
	monatlich 20—25 Titel			ca. 70
Heyne Bücher ¹¹				
Allgemeine Reihe	5	5	5	15
Heyne Extra	1	1	1	3
Kriminalreihe	4	4	4	12
Romantic Thriller	1	1	1	3
Simenon Romane	1	1	1	3
Western Reihe	3	3	3	9

¹⁰ Im Gegensatz zu anderen Verlagen gibt der Münchener Goldmann Verlag keine detaillierten Voraussschauen auf die Titelproduktion in bestimmten Monaten bekannt. Nur in den Abenteuer-, Weltraum- und Krimireihen steht die monatliche Titelproduktion fest. Über die Gelben Taschenbücher sagt der Goldmann-Gesamtkatalog 1969/70: „Jeden Monat erscheinen 10—15 neue Bände“. Monatliche Zeitungsanzeigen nennen oft eine Vielzahl von Titeln. So wurden im Oktober 1970 unter dem Stichwort „Neu im Oktober“ 25 Gelbe Taschenbuchtitel genannt. Darunter waren aber mindestens 8 Neuauflagen. Neben den monatlichen 8 neuen Taschenkrimis erscheinen auch 8 Krimi-Neuauflagen.

¹¹ Außer den hier genannten Reihen gibt der Heyne Verlag, München, auch noch „Heyne Lebendige Weltgeschichte“ heraus nach Otto Zierers „Bild der Jahrhunderte“. Diese Reihe ist mit 21 Bänden abgeschlossen und wird jetzt auch zusammen in einer Kassette angeboten.

Science-Fiction-Reihe	6	6	6	18
Praktische Reihe	3	3	2	8
Heyne Sachbuch	1	1	1	3
Mensch und Sexualität	1	1	1	3
Exquisit Bücher	1	1	1	3
Bestseller der Weltliteratur	—	—	1	1
	27	27	27	81
Desch Verlag ¹²				
Die Mitternachtsbücher	4	4	4	12
Knaur Taschenbücher ¹³	alle 2 Monate 4 Titel			6
Bastei Verlag ¹⁴	monatlich 6—10 Titel			ca. 25
Gesamt:	monatlich 120 bis 125 Titel, im Vierteljahr 360 bis 375			

Bewußt wurden für diese Übersicht über die Taschenbuchtitelproduktion eines Vierteljahres Verlage unterschiedlichster Art zusammengestellt. Große Taschenbuchunternehmen, die sich mit immer neuen Reihen und neuen Sachgebieten neue Absatzmöglichkeiten erhoffen und andererseits Verlage, in denen die Taschenbuchproduktion nur ein Nebenprodukt ist. Neben Reihen typischer Taschenbücher steht auch die „edition suhrkamp“, die mit ihren Auflagenhöhen kaum das erreichen dürfte, was sich Taschenbuchverleger einst erträumten. Zu den in ihrer Hauptproduktion „seriösen“ Verlagen kommen schließlich jene Unternehmen, in denen die Trivialliteratur im Vordergrund steht. Natürlich hätte man zu diesen zehn Verlagen noch eine Reihe anderer hinzufügen können.

¹² Neben der Krimireihe „Die Mitternachtsbücher“ erscheinen im Münchener Desch Verlag auch Taschenbuchreihen nach Sammlungen aus dem Desch Verlag, darunter „Das Dritte Reich“, „Der Zweite Weltkrieg“ oder „Das moderne Lexikon der Erotik“. Diese Reihen sind abgeschlossen.

¹³ Im Gegensatz zu früheren Jahren erscheinen in der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München, nur jeden zweiten Monat neue Taschenbücher, meist Erfolgstitel aus dem allgemeinen Buchprogramm des Verlages. Von September 1970 bis Januar 1971 waren 12 Titel angekündigt.

¹⁴ Die monatliche Titelproduktion des Bastei-Verlages Gustav H. Lübbe, Bergisch Gladbach, wurde geschätzt, da verlässliche Angaben, wieviele Titel monatlich erscheinen, nicht vorliegen. Ende 1970 führte der Verlag 2 Reihen unterschiedlichen Umfangs. Im einzelnen handelte es sich dabei um folgende Reihen (die Angaben in Klammern folgen einem Verlagsverzeichnis): Razzia Kriminalroman (Schocker aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten), Jerry Cotton (Die Kriminalserie von der die Welt spricht. Millionen Leser in 50 Ländern), Shell Scott (Die amerikanische Kriminal-Bestseller-Serie mit dem berühmten Privatdetektiv), Western (Harte Storys aus Amerikas wilden Jahren. Von amerikanischen und deutschen Autoren), Boulevard (Diese Reihe bringt amerikanische Erfolgsromane), Familie & Leben (Hilfe und Information für alle Gebiete des täglichen Lebens), Diagnose (Freie Auswahl der besten Arztromane deutscher und ausländischer Autoren), Dr. Thomas Bruckner (Die einzige deutsche Taschenbuchserie, die ein praktizierender Chirurg schreibt), Brokat (Die Serie der guten Unterhaltungssromane), Kamin (Erfolgreiche Romane und Lizenzangaben führender deutscher Verlage), Kamin Doppelband (Die goldenen Doppelbände mit internationalen Romanerfolgen), Bastei Bestseller (Bestsellerautoren. Romane von Weltruf in Dreifachbänden). Die Bastei Taschenbuch Bestell-Liste VII/1970, die am Stand des Bastei Verlages auf der Frankfurter Buchmesse auslag, nannte insgesamt etwas über 200 lieferbare Titel aus allen Reihen.

Doch abgesehen davon, daß rein wissenschaftliche Taschenbuchverlage aus verschiedenen Gründen schwer mit den hier aufgeführten vergleichbar sind, spielen andere Unternehmen — wie etwa der Münchener List Verlag — mit ihrer Taschenbuchproduktion rein zahlenmäßig kaum noch eine Rolle. In diesen zehn genannten Verlagen ist die wesentliche Taschenbuchproduktion der Bundesrepublik konzentriert. Wie wir eingangs gesehen haben, erschienen 1969 2060 Taschenbuchtitel, davon waren 1514 Erstauflagen. Die zehn genannten Verlage bringen in einem Vierteljahr 360 bis 375 neue Taschenbuchtitel heraus. Das würden umgerechnet auf ein Jahr 1440 bis 1500 Titel bedeuten.

Doch ist die Übersicht auch noch in vielerlei anderer Hinsicht aufschlußreich: Rowohlt, dtv, Fischer und Ullstein liegen mit 10 bis 17 Bänden im Monat und 35 bis 44 Bänden im Vierteljahr sozusagen auf einer Ebene. Bei Goldmann erscheinen 20 bis 25 Titel monatlich, im Vierteljahr rund 70 und im Heyne Verlag sogar monatlich 27 und im Vierteljahr 81. Diese absolute Spitze des Heyne Verlages sagt deutlich genug, welchen Trend das Taschenbuch eingeschlagen hat. Ein anderer Vergleich: Von den 360 bis 375 angekündigten Taschenbüchern der Monate Oktober bis Dezember 1970 sind rund 120, also etwa ein Drittel, auf den ersten Blick als Kriminal-, Abenteuer-, Western- und Science-Fiction-Romane erkennbar. Hinzuzufügen wäre, daß sich außerdem auch noch in „allgemeinen“ Reihen manche Titel finden, die unschwer als Beispiele der sogenannten Trivalliteratur erkennbar sind.

Gerade in diesem Zusammenhang wäre natürlich ein Wort über Auflagenhöhen zu sagen. Doch sind die meisten Verlage auch auf dem Gebiet des Taschenbuches, was die konkrete Auflage bestimmter Bücher betrifft, in aller Regel nicht sehr informationsfreudig, worüber auch die Veröffentlichung von einzelnen Erfolgszahlen nicht hinwegtäuschen kann. Um zu bestimmten Ergebnissen zu kommen, ist man auf Kombinationen angewiesen.

Der Goldmann Verlag mit seiner sehr gemischten Produktion wirbt schon seit einiger Zeit mit dem Hinweis, die Goldmann Taschenbücher seien die größte deutsche Taschenbuchreihe. An konkreten Auflagenzahlen erfuhr man im Oktober 1970 in einer Zeitungsanzeige,¹⁵ daß Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ im 165. Tausend, Mary Scotts „heiterer Roman“ „Es tut sich was im Paradies“ im 159. Tausend, der Band „Soldatengesetze mit ausführlichem Schlagwortregister“ im 137. Tausend, „Der Koran. Das heilige Buch des Islam“ im 110. Tausend, ein „Hausbuch für die ganze Familie“: „Stille Nacht, 'eilige Nacht“ im 88. Tausend und die Sammlung „Deutsche Balladen“ im 71. Tausend erschienen sind. Nur was sagen diese Erfolgszahlen, wenn der Buchhändler aus seiner Fachzeitschrift erfährt: „Goldmann Taschenbücher. Mit 2870 Titeln die größte deutsche Taschenbuch-Reihe. Gesamtauflage über 110 Millionen.“¹⁶ Man

¹⁵ Vgl. Goldmann-Anzeige in: Die Zeit, Hamburg, Nr. 41. 9. 10. 70

¹⁶ Börsenblatt-Sonderausgabe a.a.O. S. I/252

teile die 110 Millionen durch die 2870 Titel und erhält eine Durchschnittsauflage von etwas über 38 000. Mit Erfolgszahlen einzelner Titel können viele Taschenbuchverlage aufwarten. Um hier einige Beispiele aus der Fischer Bücherei zu nennen: Im November 1969 erschien eine Neuauflage von Günter Grass' „Blechtrommel“ im 673. Tausend, im April 1970 Thomas Manns „Buddenbrooks“ im 222. Tausend. Im Juli 1970 Carl Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ im 412. Tausend, Erzählungen von Franz Kafka im 771. Tausend und Thomas Manns „Lotte in Weimar“ im 127. Tausend und im August 1970 „Die weiße Rose“ von Inge Scholl im 315. Tausend und Max Frisch' „Stiller“ im 306. Tausend. Für Durchschnittsauflagen geben diese Erfolge keinerlei Anhaltspunkte, zumal auch Neuauflagen im 20. und 30. Tausend erscheinen.¹⁷ Der Desch Verlag schreibt über seine Krimireihe „Die Mitternachtsbücher“: „Gesamtauflage über 12 Millionen Exemplare seit 1958.“¹⁸ Monatlich erscheinen vier Bände. Insgesamt kamen bisher rund 500 Titel heraus. Danach betrüge die Durchschnittsauflage 24 000. Der Heyne Verlag wirbt zwar unter Buchhändlern „Umsatzstark weil marktgerecht — 25 Titel im Monat“,¹⁹ doch Auflagenhöhen werden nicht genannt. Der Bastei-Verlag verkündet: „Im Jahre 1969 wurden über 5 Millionen Bastei-Taschenbücher verkauft“,²⁰ nennt aber nicht die Zahl der Titel, auf die sich dieser Umsatz bezieht. Würde man auf diese 5 Millionen Bücher ähnlich wie 1970 eine Auswahl vorrätiger Titel von etwa 200²¹ anrechnen, so käme man auf eine Durchschnittsauflage von 25 000 Exemplaren, gleich ob aus der Reihe „Razzia“, „Boulevard“ oder „Brokat“. Anders gesagt: Gültige Aussagen über den tatsächlichen auflagenmäßigen Umfang der heutigen bundesdeutschen Taschenbuchproduktion lassen sich aus den vorliegenden Angaben unterschiedlicher Qualität nicht gewinnen. Doch um jedes Mißverständnis auszuschließen: 5 Millionen Bastei-Bücher sind natürlich, unabhängig davon, auf wieviele Titel sie sich verteilen, schlimm genug, da sich der Großteil dieser „Unterhaltungsliteratur“ eben anpreist wie „Der Gorilla schickte seine Puppe“ und auch kaum andere Aussagen zu machen hat. Man braucht auch kaum noch über Auflagenhöhen zu diskutieren, wenn, wie wir festgestellt haben, etwa ein Drittel der Taschenbuchproduktion der Krimi-, Horror-, Schocker- und Schnulzen-Literatur angehört. Selbst wenn diese bedruckten Papierstöße keine höheren Auflagen erreichen als die Bände mit literarisch oder gesellschaftlich und politisch wichtigen Texten, ist ihr Einfluß auf das Gesamtgefüge der Taschenbuchproduktion und auf den Taschenbuchleser so groß, daß es schwer fällt, nur noch von Tendenzen zu sprechen. Denn hohe Auflagen, wie sie Zuckmayer oder Thomas Mann erreichen, sind auch im Taschenbuch Ausnahmen.

¹⁷ Angaben nach den Bestelllisten, die monatlich an den Buchhandel von der Fischer Bücherei versandt werden.

¹⁸ Desch-Prospekt Neue Bücher 2. Halbjahr 70

¹⁹ Börsenblatt-Sonderausgabe a.a.O. S. I/227

²⁰ ebenda S. I/235

²¹ siehe Fußnote 14

Es ist sicherlich interessant, festzustellen, daß sich seit einiger Zeit nicht nur der Heyne Verlag, sondern neuerdings auch der Bastei-Verlag darum bemüht, das Niveau zu heben. Offensichtlich deshalb, um den Groschenheftverlag wenigstens ein wenig abzustreifen. In beiden Verlagen sind auch Autoren der gehobenen Unterhaltungsliteratur vertreten. So findet man bei Heyne z. B. drei Traven-Bände, zwei Romane der Amerikanerin Grace Metalious oder auch ein Buch von Hermann Kesten. Im Bastei-Programm befinden sich Romane von Henry Jaeger, Willi Heinrich und Hans Hellmut Kirst und man weist in der Werbung darauf hin, daß „führende Verlage“ an den Bastei-Verlag Erfolgstitel geben. Sicher ließen sich Überlegungen dazu anstellen, wieso der Bastei-Verlag diese Bücher erhält und ob sich keine anderen Verlage mehr dafür interessieren. Doch ließen sich daraus nur vielleicht gewisse „Tendenzen“ ablesen. Auf jeden Fall sind Bücher der genannten Autoren noch die Ausnahmen. Wenn eingangs auf die hohe Quote der Übersetzungen in der Taschenbuchproduktion hingewiesen wurde, dann sind sie vor allem bei Bastei, Heyne, Goldmann, sowie in den Krimi-, Abenteuer-, Unterhaltungs- und Science-Fiction-Serien anderer Verlage zu finden. Von den 1156 Taschenbuchtiteln im Bereich der „Belletristik“ waren 716 oder 61,9 Prozent 1969 Übersetzungen. Davon kamen 351 aus den USA, 208 aus den übrigen englisch sprechenden Ländern, 107 aus dem Französischen und der Rest aus anderen Sprachen.²² Deutlicher läßt sich der Anteil der anglo-amerikanischen „Unterhaltungsliteratur“ am bundesdeutschen Taschenbuch kaum ausdrücken.

Zu dieser Entwicklung, der Eroberung des Taschenbuchs durch die triviale Massenliteratur, formierte sich eine gewisse Gegenkraft, die im Grunde mit der „edition suhrkamp“ begonnen hat. Diese Taschenbuchreihe aus dem Suhrkamp Verlag, die schon durch ihre regenbogenfarbene Umschlaggestaltung von anderen Taschenbuchreihen abweicht, will vor allem der neuen deutschen Literatur als Plattform dienen. Hier erschienen wichtige zeitgenössische literarische und politische Texte und es kam beispielsweise auch eine preiswerte Brecht-Gesamtausgabe heraus. Es liegt in der Natur der „edition suhrkamp“, daß sie sich von vornherein an bestimmte Leserkreise wendet. Bis Mitte 1970 erschienen 410 Titel in einer Gesamtauflage von 8,5 Millionen Exemplaren. Das ist immerhin noch eine Durchschnittsauflage von über 20 000. Seit 1968 erscheint die „Reihe Hanser“ — Erstdrucke und Neuauflagen schwer zugänglicher Arbeiten stehen auf dem Programm —, die zwar deutlich an das Vorbild der Taschenbücher anknüpft, doch eigentlich weder vom Preis noch von der Auflage her als Taschenbuch in dem Sinn angesprochen werden kann, wie es vor 20 Jahren verstanden wurde. Die Erstauflagen der Reihe Hanser liegen zwischen 5000 und 10 000 Exemplaren, der niedrigste Preis beträgt 5,80 DM. Ähnliches ist von der neuen Reihe „pocket“ bei Kiepenheuer & Witsch oder der „Sammlung Luchterhand“

²² Buch und Buchhandel in Zahlen . . . a.a.O. S. 17

zu sagen. Es sind broschiierte Bücher, die äußerlich Taschenbüchern ähnlich sehen. Preismäßig beginnen sie bei 4,80 DM und enden bei 12,— bis 14,— DM (sind dabei also immer noch preisgünstiger als manche Paperbacks, von gebundenen Büchern gar nicht zu reden). Ob diese „neue Generation“ von Taschenbüchern irgendeinen Einfluß auf die gesamte Taschenbuchstruktur haben wird, oder ob es nur besondere Buchreihen sind, die es immer schon gegeben hat, ist natürlich schwer vorauszusagen.

Was die Preisentwicklung im Taschenbuch betrifft, um auch darauf wenigstens kurz einzugehen, so ist sie durch einige eindeutige Zahlen markiert: Die ersten rororo-Taschenbücher kosteten vor 20 Jahren 1,50 DM. Heute werden für den Einfachband bei Rowohlt 2,80 DM (ebenso bei dtv, Fischer und Ullstein) verlangt. Das ist fast eine Verdoppelung. Doch haben sich laut der Börsenvereinsstatistik in diesen 20 Jahren die Durchschnittsladenpreise für Bücher insgesamt fast verdreifacht. 6,48 DM betrug der Durchschnittsladenpreis 1951, dagegen 18,60 DM 1969.²³ Andererseits darf man natürlich nicht verschweigen, wie indirekte Preissteigerungen in den Taschenbuchverlagen dadurch erfolgten, daß man Doppelbände, Dreifachbände, Vierfachbände usw. einführte. Die teuersten Taschenbücher kosten heute bei Rowohlt 7,80 DM, bei dtv sogar 9,80 DM.

An diesen Preisen gemessen wären auch die „Reihe Hanser“ oder die „Sammlung Luchterhand“ wieder „konkurrenzfähig“. Man soll gewiß für den kapitalistischen Buchmarkt keine Prophezeiungen treffen wollen. Doch wird man eines annehmen können: Wenn sich Einrichtungen wie die „Reihe Hanser“, „pocket“ oder „Sammlung Luchterhand“ kraft des Konkurrenzkampfes nicht zu Mammutreihen ausdehnen, die „für jeden etwas“ bringen wollen, dann werden sie ihren festen Leserkreis nicht nur gewinnen, sondern auch behalten. Das hat sich bereits an der „edition suhrkamp“ gezeigt.

Allerdings ein neues und anderes Massenpublikum wird das in keinem Fall sein. Das liegt weniger an den Verlagen als an den Verhältnissen in der kapitalistischen Gesellschaft, vor allem am Bildungsprivileg und der auf Profit bedachten Kulturindustrie.

Vielleicht würden Pioniere der deutschen Taschenbücher heute sagen: So etwas ähnliches wie die „Reihe Hanser“ oder die Sammlung Luchterhand“ haben wir uns damals vorgestellt, als wir wichtige Bücher für wenig Geld herausbringen wollten. Die Rechnung, neue Leserschichten ohne Änderung der Gesellschaft zu gewinnen, konnte nicht aufgehen. Die Profitmaximierung mittels Rationalisierung in der Herstellung (Großeinkauf von Papier, Rotationsdruck) und beim Vertrieb (Abonnementssystem) verhinderte eine Programmplanung nach inhaltlichen Gesichtspunkten.

Ohne Frage hat die über zwanzigjährige Taschenbuchentwicklung vielen Bundesbürgern zum Teil bessere und wichtige Bücher auf den verschiedensten Gebieten

²³ Buch und Buchhandel in Zahlen . . . a.a.O. S. 27

gebracht, als das ohne das Mittel Taschenbuch möglich gewesen wäre. Ausschlaggebend bleibt allerdings, daß das Taschenbuch an der Profitgesellschaft auch seine Grenzen findet.

Schon 1959 hat Hans Magnus Enzensberger in seiner „Analyse der Taschenbuchproduktion“ die Buchfabrik im Kapitalismus unserer Tage so skizziert:

„Die Manuskriptbörse ist international. Ehe der Erfolgsautor den ersten Bogen in die Maschine spannt, ist über sein Werk überall schon disponiert. Vorabdrucke und Übersetzungsrechte, Digest-Extrakte, Nachdrucke für Buchgemeinschaften und Taschenbuchlizenzen für ganze Verlagsproduktionen werden verplant, noch bevor die erste Zeile entsteht. Diese Entwicklung des Verlagsgeschäfts auf die Methoden der großindustriellen Konsumgüterfertigung hin spitzt sich bei der Herstellung von Taschenbüchern aufs äußerste zu. Das ganze Kalkül basiert auf der Vorstellung der Mengenkonjunktur: Der Gewinn liegt in maximalem Umsatz bei minimalen Preisen. Die Schere einer solchen äußerst knappen Kalkulation zwingt zu radikaler Rationalisierung. Der Einheitspreis tritt an die Stelle ad hoc festgesetzter Ladenerlöse, die Markenbezeichnung ersetzt das Signet. Hinter den Erfordernissen der Serie tritt der Einzeltitel zurück. Die Herstellung wird vom Format bis zum Satz, von der Bindung bis zum kleinsten Teil der Aufmachung vereinheitlicht. Von besonderer Wichtigkeit ist die Standardisierung der Titelbilder... Ein Stillstand der gesamten Maschinerie, etwa mit der Begründung, es lägen nicht genügend brauchbare Texte vor, ist völlig undenkbar.“²⁴

Das gilt im Prinzip auch heute noch.

Allerdings ist hier nicht zu übersehen, daß sich eine Kritik der Taschenbuchproduktion nicht so sehr am Medium orientieren dürfte, sondern vor allem an der Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen der herrschenden Kultur sowie nach den zu ihrer Veränderung notwendigen Inhalten.

²⁴ Hans Magnus Enzensberger: Analyse der Taschenbuch-Produktion. In: Neue Deutsche Hefte, Gütersloh, 1959, Heft 57

Jürgen Alberts Die Bild-Zeitung und das Rechtskartell

Die studentische Anti-Springer-Kampagne versteifte sich zum einen auf die Werte wie journalistische Objektivität und Publizität, zum anderen wurde allenthalben von Manipulation als *dem* Begriff gesprochen. Die Einsicht, daß dieses Wort nicht nur durch allzu häufigen Gebrauch seinen Aussagewert verlor, sondern auch dem Bewußtsein der Aufzuklärenden neue Schranken setzte, indem mit diesem schnellhaftenden Aufkleber alles überdeckt wurde, kam erst spät. „Von Manipulation ist meist mit dem Unterton einer Wehklage die Rede, die auf idealistische Erwartungen schließen läßt: als hätte der Klassenfeind sich an die Fairness-Parolen, die er zuweilen ausgibt, jemals selbst gehalten.“ (Enzensberger „Baukasten zu einer Theorie der Medien“, Kursbuch 20)

In der These von der totalen Manipulation, wie sie unter Linken immer wieder zu hören ist, steckt die Voraussetzung, daß die Redakteure mit vollem Bewußtsein die ‚Wahrheit‘ verdrehen. Vom Leser aus gesehen ist dies auf jeden Fall ein Scheinproblem, da er weder Informationen aus der *Bild*-Zeitung immer mit Hilfe anderer Medien falsifizieren, noch den Stellenwert der ‚manipulierten‘ Information richtig einordnen kann. Man sollte im Zusammenhang mit der *Bild*-Zeitung nicht mehr von „Verdummung“ sprechen, sondern eher davon, daß der Leser von der inhaltlichen Argumentation, z. B. während der Berichterstattung über die Streiks im September 1969 oder die Studentenunruhen, abgeschnitten wird. Gerade dieses Abtrennen der inhaltlichen Argumentation hat eine irrationale, ressentimentgeladene, auf Schwächung der Denkfähigkeit abzielende Widergabe politischer Ereignisse zur Folge. Unbeachtet bleiben in der These von der totalen Manipulation aber auch die Möglichkeit des notwendig falschen Bewußtseins der *Bild*-Journalisten, sowie die Marktgesetze der Kulturindustrie, die für die *Bild*-Zeitung, die ja nicht automatisch ins Haus kommt, sondern als tägliches Konsumgut neu erworben werden muß, in besonders strengem Maße gelten.

„Die Ambivalenz zwischen liberaler Theorie und Herrschaftsverhältnissen wird in der Entwicklung des Meinungsmarktes, wo sich das liberale Prinzip der Nicht-Intervention des Staates behauptet, besonders deutlich. Der Bereich der öffentlichen Meinung, einmal zur Befreiung von irrationalen Herrschaftszwängen konzipiert, verwandelt sich zunehmend zu einem Instrument der ökonomisch und politisch Mächtigen.“ (Liselotte Hinz „Meinungsmarkt und Publikationsorgan in: Schäfer/Nedelman „Der CDU-Staat“.) Springers Interesse als Unternehmer, die *Bild*-Zeitung zu verkaufen, ist notwendig gekoppelt mit den Interessen der Konzernherren, ihre Produkte zu verkaufen. Sie stehen eindeutig im Widerspruch zu den Interessen der 89 Prozent lohnabhängiger Leser dieser Zeitung.

Die Lösung aus diesem Dilemma ist so einfach wie wirkungsvoll; in der *Bild*-Zeitung werden vorrangig solche Themen behandelt, über deren Interpretation kaum Uneinigkeit herrschen dürfte: sex&crime&disaster, Sport und Liebe. Zeitweilig werden unproblematische Kampagnen vom Zaun gebrochen, wie jene zur Sicherheit der Schrankenanlagen 1966 oder noch trivialer jene um den Fußballer Lothar Emmerich. Nur selten ist Springer gezwungen worden, aufgrund unübersehbarer politischer Ereignisse Stellung zu beziehen zu Themen, deren Brisanz drohte, das sorgfältig ausbalancierte Gleichgewicht zwischen den Interessen des Unternehmers Springer und den Interessen des *Bild*-Zeitungsverkäufers Springer, der sich ansonsten neutral und unabhängig gibt, zu zerstören. (Vgl. dazu den Aufsatz des Verfassers „*Bild* im Einsatz. Analyse der Berichterstattung zu den September-Streiks 1969“ in *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 9/70.)

Die ständigen Beteuerungen Springers, keinen Einfluß auf seine Zeitungen auszuüben, finden zumindest eine Beschränkung durch die 4 Essentials, die Springer im Oktober 1967 vor dem Hamburger Überseeklub formulierte: „1. Eintreten für die Wiederherstellung der deutschen Einheit; 2. Aussöhnung zwischen Deutschen und Juden; 3. Ablehnung jeglicher Art von politischem Totalitarismus; 4. Bejahung der sozialen Marktwirtschaft.“ Daß hinter diesen Essentials eine handfeste Ideologie steht, kann an der Berichterstattung der Springer Zeitung leicht abgelesen werden: Berichte über die DDR und die UdSSR als Berichte im Sinne einer Wiedervereinigung anzusehen, wird schwerfallen, es sei denn, man begreift Springers Interesse an einem größeren, um nicht zu sagen, imperialistischeren Deutschland kapitalistischer Prägung; und das Festhalten an der sozialen Marktwirtschaft brauchen demnach schon keine Erläuterungen mehr, es geht ausschließlich um die Erhaltung der kapitalistischen Interessen. Diese Essentials sind also keine Leerformel, wie verschiedene Autoren meinen (z. B. Zoll/Hennig, in: „Massenmedien und Meinungsbildung“, München 1970), sondern vielmehr vom Konzernherren festgelegte Grundsätze, die Berichte und Berichterstattung eindeutig festlegen. Denn alles, was sich in der ökonomischen Sphäre abspielt, ob Streik oder betrieblicher Konflikt, muß in bestimmter Weise dargestellt und interpretiert — oder ausgeklammert werden.

Ein Leitsatz Springers und die Realität

Schon der Begriff „Totalitarismus“ verrät die Perspektive: analog der Totalitarismusforschung (Kelsen, Bracher, Fraenkel), die die Formen politischer Macht am bürgerlichen Parlamentarismus mißt, sie dann als ihre Inhalte setzt, bzw. die Inhalte politischer Macht zu negieren versucht, möchte Springer, so sein Leitsatz, gegen die Formen des totalitären Staates vorgehen. Allerdings, Berichte über faschistische Diktaturen Griechenlands, Persiens, Spaniens und Lateinamerikas fehlen in der *Bild*-Zeitung vollständig. Und ein letztes steckt im „Totalitarismus“-Begriff: indem der scheinbar neutralere Namen gewählt wird, fällt die

historische, speziell die deutsche Erscheinung des Faschismus immer zusammen mit anderen „totalitären“ Systemen, konkret: die Gleichsetzung von rot und braun, links und rechts, ist Entlastungshilfe für das „Gewissen der deutschen Nation“.

In Wirklichkeit kämpft *Bild* ständig gegen die „rote Gefahr“, nie aber warnt das Blatt vor der tatsächlichen Gefahr — dem Faschismus. Im Gegenteil: *Bild* liefert die massenhafte Begleitmusik für den Neofaschismus. Die folgenden Beispiele belegen das. (Ein eklatanter Fall wurde schon von Helmut Karlson in seiner Dokumentation „hexenjagd '71“ (Sonderdruck im kürbiskern 2/71) dargestellt. Inzwischen ist offenkundig, daß diese Kampagne die Notstandsaktion im Raum Hamburg publizistisch vorbereitete. Der Hamburger Polizeichef auf die besorgte Anfrage eines Journalisten: „Waren sie eigentlich im Krieg.“)

a) Die Entführung des Michael Luhmer — Verdächtigungen gegen Baader-Meinhof und „Aktion Riga“

Nachdem die Hetzjagd auf die sogenannte „Baader-Meinhof-Bande“ keine präsentierbaren Opfer gezeigt hatte, und *Bild* nicht wie in vielen sonstigen Fällen kurz nach Hochspielen eines Verbrechens berichten konnte, der Mörder sei eingefangen, und damit die stimulierten Leserängste bis zum nächsten Verbrechen beruhigte, wurde der Fall des Michael Luhmer zum Gegenstand falscher Verdächtigungen. *Bild* vom 25. 2. 1971:

Kidnapper entführten 7jährigen im Karneval. Steckt die Baader-Meinhof-Bande dahinter? Minister will 200 000 DM Lösegeld für Michael zahlen.

Zweite Forderung der Entführer: Laßt einen verhafteten Rechtsanwalt frei! Und schon war den Gerüchten freier Lauf gelassen, der verhaftete Rechtsanwalt, es gab da nur einen „Prominenten“, muß Mahler sein, also die „Baader-Bande“. Und aus der Frage auf der Titelseite wird auf Seite 8 unter der Überschrift: Michael von der APO-Bande entführt? immer stärkere Gewißheit. *Bild* möchte nicht selbst die Vermutung äußern, sondern läßt Polizei, Rechtsanwalt Bossi und dessen Gehilfen Steffen Ufer glaubwürdig vermuten. In diesem ausführlichen Artikel steckt aber auch der Beweis dafür, daß *Bild* systematisch die Wahrheit verdreht:

Gegen 21 Uhr klingelte dann bei Michaels Lehrerin das Telefon. Ingeborg Antz (41) berichtete: „Eine Männerstimme meldete sich: Hier ist die Aktionsgruppe Riga. Wir haben Ihren Schüler Michael Luhmer entführt . . .“

Bild wußte also zu diesem Zeitpunkt, die rechte Aktionsgruppe Riga könnte in Verbindung mit dieser Entführung stehen. Symptomatisch für die *Bild*-Zeitung ist, für welchen Verdacht sie sich entschieden hat.

Als Roll, der Entführer, gefaßt wurde, stellte *Bild* zwar heraus, daß es sich um einen Rechtsradikalen handelt: Im Schrank des Entführers lag Hitlers „Mein Kampf“ (4. 3. 1971, S. 5), aber er wurde, laut *Bild*, von Polizei und Verwandten als Verrückter dargestellt. Die Parallele zum Dutschke-Attentäter ist eindeutig: Rechtsradikale, die zu solchen Taten fähig sind, können nur verrückt sein. *Bild*

lieferte die Entschuldigung, von dem Zusammenhang zwischen Roll und der ‚Aktionsgruppe Riga‘ wurde nicht mehr gesprochen.

b) *Bild* berichtet über den Mahler-Prozeß und den Weil-Prozeß

Schon die Gegenüberstellung der inhaltlichen Menge zeigt, wie die *Bild*-Zeitung die Schwerpunkte verteilte: 2 Meldungen (am 2. 3. und am 9. 3.) über den Prozeß gegen den rechtsextremen Ekkehard Weil, der auf einen Soldaten am sowjetischen Ehrenmal schoß, 6 Meldungen bzw. größere Berichte zum Prozeß gegen den Rechtsanwalt Horst Mahler (1. 3.; 2. 3.; 5. 3.; 9. 3.; 12. 3. und 16. 3.) Auch bei diesen beiden Fällen ließ *Bild* keinen Zweifel, welcher Fall für die *Bild*-Öffentlichkeit der wichtigere ist. Während der Leser zum Weil-Prozeß erfuhr, daß ein Sowjet-Soldat aussagte und daß Weil zu 6 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt wurde, berichtete *Bild* von jedem Prozeßtag im Mahler-Prozeß:

Elektrosonden überprüfen Zuschauer im Mahler-Prozeß (1. 3.); Nach einer Stunde: Ärger mit Mahler (2. 3.); Mahler-Prozeß: Geheimnis um den Maskenmann (5. 3.); Mahler-Prozeß: Der Zeuge kam ohne Hemd (9. 3.); Am Telefon meldete sich die ‚Rote Armee‘ (12. 3.); Heute bin ich ein Nervenbündel (16. 3.). Ein letzter Vergleich bietet sich an: der angeschossene Sowjet-Soldat wurde in der *Bild*-Zeitung nur kurz zum Tathergang zitiert, der angeschossene Archivar Georg Linke wird zum Mittelpunkt einer Kriminalschilderung mit sentimentalem Ende.

Auch hier ist eine Anmerkung zum journalistischen Verfahren zu machen: je mehr „Sensation“ eine Nachricht enthält, desto größer ist die Möglichkeit, sie als „Sensation“ herauszustellen, allerdings zeigt die *Bild*-Zeitung immer wieder, daß man auch aus nicht sensations-trächtigen Stoffen eine großaufgemachte Nachricht machen kann. Das Mißverhältnis der Berichterstattung über Weil- und Mahler-Prozeß ist so groß, daß auch in diesem Fall von Hochspielen bzw. Verschweigen gesprochen werden kann.

Der Fall Jochen Vogel

„SPD-Oberbürgermeister von München kündigt seinen Rücktritt an. Er warnt Willy Brandt: Dieser Weg ist verderblich“

Mit diesem Aufmacher wurde am 19. 2. eine weitere Kampagne der *Bild*-Zeitung gegen die sogenannte ‚Links-Koalition‘, die ja auch nicht umsonst so genannt wird, und für die Unterstützung der rechten Kräfte in der BRD eingeleitet. Vogel hatte gesagt, daß niemand von ihm verlangen könne, daß er sich „als Aushängeschild für Kräfte benutzen lasse, deren Weg ich für verderblich halte“, und *Bild* gibt die Warnung weiter an Willy Brandt. (Darüber, daß in der Frankfurter CDU ein rechter Stoßtrupp durch Eintritt von 250 rechten CDU-Leuten die Führung übernommen hat, berichtet *Bild* nicht!) Wenn es im Kommentar am 19. 2. heißt: „Unser parlamentarisch-demokratisches System braucht eine starke SPD genauso wie eine starke CDU/CSU. Und stark bleiben diese Parteien nur, wenn sie den Radikalen von rechts und links eine deutliche Abfuhr erteilen“, so

ist dies ausschließlich eine verbale Vorspiegelung, denn an den Berichtsmethoden der *Bild*-Zeitung wird deutlich, wo sie die Grenze ‚links‘ zieht: weiter links als Helmut Schmidt ist linksradikal, und wo die ‚rechte‘ Grenze ist: Strauß und Dregger sind noch nicht einmal die absoluten Rechtsaußen. *Bild* mobilisiert mit Berichterstattung die Lesermeinung unter dem Motto: der Regierung droht Gefahr aus den eigenen Reihen. Unter der Überschrift: „Kanzler werde hart“ wird Willy Brandt als „Willy der Zauderer“ apostrophiert, der Ruf nach dem starken Mann und den zwei starken Parteien läßt die Mentalität deutlich werden. Eine starke Regierung und eine starke Opposition, die an sich nichts anderes sind als die plurale Fassung einer Einheitspartei, wie Johannes Agnoli dies einmal formulierte, sollen die Dominanz der Konzerne sichern.

Hand in Hand mit der Kritik an den Münchener Jusos geht die Kritik an der Regierung:

20. 2. (S. 1): *Super-Ministerium für Helmut Schmidt? Nach dem Fall Vogel fordern SPD-Politiker: Das Kabinett muß umgebildet werden ... 1. Duldsamkeit gegenüber jenen Kräften, die marxistische Hüte aus dem Schrank holen wollen, darf es künftig nicht mehr geben ...*

... 2. *Die Arbeit der Regierung muß gestrafft werden. Vor allem in der Wirtschafts- und Finanzpolitik muß nach dem langen Hin und Her endlich eine klare Linie deutlich werden. Die Regierung braucht gerade hier Erfolg. Deshalb ist erneut ein Super-Ministerium aus Wirtschafts- und Finanzministerium unter dem populärsten SPD-Politiker Helmut Schmidt im Gespräch ...*

Bild bringt dieses Superministerium ins Gespräch, zwar sollen dies Stimmen aus der SPD gewesen, wie *Bild* behauptet, aber wenn solche Stimmen nachprüfbar wären, hätte *Bild* sie gedruckt. Ein solches Superministerium, oder eine Vorstufe dazu, hatte sich während der Großen Koalition für die Industrie bewährt. (Kombination von Schiller und Strauß; konzertierte Aktion etc.) Daß gerade Helmut Schmidt vorgeschlagen wird, ist nicht weiter verwunderlich: er ist der *Bild*-Zeitung liebster, weil rechter SPD-Mann.

Die Schützenhilfe, die Vogel dem Rechtskartell mit seinem Vorgehen gab, wird von der *Bild*-Zeitung zu einem Feuerschutz verstärkt: am 20. 2. zeichnet *Bild*-Chefreporterin Ingrid Gallmeister ein Stimmungsbild über „den traurigsten Oberbürgermeister „Deutschlands“, was nur als handfeste Wahlhilfe für die CDU/CSU verstanden werden kann.

Die „Opposition“

Zur Zeit der CDU-Regierung war die *Bild*-Zeitung regierungsamtliches Blatt, d. h. *Bild* half mit, Entscheidungen vorzubereiten, zu unterstützen und zu verteidigen. Wenn Adenauer auch meinte: „Hat denn der Herr Springer überhaupt politische Ansichten?“, so mag dies vielleicht eine ‚optische‘ Täuschung gewesen sein, da Springers Zeitungen immer genau das vertraten, was Adenauer und die

CDU/CSU wollten. Bestes Beispiel für die Haltung der *Bild*-Zeitung war ihre Kampagne für die Einführung der Bundeswehr 1956. *Bild* brachte monatelang jeden Tag zum Thema: „Bundeswehr, Soldatsein und Wiederbewaffnung“ einen oder mehrere Beiträge. Da standen Berichte über den Ungarn-Aufstand und die Suez-Krise, die *Bild* zum Vorwand nahm, zu zeigen, wie wichtig die Bundeswehr ist, neben Bildern mit der Unterschrift: „Männer in Uniform haben mehr Chancen bei den Mädchen.“

Seit dem Regierungswechsel, den *Bild* in einem ausgedehnten Feldzug propagandistisch zu verhindern suchte und für die Fortsetzung der Großen Koalition 1969 plädierte, schwenkte die *Bild*-Zeitung auf Oppositionskurs und versucht seitdem jede Entscheidung der Regierung mit Unterstützung der Stimmen von CDU/CSU anzugreifen.

29. 1. 1971: *Zur Lage der Nation: Regierung und Opposition einig: Ohne Berlin-Lösung keine Verträge.*

Bild zeigt die Gemeinsamkeiten von CDU und SPD, bricht mitten im Artikel über die parlamentarische Diskussion ab und berichtet ausführlich über die Sperrung der Verkehrswege nach West-Berlin, damit wird eine Stellungnahme überflüssig.

30. 1. 1971: *K. O. aus Afrika ... Es fällt schwer daran zu glauben, daß diese Regierung in Deutschland mit der ‚DDR‘ oder gar mit der Sowjetunion fertig wird, wenn sie schon im Kampf mit Sékou Touré ko geht.*

Die Vorwände, die *Bild* zur Unterstützung der Opposition ausnutzt, sind verschieden. Gerade durch die ‚Viel-seitigkeit‘ der Kritik wird die Anti-SPD-Haltung massiert.

5. 2. 1971: *Opposition: Mehr Geld oder die Bundeswehr hat nur noch alte Waffen*

Wichtigstes Mittel, das die *Bild*-Zeitung, die sich häufig der eigenen Stellungnahme enthält (und damit für den Leser auf den ersten Blick ‚objektiver‘ erscheint), verwendet, ist das ausführliche Zitieren von Oppositionssprechern.

6. 2. 1971: *Zwei Minister unter Beschuß: Es ging ums Geld und um die Ehe*
Alle die bis jetzt angeführten Beispiele stammen aus der Haushaltsdebatte, die sich an die Debatte über den „Bericht zur Lage der Nation“ anschloß. Zu jedem Thema, über das debattiert wurde, ließ *Bild* die Opposition zu Wort kommen, natürlich finden sich in manchen Berichten auch Zitate der ‚Angeschossenen‘, im Mittelpunkt des Interesses steht aber immer die Kritik an der SPD/FDP-Koalition.

Höhepunkt dieser Unterstützung der Opposition sind für *Bild* immer die Angriffe von Franz-Josef Strauß:

13. 2. 1971: *So gefährdet war der Wohlstand noch nie / Scharfe Kritik von Strauß am Bundeshaushalt 1971*

30. 3. 1971: *Zwischen Katze und Mäusen gibt es keinen Frieden / ... Mit diesen Worten begründete Strauß in einem Artikel der Londoner ‚Times‘ seine Ansicht,*

daß Europas Schicksal letzten Endes von der Auseinandersetzung der beiden großen Weltmächte USA und Sowjetunion abhängt.

So wie Strauß zur Zeit der CDU/CSU-Regierung zum hervorragenden Sprecher der Regierung gemacht wurde, so hat er jetzt eine Spitzenstellung unter den Regierungskritikern. Seit 1961, als Strauß und Stücklen bei der Bundestagswahl als erste Politiker, die wiedergewählt wurden, genannt waren, wird Strauß (Duz-Freund von Boenisch) in allen Anliegen von der *Bild*-Zeitung gefördert. Für *Bild* inkarniert Strauß den ‚starken Mann‘, den das deutsche Volk brauche, und der den status quo der kapitalistischen Gesellschaft notfalls mit Hilfe von Notstandsregelungen erhält und die Ziele des deutschen Imperialismus durchsetzt.

Der Fall Jochen Steffen

Nachdem *Bild* das Verhalten Jochen Vogels ausführlich gelobt hatte, der letzte Bericht in einer fast täglichen Folge erschien am 1. 3., wurde ein weiterer SPD-Politiker gesucht und gefunden; diesmal einer von der ‚linken‘ SPD. Wie die *Bild*-Zeitung mit Jochen Steffen, dem Landesvorsitzenden der SPD Schleswig-Holsteins, umging, ist exemplarisch für die antikomunistische Hetze und die Etablierung der rechten Kräfte in der BRD.

SPD pfeift den ‚roten Jochen‘ zurück! / Wirbel um ein Interview: Steffen verglich US-Soldaten mit Prag-Besatzern.

Der „neue Skandal“ der SPD wurde erst zum Skandal durch die *Bild*-Zeitung: das Interview, um das es ging, war schließlich schon eine Woche alt, *Bild* hatte die beiden „SPD-Skandale“ aufeinander abgestimmt. Als Jochen Steffen dieses Interview dem „Flensburger Tageblatt“ gab (Dauer: 3 Stunden), lautete die Thematik: Gefahr des Faschismus oder Kommunismus für die BRD. Die Zitate, die *Bild* aus dem Zusammenhang klaubte, einzelne Sätze, sind die zugespitzten Formulierungen Steffens, die bei ihm am Ende einer Argumentationskette standen. Steffen behauptete, daß die Blöcke aus Gründung der Machterhaltung es nicht zulassen würden, daß sich radikal-gesellschaftliche Veränderungen in ihren Machtbereich abspielen; *Bild* machte daraus eine Gleichsetzung: Steffen hätte die US-Soldaten mit „Prag-Besatzern“ in einen Topf geworfen. Wenn Steffen darauf abhob, daß die US-Truppen in der BRD zum Schutz gegen den Kommunismus da seien und er deswegen eher die Gefahr eines Faschismus sehe, läßt *Bild* die Argumentation weg und zitiert:

„Wie sind denn die tatsächlichen Machtverhältnisse? Die sind doch so, daß unter den Bedingungen des Deutschland-Vertrages bei uns nur das gegeben ist, was ich den modernen Faschismus nenne.“ (*Bild* vom 3. 1. 1971)

Auch hier bestätigte sich *Bild* als Aufspalter der SPD und mit Erfolg: verschiedene rechte SPD-Leute sahen eine Chance, Oberwasser zu erlangen und paktierten mit *Bild*, so z. B. der frühere Berliner SPD-Bezirksbürgermeister Willi Kressmann, den *Bild* am gleichen Tage zitierte.

Dieser Mann schadet uns allen!

Damit begann der sich anschließende Kommentar, der eine Welle von Berichten einleitete, die alle Jochen Steffen diffamierten:

4. 3. 1971: Steffen — ein besonders raffinierter CSU-Agent

5. 3. 1971: „SPD — weit von der Höchstform entfernt ...“ Chefredakteur der NRW, Jochen Steffen redet dummes Zeug

6. 3. 1971: Erschütternder Brief eines tschechoslowakischen Journalisten an Bild „Gebe Gott, daß Amerikaner bei uns in Prag wären“

9. 3. 1971: „Dieser Mann verhöhnt die Tragödie in der CSSR“

Der Fall Steffen löste heftige Diskussionen aus

11. 3. 1971: Das nahmen die Bauern dem ‚roten Jochen‘ übel

18. 3. 1971: Neuer Krach um den ‚roten Jochen‘

Am 22. 3. nahm Peter Merseburger (Panorama) den „Fall Steffen“ auf und versuchte die Fälschungen der Bild-Zeitung und der gesamten Springer-Presse aufzudecken, in deren Gefolge sich auch die weitgehend rechtsstehenden norddeutschen Lokalzeitungen befanden. Zunächst wurde Steffens Gegenspieler in der bevorstehenden Landtagswahl in Schleswig-Holstein, Gerhard Stoltenberg, interviewt. Stoltenberg wiederholte Bilds Behauptung: Steffens habe Strauß und Springer als „neue SS“ bezeichnet. Steffen hatte aber in der Art eines Returns auf Strauß (der von Spiegel und Stern als der SS in der Funktion der Wahlhelfer der SPD sprach) in der „Nordwoche“ geschrieben: „Ihre neue SS heißt Strauß und Springer und will deutsche Kapitalherrschaft in der EWG und unge störte Meinungsmache.“ Welt-Chefredakteur Kremp hatte auch dieses Zitat aus dem Zusammenhang genommen. Vorgeführt wurden dann in der Panorama-Sendung Steffens hilflose Versuche, sich von dem angeblichen Makel des Kommunismus zu reinigen, wovon allerdings die Springer-Presse keine Notiz nahm. Stattdessen hieß es zwei Tage später in der Bild-Zeitung:

Trotz Drohungen nach der Fernsehsendung sagt Bild-Chefredakteur Peter Boenisch: Ich bleibe dabei — Steffen ist gefährlich

Boenisch bezeichnete in dieser Stellungnahme Steffen als „revolutionären Linkssozialisten“.

Was Bild und der Springer-Konzern aus Profit- und Prestigeinteressen verschweigen, ist dies: Steffen hatte den Zeitungen, insbesondere der Springer-Presse „politisch-wirtschaftliche“ Maßnahmen angedroht, falls sie ihre Hetze gegen die Bundesregierung fortsetzen; Steffen nannte die Bild-Zeitung: „die Zeitung der Kurzsichtigen“. Steffen sprach sich für Mitbestimmung und gegen Kapitalherrschaft aus. Grund genug, gegen Steffen vorzugehen.

Ein weiterer und ebenso wichtiger Grund waren die bevorstehenden Wahlen in Westberlin (14. 3.) und Rheinland-Pfalz (21. 3.). Bild verschaffte sich einen Anlaß, Propaganda für die CDU/CSU zu machen und für die ‚einheitliche‘ Linie der CDU, — zumindest in der Bild-Zeitung erscheint diese als einheitliche — einzutreten. Schließlich wurde aber auch auf die bevorstehenden Wahlen in Schleswig-

Holstein hingewiesen und dementsprechend dem Spitzenkandidaten der CDU Gerhard Stoltenberg Platz für seine Stellungnahme eingeräumt.

Wenn Peter Boenisch in Bild-am-Sonntag Steffen als „Gefahr für diese Gesellschaft“ diffamierte, dann ist nicht nur die Übereinstimmung zur „Deutschen Nationalzeitung“ festzustellen, sondern auch die Stufe der Hugenberg-Presse erreicht, die von den Kommunisten nie anders als von einer „nationalen Gefahr“ und von „Volksschädlingen“ schrieb.

Ihre Stars an der Strippe: Politiker

Die Bild-Zeitung unterliegt wie jede Ware dem Prinzip der notwendigen ästhetischen Innovation, d. h. sie muß mit immer wieder neuen Mitteln und Anreißern den Leser zum Kauf anhalten. Der „Zirkus-Umbruch“, neue Rubriken, eigene Kampagnen, Fortsetzungsromane, all dies sind notwendige Innovationen, die für Straßenverkaufszeitungen zum Marktgesetz geworden sind.

Eine von diesen „Erfindungen“ ist die Aktion: „Ihr Star an der Strippe“. Die Bild-Zeitung gibt ihren Lesern eine Telefonnummer bekannt, unter der sie für eine Stunde einen Prominenten erreichen können. Bild tritt als Vermittler auf, um den Kontakt herzustellen. Bild-Leser, die tatsächlich den Prominenten sprechen können, werden Bild-Leser bleiben. Aber das ist nur die eine Seite: nämlich eine Werbeaktion für die Attraktivität der Bild-Zeitung. Die andere ist, daß im Falle, daß die Prominenten Politiker sind, den Bild-Leser eine Macht vorgegaukelt wird, die ähnlich dem von der Bild-Zeitung initiierten Frauenparlament keinerlei politische Macht besitzt. Diese Methode, den Unterschied zwischen ‚denen da oben‘ und ‚denen da unten‘ mittels einer Telefonaktion für kurze Zeit scheinbar aufzuheben, da sich jeder Bild-Leser beteiligen kann, erhöht die Instanzposition der Bild-Zeitung, die nach außen hin ganz gerecht verfährt und von jeder Partei Prominente zu Wort kommen läßt. Neben Alwin Schockemöhle, Max Schmeling und Sepp Maier, Uschi Glas und Adamo kamen insgesamt 4 Politiker der CDU, 2 von der CSU, 7 von der SPD und 3 Politiker von der FDP zu Wort. Sieht man sich allerdings an, welche Politiker zu Wort kommen, so fällt schon auf, daß diese, das gilt besonders für SPD und FDP, von den rechten Flügeln der Parteien kommen.

CDU/CSU	SPD	FDP
Barzel (30. 1.)	Schmidt (3. 2.)	Genscher (5. 2.)
Stoltenberg (13. 2.)	Möller (17. 2.)	Scheel (27. 2.)
Strauß (19. 2.)	Schiller (20. 2.)	Ertl (2. 3.)
Höcherl (4. 3.)	Schütz (11. 3.)	
Kohl (18. 3.)	Vogel (17. 3.)	
Dregger (23. 3.)	Jahn (24. 3.)	
	Ehmke (31. 3.)	

Bisher, und das gilt bis zum Ende des untersuchten Materials: 31. 3. 1971, kamen weder Katzer noch Steffen ans Telefon, um nur zwei Repräsentanten sogenannter ‚linker‘ Flügel zu nennen.

Am darauffolgenden Tag druckt *Bild* Auszüge aus diesen Telefongesprächen ab. Sicher ist es nicht möglich, alle Fragen abzudrucken, und es ist auch nicht möglich nachzuzeichnen, welche Fragen die *Bild*-Zeitung aus den Fragen zum Abdruck auswählt. Dennoch kann man mit Hilfe einer kleinen Auszählung vergleichend feststellen, ob sie Unterschiede bei den abgedruckten Fragen und Antworten ergeben. Als Kategorien dazu wurden gewählt: Fragen, die politischen Inhalt haben und Fragen, die keinen politischen Inhalt haben; wie steht der Frager zu dem befragten Politiker: kritisch — zustimmend — neutral. (Für ‚kritisch‘ und ‚zustimmend‘ wurden nur alle die Fragen gewertet, die man eindeutig diesen Kategorien zuordnen konnte, alle anderen erscheinen unter der Kategorie ‚neutral‘.)

Und das Ergebnis ist einigermaßen deutlich:

Politiker (CDU)

	Fragen mit politischem/nicht-polit. Inhalt		Stellung des Fragers kritisch — zustimmend — neutral		
Barzel	9	2	0	11	0
Stoltenberg	8	3	1	7	3
Strauß	9	2	0	10	1
Höcherl	8	5	2	7	4
Kohl	10	2	1	7	4
Dregger	11	2	0	9	5

Politiker (SPD)

Schmidt	8	6	3	6	5
Möller	11	4	7	5	3
Schiller	10	0	8	2	1
Schütz	9	5	6	2	6
Vogel	5	6	1	4	6
Jahn	7	4	4	3	4
Ehmke	11	4	8	2	5

Politiker (FDP)

Genscher	6	5	3	2	6
Scheel	6	2	3	1	5
Ertl	8	4	3	3	6

Zwei Bemerkungen dazu: zum einen ist die Anzahl der nicht-politischen Fragen bei Politikern der SPD/FDP-Regierung wesentlich höher, außer bei Schiller, aber

da läßt sich aus dem zweiten Verhältnis deutlich ablesen, wie Fragen gegen Schiller — es war die Zeit der neuerlichen Aufwertungsdebatte — deutlich den Vorrang haben, zum zweiten tauchen kritische Fragen bei CDU/CSU Politikern nicht oder nur ganz selten auf, dagegen überwiegen sie bei Regierungspolitikern fast immer. Hier wird auf einer nicht mehr so leicht zu durchschauenden Stufe getäuscht. Mit Hilfe dieser Interviews, die ja Antworten von Politikern und Fragen von *Bild*-Lesern sind, beides für den Leser Identifikationsobjekte, wird die Meinung der *Bild*-Zeitung, die ja scheinbar nur in der Rolle des Vermittlers auftritt, verbreitet. Um das an einem Beispiel deutlich zu machen: *Bild* druckte Fragen an die Oppositionspolitiker aus dem gesamten politischen Panorama ab, so auch bei Rainer Barzel. Barzel darf Stellung nehmen zur Ost-Politik, Berlin-Frage, Düsseldorf-Parteitag, Regierungspolitik etc. Der erste Frager, den *Bild* veröffentlicht, vertritt dabei genau die *Bild*-Meinung:

Walter B: Ich muß nochmals sagen, ich bin in keiner Partei. Aber in der Wirtschaftspolitik sähe ich gerne stärkere Männer, die fähiger sind.

Barzel: Vor allem brauchen wir da einen stetigen Kurs und nicht jeden Tag etwas anderes. Wir haben ja doch der Regierung wirklich gute Vorschläge gemacht, aber die sind hochnäsiger und stoßen alles in den Wind, was wir vorschlagen ...

Walter B: Ich will Ihnen ehrlich sagen, für mich persönlich sind Sie bereits der Kanzler.

Barzel: Da brauche ich aber noch ein paar Stimmen, Herr Böß.

Walter B: Ich drücke Ihnen beide Daumen, Herr Barzel. Mein Vorschlag: Ich würde Sie gern als Kanzler sehen, und der Herr Kiesinger sollte der Vorsitzende von der CDU bleiben. Wäre das nicht zu machen? Und der Franz-Josef Strauß, so ein fähiger Mann, sollte die Finanz- und Wirtschaftspolitik machen.

Bild hatte seine Meinung: Barzel als Kanzler, Kiesinger Parteivorsitzender, Zusammenlegung von Finanz- und Wirtschaftsministerium unter Strauß oft genug vorgetragen, so daß diese Rückkopplung nicht sonderlich verwundert. Wenn dann den *Bild*-Lesern von fast allen Politikern bestätigt wird, daß sie ‚politisch‘ gut informiert seien, so wird der Leser von anderen *Bild*-Lesern gern die Meinung übernehmen, besonders auch dann, wenn sie an so prominenter Stelle steht. Auch dieses Beispiel einer *Bild*-Aktion läßt keinen Zweifel zu: Die *Bild*-Zeitung unterstützt das Rechtskartell mit allen Mitteln, selbst wenn sie sich, wie hier, als neutraler Beobachter gibt.

Die Bild-Zeitung innerhalb des Rechtskartells.

Während *Bild-am-Sonntag* 1965 noch Wahlanzeigen der NPD aufnahm, erschien 4 Jahre später zur Bundestagswahl eine Anzeigenserie in der *Bild*-Zeitung, die gegen die NPD gerichtet war, allerdings mit ausschließlich nationalistischen

Tönen, um der NPD die rechten Stimmen wegzufangen. Mit Überschriften: Wir können wieder auf uns stolz sein, und Texten, in denen auf Ansehen und Wohlstand im Ausland hingewiesen wurde, wollte die Initiative „Staat und Gesellschaft“, die für die Anzeigen verantwortlich zeichnete, dem Leser suggerieren, daß die NPD all diese Errungenschaften wieder zerstören würde. In einem Kommentar am 22. 3. 1971 nach der Landtagswahl in Rheinland-Pfalz hieß es:

Das Ende des braunen Spuks

... Das politisch Wichtigste: Mit der vernichtenden Niederlage der NPD scheint der deutsche Wähler das demokratische Urteil über die Rechtsradikalen gefällt zu haben.

Klaus Blume, Leiter der Abteilung ‚Politik‘ in der Bild-Zeitung gab auch einen Hinweis darauf, warum die Bild-Zeitung gegen die NPD eingestellt ist, wenn er in diesem Kommentar schrieb:

Die Furcht vor allem einiger unserer Nachbarländer vor einem Wiedererwachen des Nationalismus in Deutschland hat sich nun endgültig als unbegründet erwiesen. Braune Kampflieder ziehen bei uns eben genauso wenig wie rote Ballonmützen.

Sieht man davon ab, daß natürlich nirgendwo in der Bild-Zeitung davon die Rede ist, daß die Stimmen der NPD zugunsten der CDU nachweislich zu Buche schlugen, so verschwieg Blume aber auch den wahren Grund für die Anti-Haltung gegen die NPD: das Bild der BRD im Ausland ist nicht nur für das Image des Staates, sondern vielmehr auch für die Industrie wichtig!

Die Stellung der Bild-Zeitung zur CDU ist zwar durchgehend positiv, dennoch lassen sich manchmal Zwischentöne feststellen. So heißt es z. B. in dem gerade zitierten Kommentar an anderer Stelle:

Offenbar lebt die moderne FDP von jenen Bürgern, denen die CDU zu träge geworden, die SPD aber immer noch oder schon wieder zu rot ist.

In ähnlicher Weise ist auch ein Zitat aus dem Telefongespräch mit Hermann Höcherl zu verstehen:

Wir haben eine politische Ehe mit der CDU. Aber vereinnahmen möchte ich mich nicht lassen. In dieser Ehe sind wir der temperamentvollere Teil. Und das braucht die CDU, weil sie sonst so schläfrig ist. Wenn die CDU einmal ganz schwach ist, dann bieten wir auch einen Kanzlerkandidaten an.

Als Kanzlerkandidat wird natürlich Strauß angeboten. Und Strauß, wahrscheinlich auch noch Barzel und Dregger (so ließe sich das an der vorigen Auszählung zu den Telefongesprächen ablesen), das sind die Männer, die Bild gerne vorne sehen möchte, die die Interessen der Monopole am aggressivsten vertreten und radikalen Antikommunismus betreiben.

Wenn Pross/Boetticher in ihrer Studie „Manager des Kapitalismus“ in ihrer Schlußbetrachtung schreiben: „Zwar besteht bei diesen (kapitalistischen Kadern) nach wie vor das Interesse an der Erhaltung der eigenen Position und damit das Interesse an der Erhaltung des kapitalistischen Systems. Eben dieses Interesse ge-

bietet aber inzwischen auch und gerade in einer Krise nicht die Unterstützung faschistischer, sondern die Förderung nichtfaschistischer politischer Parteien ... Die kapitalistischen Machtgruppen hätten daher durch ein solches (faschistisches) Regime mehr zu verlieren als zu gewinnen. Das richtig verstandene wirtschaftliche Interesse gebietet ihnen auch in Krisenzeiten, nichtsozialistische demokratische Parteien zu stärken“ (S. 109), dann wird hier der gleitende Übergang zwischen rechtskonservativen zu faschistischen Parteien geleugnet. Ausgehend von ihrer Interessenlage wird die Bild-Zeitung nur solange für eine formal-demokratisch, rechtskonservative Regierung plädieren, solange der Produktionsalltag keine Unterbrechung erfährt. Haben nicht gerade die Berichte während der Rezession 1966/67 und zu den Streiks 1963, 1969 und zum Chemiearbeiter-Streik gezeigt, wie aus dem sich neutral gebenden Lächeln der Bild-Zeitung eine kapitalistische Charaktermaske wurde, aus der ständig drohend die Sätze hervortönten: *Streik beenden — Wir brauchen den starken Mann — Unternehmerprofite sind wichtig und müssen gesichert werden.* Wieweit sind solche Verlautbarungen entfernt von jenen, die nach der Wirtschaftskrise 1929 Hitler lautstark als Führer forderten?

Bellagenhinweis

Der gesamten Auflage liegen Prospekte der DVZ und ein Spendenaufruf der DKP bei.

Einem Teil der Auflage liegen Einladungen zur Buchmesse in Frankfurt/Main und Aushänger des kürbiskern 4/71 bei.

Wir bitten um freundliche Beachtung!

**Die
Deutsche
Volkszeitung**

**steht
links.**

**Die
Deutsche
Volkszeitung**

**Ist kritisch —
und
konstruktiv.**

**Die
Deutsche
Volkszeitung**

**kämpft auf der Seite
des
demokratischen
Fortschritts.**

**Sie müssen
sie kennenlernen!**

Probeexemplare unverbindlich und
kostenlos durch MONITOR-VERLAG
GmbH, 4 Düsseldorf, Oststraße 154,
Postfach 5707 — Anforderungskarten
liegen dieser Ausgabe bei —

TENDENZEN

Zeitschrift für engagierte Kunst

**Erscheint im Damnitz-Verlag im 11. Jahrg.
8 München 23, Hohenzollernstraße 144,
Telefon (08 11) 22 45 61**

**8 Hefnummern im Abo. 27,— DM,
Einzelheft 4,— DM, Doppelheft 6,50 DM**

Marxistische Kritik der herrschenden
Kunstanschauung und des herrschen-
den Kulturbetriebes. Beispiele und
Aktionen der demokratischen und sozia-
listischen Kultur. Fotos, Gemälde, Grafik,
Plastik, Manifeste, — in jedem Heft
etwa 50 Abbildungen.

Lieferbare Hefte:

Nr. 66 / DM 4,—
Karl Marx und die Kinder von Coca-
Cola / Assoziation Revolutionärer Bil-
dender Künstler Deutschlands (ASSO),
I. Teil / Zum Lenin-Jahr

Nr. 67/68 / DM 6,50
Fotographie und Bewußtsein / ASSO
II. Teil / Zeitgenossen, die nicht in Reck-
linghausen waren

Nr. 69 / DM 4,—
Der Marxismus und die Frage der Selbst-
verwirklichung des Menschen am Bei-
spiel der bildenden Kunst / VI. tenden-
zen-Gespräch / Kunst und Politik /
Kampfausstellung gegen den Faschismus

Nr. 70 / DM 4,—
Das Bulletin der „Jeune Peinture“ /
Engagierte Maler in Paris

Nr. 71/72 / DM 6,50
Bilder im politischen Kampf / Die bür-
gerliche Phantasie nach Auschwitz /
Alfred Hrdlicka: Plötzenseer Totentanz /
Ästhetik und Gewalt

Nr. 73 / DM 4,—
Die Pariser Kommune 1871 / Kommune
und Photographie / Strauß contra Hach-
feld: 2. Runde

Nr. 74 / DM 4,—
Zur sozialliberalen Kunstkonzeption /
Wie Peter Gorsen marxistische Ästhetik
verkauft / Die Abschaffung der Kunst
und des Klassenkampfes in der „Frank-
furter Schule“

Nr. 75/76 / DM 6,50
Der Bürger Dürer im Zerrbild der Bour-
geoisie / Revolutionäre Kunst in Aktion:
Nürnberger Ausstellung „Kunst als
Waffe“

neu bei J. B. Metzler neu bei J. B. Metzler neu bei J. B. Metzler

Horst Albert Glaser, Peter Hahn,
Olaf Hansen, Helmut Hartwig,
Thomas H.W. Metscher, G. Katrin
Pallowski, Michael Pehlke, Bernd
Jürgen Warneken

Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften

Grundlagen und Modellanalysen

448 Seiten. Broschiert DM 26,—
(ISBN 3 476 00203 9)

Inhalt: Metscher, Hegel und die
philosophische Grundlegung der
Kunstsoziologie — Hahn, Kunst
als Ideologie und Utopie — War-
neken, Zur Kritik positivistischer
Literatursoziologie — Hartwig, Li-
teratursoziologie und das Pro-
blem der Klassenüberschreitung
— Hansen, Hermeneutik und Lite-
ratursoziologie — Glaser, Litera-
rischer Anarchismus bei Sade und
Burroughs — Pallowski, Die doku-
mentarische Mode — Pehlke, Ein
Exempel proletarischer Dramatik
— Einführende Bibliographie

Die Autoren dieses Sammelban-
des haben die entschiedene Kritik
an der positivistischen Literatur-
soziologie, wie sie sich in der
Bundesrepublik durchgesetzt hat,
zum gemeinsamen Ausgangs-
punkt gewählt. Sie machen den
Versuch, eine gesellschaftliche
Theorie der Kunst und Literatur
anhand politischer, ökonomischer,
historischer und soziologischer
Befunde zu konturieren. Sie sind
der Meinung, daß die Äußerlich-
keit positivistischer Literaturbe-
trachtung nur dadurch aufgehoben
werden kann, daß die Litera-
turproduktion wie der ihr zuge-
ordnete Wissenschaftsbereich
und die gesamtgesellschaftlich
gültige Produktionsweise als zu-
innerst voneinander abhängig be-
griffen werden. Der Band ermög-
licht nicht nur einen historisch-
systematischen Überblick über
die Differenzierung des Problems
Literatur und Gesellschaft, son-
dern versteht sich auch als Bei-
trag zu einem revidierten Selbst-
verständnis der literaturwissen-
schaftlichen Praxis.

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung — 7 Stuttgart 1 — Postfach 529

...hören Sie mal rot! „pläne“

Lehrlinge zusammenhalten!

Die Conrads, Süverkrüp,
Flohe de Cologne, interpol
Münchner Songgruppe, Lerryn

30-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. S 33 501, DM 20,—

Streik

Joan & José
Politischer Tageskampf
im Franco Spanien

30-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. 55 501, DM 20,—

ZeitGenossen II Contemporaneo

Kampflieder aus Italien,
Kuba, Griechenland

30-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. 88 101, DM 20,—

„... und euch gehört ein Dreck!“ Dürer-Lied

Münchner Songgruppe
17-cm-Single, stereo,
Best.-Nr. Peng 9, DM 5,—

Angela Davis

gesungen von Lerryn
17-cm-Single, stereo,
Best.-Nr. Peng 11, DM 5,—

Dein Staat, das bekannte Unwesen!

von und mit Dietrich Kittner

30-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. 33 302, DM 20,—

Neues Deutschland

aus der Singebewegung der DDR

30-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. 88 103, DM 20,—

Kämpfendes Afrika

Widerstandslieder aus Afrika
gesungen von
südafrikanischen Studenten

30-cm-LP, mit Textbeilage,
Best.-Nr. 55 401, DM 20,—

Arbeiterlieder Festival '70 — Live

mit Süverkrüp, Degenhardt, Hüscher,
Kittner, Lerryn, Fasia, Münchner
Songgruppe

Best.-Nr. 68 201, DM 20,—

Gesamtverzeichnis anfordern!



Verlag „pläne“ GmbH
46 Dortmund
Ruhralle 62
Telefon 12 50 93

Verlag und Vertrieb SOZIALISTISCHE POLITIK GmbH

1000 BERLIN 41
Postfach 270

Tel.: 851 11 13
Postscheckkonto:
Berlin West 620 10

Der Preis des Einzelheftes beträgt DM 4,—,
der des Doppelheftes DM 8,—. Im ermäßig-
ten Jahresabonnement beträgt der Preis
des Einzelheftes DM 3,—, der des Doppel-
heftes DM 6,—. Das Jahresabonnement
1971 (6 Nummern) beträgt somit DM 18,—.



Nr. 12, Juni 1971, 112 Seiten

Aufsätze und Analysen

Joachim Bischoff:

Materielle und geistige Produktion
Sohn-Rethels 'Siegeszug' durch die nichtrevi-
sionistische Linke

W. Roth:

Möglichkeiten sozialistischer Politik
Beispiel Italien

Kurzanalysen und Berichte

Volker Gransow:

Von „Imperialismus heute“ zum „Imperialis-
mus der BRD“

Bericht:

Klassenkampf bei August-Thyssen

Bericht:

I Gründung des Arbeitskreises „Lage und
Kampf der Arbeiterklasse im staatsmonopo-
listischen Kapitalismus“

II Probleme der Lage und des Kampfes der
Arbeiterklasse im staatsmonopolistischen Ka-
pitalismus

Diskussion und Besprechung

Thomas Müller,
Heinz Schäfer:

Bemerkungen zum Artikel „Die Sozialstaats-
illusion und der Widerspruch von Lohnarbeit
und Kapital“ (SOPÖ 6/7)

Intelligenz im Klassenkampf

Lothar Peter:

Thesen über Studentenbewegung und Arbei-
terklasse

U. Garling / D. v. d. Lühse /
W. Schuchardt / E. Witten:

Die gesellschaftswissenschaftliche Intelligenz
im System des staatsmonopolistischen Kapi-
talismus

Projekt Klassenanalyse:

Versuch zur Bestimmung der Aufgaben der
kommunisten Intellektuellen

SOPÖ 11 (Juni 1971) enthält u. a. Beiträge zum

staatsmonopolistischen Kapitalismus, zu den Grenzen imperialistischer
Prognostik, zu den Klassenkämpfen in der Türkei

SOPÖ 13/14 erscheint als Doppelheft mit mehr als 200 Seiten Anfang Oktober.

Anmerkungen

MARTIN SPERR: „Geboren in Steinberg, Niederbayern, am 14. 9. 1944 im Zeichen Jungfrau. Besuch der Volksschule, anschließend Handelsschule. Gelegenheitsarbeiten während der Schauspielschule. Stücke: Jagdszenen aus Niederbayern, Landshuter Erzählungen, Münchner Freiheit (Trilogie), Koralle Meier; Film: Matthias Kneißl, Adele Spitzeder (Arbeitstitel), Bearbeitungen: Gerettet, Kunst der Zähmung (eigenes Stück nach Shakespeare), Maß für Maß. Schauspieler.“

BENNO HOLLTEUFEL ist der Autorennamen von MICHAEL FRUTH und CARL-LUDWIG REICHERT. Fruth, geboren 1943 in Dresden, lebt seit 1951 in Bayern; Studium der Germanistik und Anglistik in München; Mitarbeit bei Pop-Sendungen, Lyrik und Hörspiele zusammen mit Carl-Ludwig Reichert, der 1946 in Ingolstadt geboren wurde. Studium der Germanistik in München. Die Gedichte erscheinen in einem Band bei Piper.

WALTER NEUMANN, geboren 1926 in Riga, 1939 Umsiedlung nach Deutschland; Krieg und Gefangenschaft; seit 1946 in Bielefeld; Lektor an der Stadtbibliothek; schreibt Lyrik, Prosa, Hörspiele, Kritiken.

KARL GEORG RUPPERSBERGER, geboren 1933 in Duisburg, Angestellter in Duisburg, Sprecher der „Werkstatt der Literatur der Arbeitswelt“ der Volkshochschule Duisburg.

KARL MARTELL, geboren 1926 in Wien, seit 1935 in Prag; Krieg, Gefangenschaft, danach Angestellter US-Army — „1957 wegen zu linker Einstellung auf Intervention des CIC entlassen“, heute Metallarbeiter in Ingolstadt.

KARL HEINZ JAKOBS, geboren 1929 in Ostpreußen, gelernter Maurer, Lyrik, verschiedene Romane und Fernsehspiele, lebt in Berlin (DDR). Den Auszug aus dem Roman „Eine Pyramide für mich“ drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Aufbau-Verlags.

HEINZ RABOW, geboren 1940, lebt als freier Journalist in München.

FRANZ NITSCH, geboren 1942 in Ostpreußen, 1959 abgeschlossene Facharbeiterausbildung, 7 Semester Abendlehrgang zur Fachschulreife, danach Abendkurs zur Erlangung der Hochschulreife. Studium der Fächer Geschichte, Politik und Sport in Münster bis 1966, 1970 Staatsexamen in Marburg, promoviert gegenwärtig im Fach Leibeserziehung bei Prof. Grupe in Tübingen. Seit 1969 Vorstandsmitglied im Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband (ADH), Mitglied des DSB-Bundesausschusses für Verbindung zu den Mitgliedsorganisationen, Mitglied des sportpolitischen Ausschusses der Deutschen Sportjugend (DSJ) u. a.

UWE TIMM (siehe KÜRBISKERN 4/70).

PETER PACHNICKE, Jahrgang 1942, Journalist beim SONNTAG, DDR.

KLAUS WALLER, geboren 1946 in Düsseldorf, verantwortlicher Sportredakteur bei der sozialistischen Wochenzeitung UNSERE ZEIT (UZ).

PROF. DR. EDELFRID BUGGEL ist Vizepräsident des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB).

V. H. BRANDES, Jahrgang 1939, hat den vorliegenden Aufsatz schon im November 1968 geschrieben. Brandes studierte Amerikanistik, promovierte über das Thema „Black Brother — die Bedeutung Afrikas für den Freiheitskampf des schwarzen Amerika“ (1971 bei Melzer). Sein erstes Jugendbuch — „die Geschichte einer Trampfahrt durch die USA im Easy Rider Stil“ — bringt der Weismann Verlag in München zur Buchmesse heraus.

Das Lied für Angela Davis wurde von PETER GOTTHARDT, Komponist in Berlin (DDR), geschrieben. Der Text stammt von JUTTA SCHLOTT, Lehrerin und Mitglied des Zirkels schreibender Arbeiter des Hauses für Kulturarbeit Neubrandenburg. Gotthardt beteiligte sich 1970 am „Roten Expres“, einer politischen Tournee durch die BRD. Er war eineinhalb Jahre Leiter des „Ensemble 66“ mit Vera Oelschlegel, hat Arrangements geschrieben, Aufnahmen dirigiert und gespielt und widmet sich inzwischen wieder ganz dem Komponieren.

HEINZ BRÜDIGAM (siehe KÜRBISKERN 3/69 und 1/70).

JÜRGEN ALBERTS (siehe KÜRBISKERN 2/70).

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Im Interesse des arbeitenden Volkes: STÄRKT DIE DKP

Spendenauf Ruf

Die DKP ist eine Partei der Aktion. Überall, wo für die sozialen und politischen Rechte der arbeitenden Bevölkerung, gegen Preis- und Mietwucher, für Friedenspolitik und Sicherheit gekämpft wird, steht die DKP in der ersten Reihe. Sie wirkt als mobilisierende und einigende Kraft im Kampf für den demokratischen Fortschritt, gegen das friedensfeindliche Rechtskartell. Sie läßt sich allein von den Interessen der Arbeiter und Angestellten, der werktätigen Bauern und der jungen Generation leiten. Je stärker die DKP, um so besser steht es um Frieden und Demokratie, um Mitbestimmung und Arbeiterrechte, um die Lebensinteressen des arbeitenden Volkes.

Die großkapitalistische Presse, Rundfunk und Fernsehen versuchen totzuschweigen, was die DKP als Arbeiterpartei für heute und morgen fordert. Deshalb müssen wir selbst verstärkt dafür sorgen, daß sich vor allem die arbeitende Be-

völkerung über die Politik der DKP informieren kann. Das kostet Geld.

Die DKP ist die marxistische Partei der Arbeiterklasse in der Bundesrepublik. Ihr fließen keine Millionen von Großbanken und Konzernen zu. Bei der DKP kann das Großkapital nicht landen. Die DKP ist auf die Solidarität und Unterstützung der werktätigen Bevölkerung angewiesen. Wachsende Spenden beweisen, daß immer mehr Menschen bereit sind, die politisch richtige Sache auch finanziell zu unterstützen. Das war übrigens in der Vergangenheit auch immer so. Immer haben die Arbeiter und Angestellten auch finanzielle Opfer gebracht, um ihre marxistische Partei und die sozialistische Arbeiterpresse zu stärken.

Angesichts der wachsenden Aufgaben der DKP im Kampf für die Rechte des Volkes, gegen Miet- und Preiswucher, für die Ratifizierung und Verwirklichung der Verträge von Moskau und Warschau appellieren wir an unsere Mitglie-

der, noch größere Anstrengungen zu unternehmen, um die Finanzkraft der Partei zu stärken. Wir wenden uns, in Vorbereitung unseres nächsten Parteitages, der vom 25.-28. Nov. 1971 in Düsseldorf stattfindet, an alle Arbeiter und Angestellten, an alle Demokraten mit der Bitte, durch Spenden den Kampf der DKP zu unterstützen.

Wir bitten, die Spenden auf das Postscheckkonto: DKP-Parteivorstand, Postscheckamt Köln, Kto.-Nr. 80880 oder auf das Konto der DKP bei der Bank für Gemeinwirtschaft, Düsseldorf, Nr. 10140418 zu überweisen. Wir sind auch gern bereit, Spenden persönlich abholen zu lassen!

Deutsche Kommunistische Partei
Parteivorstand

Kurt Bachmann

Kurt Bachmann

Herbert Mies

Herbert Mies

DKP kontra Großkapital

Raum für Vermerke des Absenders

Eingez. auf 808 80 - PSchA Köln
Kto. Nr.

Einlieferungsschein
- Bitte sorgfältig aufbewahren -

Deutsche Mark
(in Ziffern)

für Deutsche Kommunistische Partei (DKP)
Parteivorstand

4 Düsseldorf Nord
Prinz-Georg-Straße 79

in

Postvermerk

Einl.-Nr., Annahmestempel

Absender: DM 808 80 Pf. f. Kto. Nr.

(Mit Schreibmaschine, Tinte oder Kugelschreiber deutlich ausfüllen)

Zahlkarte

auf DM Pf. (Markbetrag in Buchstaben wiederholen)

Deutsche Mark

Deutsche Kommunistische Partei (DKP)
Parteivorstand

Konto-Nr.

808 80

Postscheckamt
Köln

4 Düsseldorf Nord

in

Eingangs-Nr.

Postvermerk

Einl.-Nr., Namensz. d. Annahmestelle, Tag u. Monat

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Gutschriftsempfänger

DM 808 80 Pf.
für Konto
Nr. 808 80

PSchA Köln

Eingezahlt am

Absender: (mit Postleitzahl)

betrifft

(Rechnung, Kassenzahlung, Buchungsnummer)



...die DEUTSCHE VOLKSZEITUNG will dabei helfen. Sie sollten diese Wochenzeitung einmal kennenlernen. Auf unsere Kosten! Mitteilung Ihrer Anschrift auf dieser Karte genügt!

Bitte senden Sie mir unverbindlich und kostenlos einige Ausgaben der DEUTSCHEN VOLKSZEITUNG.

Vor- und Zuname

Beruf

Postleitzahl / Wohnort

Straße / Nr.

839

Werbeantwort

0,20 DM
die sich
lohn

An die

DEUTSCHE VOLKSZEITUNG

4 Düsseldorf

Oststraße 154

Postfach 2726